Benedikt

von

Fanny Lewald.

Erster Theil.

Berlin, 1874.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Der

Sängerin und Komponistin

Fräulein Katharine Baum.

Meine theure Käthe!

Deine treue Liebe, Dein seelenvoller Gesang, sind uns seit Jahren in trüben Stunden eine so große Erquickung, in heiteren eine solche Verschönerung derselben gewesen, daß ich Dir gern dafür einmal besonders zu danken, und Dir zugleich eine Erinnerung an die Zeit zu bereiten wünschte, die wir zusammen in der Schweiz verlebt haben, und in welcher der Plan zu dieser Dichtung in mir entstanden ist.

Nimm denn dies Buch als Liebeszeichen hin, und laß uns auf ein ferneres gutes Beisammensein vertrauen.

Berlin, im Mai 1874.

Fanny Lewald-Stahr.

Erstes Capitel.

In den Hochalpen der deutschen Schweiz öffnet sich ein schönes weites Thal, welches in allen Reisehandbüchern als einer der bewährtesten klimatischen Kurorte gerühmt wird, weil die hohen Berge, welche es einschließen, die rauhen Winde abhalten. Es athmet sich auch wirklich leicht und gut auf seinen duftigen, mehr als dreitausend Fuß über der Meeresfläche gelegenen Matten, und in der Frische seiner Tannenwälder, die sich hoch hinaufziehen an den Wänden seiner Berge.

Einsichtige Brüder des vornehmen Benediktinerordens haben die Vorzüge dieses Thales denn auch frühzeitig gewürdigt, und schon im zwölften Jahrhundert eine Niederlassung in demselben begründet.

Sie fand im Laufe der Zeiten zu verschiedenen Malen ihre Zerstörung durch Feuersbrünste, aber die Benediktiner erbauten sich immer wieder ein neues Haus, und noch heute liegt ihre Abtei stattlich in der Mitte des Thales da, von weißen, mäßig hohen Mauern rings umgeben, von des Kirchthurms Kuppel überragt, auf deren Spitze der Neumond mit dem Morgenstern, wie die Zeichen der Verkündigung des neuen Lichtes im Sonnenschein erglänzen.

Das Kloster ist reich begütert. Es besitzt eine bedeutende Bibliothek, und seine gelehrten Mönche stehen einer Lehranstalt vor, welche seit langen Jahren eine beträchtliche Anzahl von Schülern in ihren Mauern zu vereinigen pflegte.

Die Kirche des Klosters ist sehr groß, und wenn man die Verhältnisse des Thales in Betracht zieht, schön und ungewöhnlich prächtig zu nennen. Es fehlt den Altären nicht an Bilderschmuck, nicht an Säulen von seltenen Marmorarten; die Orgel der Kirche ist mächtig und der Gesang der Chorherren lockte uns, wenn wir am Abende von unsern Spaziergängen zurückkehrten, oftmals, in die feierlichen Hallen des Gotteshauses einzutreten.

Es war ein warmer Abend des Spätsommers,

als wir zum ersten Male der Vesper beiwohnt
Draußen war es noch heller Tag, obschon die Sonn
für das Thal bereits gesunken und hinter den Gipf
der Bergpyramiden verschwunden war, die es
Westen hin umgeben. In der Kirche war die D
merung bereits Meister über das Licht geworden
sie war fast leer. Nur in einer der Bänke saß
aufgerichtet eine große, starke Bäuerin und i
Bank hinter ihr saßen zwei junge Klosterfrauen
ihrer Tracht nach barmherzige Schwestern waren.
unweit des schwarz verkleideten Gitters, das de
und das Kloster von der Kirche scheidet, kniet
saßen einige wenige, nicht den Thalbewohnern,
der Fremdengesellschaft angehörende Frauen u
ner, und aus dem Chor stiegen zu der Wöl
Kirche die volltönenden Stimmen der Mönc
die den Abendsegen sangen.

Es lag etwas sehr Ergreifendes in den
in der einfachen, sich immer wiederholende
die nun seit hunderten und aber hunderten
alltäglich um dieselbe Stunde, an ders
erklungen war, und die voraussichtlich hi
erklingen wird in fernen, fernen Tagen
wirkende Kraft eines großen Gedankens

uns in diesen feierlichen Klängen wieder einmal auf das Neue. Man fühlte sich von ihnen zu jener lang entschwundenen Zeit zurückgeführt, in welcher die ersten geistlichen Ansiedler voll hoher Begeisterung und starkem Glauben hinaufgezogen waren in dies Hochgebirge, sich abwendend von einer Welt, deren Eitelkeit sie entsagten; das Ringen und Treiben des Lebens hinter sich lassend, um in Einsamkeit und Betrachtung der Selbstvollendung nachzustreben; um dem Kultus des Heilandes und der Madonna, des Mannes und des Weibes in ihrer höchsten Reinheit und Idealität, in tiefer Weltabgeschiedenheit einen Altar zu errichten, und unter halb wilden Volksstämmen die Lehre der christlichen Liebe zu verbreiten und zu üben.

Mit dem Gesange wechselnd klang die Orgel durch die Kirche, dann verstummte Beides. Nur das leise Beten der Mönche war aus dem Chore her vernehmbar und durch die hohen Bogenfenster der Kirche ward das Alpenglühen auf den Gipfeln der Schneegebirge sichtbar, noch Licht verbreitend nach dem Untergang der Sonne, ein Widerschein entschwundener Herrlichkeit.

Als der Gottesdienst beendet war, verließen die Fremden die Kirche Einer um den Andern. Auch

wir schickten uns zum Fortgehen an. Nur die beid
barmherzigen Schwestern verharrten betend noch a
ihren Plätzen; und das greise Haupt auf die Hä
gesenkt, daß man ihr Antlitz gar nicht sah, lag a
ältere Bäuerin in tiefem Gebet versunken, noch a
ihren Knieen.

Wie wir dann draußen auf dem Kirchhof sta
den, dem allmäligen Erlöschen des Alpenglühens z
zuschauen, gingen die drei Frauen an uns vorüb
Man sah, daß die beiden Nonnen die Töchter d
Alten waren, denn die schöne Gesichtsbildung, d
stattliche Größe waren allen Dreien gemeinsam, u
die Aehnlichkeit zwischen ihnen war auffallend, obsch
der sanfte Gesichtsausdruck der Klosterschwestern u
der finstere Blick der Alten starke Gegensätze bildete
und die voll und starkknochig ausgeprägte Gestalt de
Mutter neben den schlanken Leibern der Töchter no
wuchtiger und derber aussah.

Weil die Abende kühl waren, beendeten wir u
sere Spaziergänge immer mit dem Sonnenuntergang
und gewöhnten uns endlich daran, allabendlich in d
Kirche einzutreten, in welcher die alte Bäuerin un
die beiden Nonnen niemals fehlten. Sie waren regel
mäßig die letzten Beter in der Kirche, und trennte

sich dann auf dem Platze vor derselben meist mit stummem Gruß. Die Nonnen gingen thalaufwärts nach dem von ihnen verwalteten Armenhause, in welchem die Gemeinde ihre Kranken, ihre Altersschwachen und ihre Waisen untergebracht hatte; die Alte stieg mit starkem Schritte einen schmalen Fußpfad hinan, der an der Nordseite des Thales zu einer der prächtigsten Matten und zu dem ansehnlichsten Hause des ganzen Thales führte.

Die Frau hatte etwas Besonderes an sich. Ihre Züge waren hart und scharf, wie man es an den Frauenköpfen auf manchen der Holzschnitte von Albrecht Dürer findet. Ihr Auge wich dem Blicke der Fremden aus, und von der Freundlichkeit, mit welcher die Landleute des Thales der Anrede eines Fremden im Allgemeinen zu begegnen pflegten, war an ihr Nichts zu bemerken. Indeß eben ihre Zurückhaltung machte sie uns anziehend, denn es sind nicht nur die Kinder, welche nach dem Versagten ein gesteigertes Verlangen fühlen, und der Müßiggang macht neugierig. Wir meinten einmal sehen zu müssen, wo und wie sie wohne, und als wir eines Tages unsern Morgenspaziergang nach der Höhe unternommen hatten, auf welcher ihr Haus gelegen war, schlugen wir unsern Rückweg

nach der Richtung ein, welche uns an demselben vorüberführen mußte.

Als wir herankamen, überraschte uns das Haus, denn es machte in der Nähe sich noch stattlicher und schöner, als von der Ferne. Sie waren offenbar um Raum und Baumaterial noch nicht verlegen gewesen, die Bauleute, die dies Haus vor nahezu zwei Jahrhunderten aus den Baumstämmen des Waldes aufgerichtet hatten, der sich hinter dem Hause weit hinausdehnte. Die Zeit hatte wie eine scharfe Beize die Stämme und Balken dunkelbraun gefärbt, und die Sonne die in Blei gefaßten runden kleinen Scheiben, aus denen die Fenster sich zusammensetzten, in wechselnder Farbe schimmern machen. Aber das Gefüge stand noch so fest, als wäre es heute erst gerichtet, das Haus lag mit seiner dreifachen Fensterreihe hoch und sich in Freiheit ausbreitend, am Quellenrande da; die Gallerien zogen sich unter weithin schützendem Vordach um die beiden oberen Gestocke hin, und mehr noch als sie, boten die uralten Nußbäume dem Hause Schutz und Schatten, die neben und hinter ihm emporgewachsen waren.

Alles verrieth einen alten Wohlstand an dem Hause. Die Stallungen konnten Vieh genug beher-

bergen, wenngleich sie jetzt zur Sommerszeit verlassen waren. Die ungewöhnliche Zahl und Größe der Wirthschaftsgebäude ließ vermuthen, daß man hier eine große Heuernte zu bewahren habe. Der überdachte und wohlgefaßte Quell, der sein klares Wasser aus eiserner, von alter Schmiedekunst gefertigter Röhre in die langen breiten Steintröge ergoß, plätscherte laut in seines Reichthums Fülle, und wie das Wasser Kühlung spendete in dieser heißen Zeit, so verhieß die Masse des klein geschlagenen und sorgsam aufgeschichteten Holzes, daß man in dem Hause auch in den Tagen des Winters von des Wetters Ungunst nicht zu leiden haben werde.

Oben auf der Giebelfirst waren, wie auf dem Thurm des Klosters, der Neumond und der Morgenstern als Wetterfahne angebracht. Das Zeichen des I. H. S. (in hoc signo vinces) prangte am Giebel; und auf der schön geschnitzten Planke, die als Zierrath sich auf der Giebelfront zwischen dem Erdgeschoß und dem zweiten Stockwerk hinzog, stand in alterthümlicher Schrift zu lesen:

Auf Gott vertraut und aufgebaut mit eigner Kraft
Von Maria Josepha Anschafft
Für sich und ihre Nachkommenschaft -
Anno Domini 1679.

Es war eine Inschrift, wie sie un
hier noch anderwärts jemals vorgekom
klang so stolz und selbstgewiß, als hät
uns merkwürdig geworden war, sie selb
weil man gewohnt ist, sich die Frau
in der Abhängigkeit von einem Man
stand es für uns Alle sofort fest, daß
Maria Josepha Anschafft, welche dieses
hundert Jahren erbaut hatte, und
selber, schon von Anfang an ein eig
gehabt haben müsse.

Wir meinten, es müsse etwas B
gangen sein, ehe eine Frau sich in jen
und vollends hier zu Lande, so geflis
herrin und Beschützerin ihrer Famili
habe; und wie wir denn länger und
Platze weilten, dessen erfrischender Sc
rend der schweren Mittagshitze erquick
es uns allmälig auf, daß das reiche
sich gegenwärtig alles jenes freundli
baar und ledig zeigte, an welchem sel
Bemittelte es seiner Hütte, wenn er
nicht gerne fehlen läßt.

Der eingezäunte kleine Gartenraum

wildert. Was von Blumen noch darin blühte, hatte offenbar zufällig und ungepflegt in demselben fortgewuchert. Der Weg, welcher einst zwischen den Beeten gezogen worden, war mit Gras bewachsen. Auch an den Fenstern sah man keine Blume, und sogar die Vorhänge an den Fenstern fehlten, deren leuchtende Sauberkeit neben dem dunkeln Holzwerk der Häuser sich hier zu Lande meist so freundlich ausnimmt.

Während Einer von uns eben diese Bemerkung aussprach, trat die Besitzerin des Hauses aus der Thüre unter das Dach des Vorgeleges heraus und sah uns an, ohne uns auch nur mit einem Gruße kund zu geben, daß sie uns gewahre.

Wir boten ihr den guten Tag, sie erwiderte es kurz. Als wir danach die Erwartung aussprachen, sie werde wohl erlauben, daß wir hier unter dem Schatten ihrer Bäume noch ein wenig ruhten, sagte sie: „Dazu ist die Bank ja da!“ — und ging, ohne uns weiter auch nur eines Blickes oder Wortes werth zu achten, in das Haus zurück, dessen Thüre sie hinter sich fest zuzog.

Eine solche Unfreundlichkeit war uns in all den Wochen, während deren wir im Thale lebten, noch nicht vorgekommen. An so manchem Hause hatten

wir gerastet, und überall hatte man
kommen, ein freundlich Wort auch o
zugerufen.

Erst am verwichenen Tage hatt
Hause gesessen, als die Eigenthüme
Ladung Gras auf ihrem Haupte
Sichel in der Hand, von ihrer Ma
war. Auf unsere Bemerkung, daß
ihr bequem gemacht und schon lange
war eine herzliche Freundlichkeit ü
sicht gegangen, und uns anlächelnd
hatte sie uns zugerufen: „Sitzen

Das hatte anders geklungen, al
„die Bank ist dazu da!“ welches
Behagen an dem Ruhen und an
Es wurde uns widerwärtig, ansch
zu werden, weil kein Grund vorha
zuweisen; und wir erhoben uns d
Augenblicken, um unsern Heimwe

„Wenn Gastfreiheit gegen d
christlichen Tugenden gehört,“ sag
gleiter, „so hat diese Frau sich
wieder einer Sünde schuldig gem
in der Kirche bei ihren täglichen

Unwirscher, als sie sich gegen uns gezeigt hat, kann man wohl nicht sein."

„Sie sieht immer finster und abstoßend aus!" bemerkte ein Anderer.

„Wer weiß, was sie erlebt haben mag!" wendete ich ein, und während unseres ganzen Rückweges kamen wir unwillkürlich noch zu verschiedenen Malen auf die Frau zu sprechen.

Vor unserm Gasthofe trafen wir unsere Wirthin an. Sie fragte, wo wir gewesen wären? Wir nannten ihr den Weg und ich erzählte ihr unser kleines Abenteuer.

„Ja!" sagte sie, „das ist so ihre Art. In ihrer Jugend ist sie meine beste Freundin gewesen und sehr besonders und sehr stolz war sie schon dazumal. Aber sie war schön und brav, wie selten Eine, und wir haben kein Geheimniß vor einander gehabt, bis allmälig all das Unglück über sie hereingebrochen ist. Jetzt geht sie allen Menschen aus dem Wege, nicht blos den Fremden, die freilich auch Unglück genug über sie gebracht haben. Sie mag seitdem mit Niemandem zu schaffen haben; und nachdem sie es dem Kloster verschrieben hat, ist ihr sogar ihr Haus und Hof und Hab und Gut verleidet worden, daß sie nichts Rechtes

mehr dafür thut. Ihr ist's jedoch kaum zu verargen, wenn sie die Menschen und das Leben satt bekommen hat."

Wir fragten, ob sie keine Kinder habe? Ob die barmherzigen Schwestern nicht ihre Töchter wären?

„Freilich!" sagte die Wirthin. „Die beiden Mädchen hätten Sie aber als Kinder sehen müssen. Eine schöner als die Andere — wahre Engelsköpfe!"

„Und Söhne hat sie nicht?"

Die Wirthin wurde aus dem Hause mit einer Frage angegangen. Sie gab rasch Bescheid, und sich noch einmal zu uns zurückwendend, sagte sie: „Von dem Hause und von der Familie ist viel zu sagen, schon von alten Zeiten her. Die Geschichten haben sich von Mund zu Mund erhalten. Vieles hat man selber mit erleben helfen, und was sich danach zuletzt, vor jenen sieben, acht Jahren zugetragen hat, ist eigentlich vor unseren eigenen Augen hier geschehen. Sie müssen Sich das von meinem Sohne, dem Doktor einmal ausführlich erzählen lassen. Er war ein Freund vom Benedikt, und meine Tochter weiß auch davon Bescheid. Sogar einen Brief haben sie noch von ihm. Er hatte ihn mit Absicht bei dem Doktor liegen lassen, und auch ein Bild ist von ihm da, das ganz natür-

lich ist. Die fremde Dame hat es seiner Zeit gemacht und es nachher hier gelassen. Mein Sohn hat es bei sich in seiner Stube hängen. Seine fremden Patienten haben es oft bewundert; und er war auch wirklich schön der Benedikt!" setzte sie hinzu, während sie einer zweiten Mahnung folgend, eilig in das Haus und an ihr Geschäft ging.

Sie hatte aber mit dieser ihrer flüchtigen Auskunft unsern Antheil an der Geschichte jenes Hauses, wie an dem Schicksal seiner finsteren Besitzerin wesentlich gesteigert. Indeß in einer Wirthschaft, in welcher Jeder, wie in dieser, sein reichlich zugemessenes Theil von Arbeit hat, und mehr als hundert Gäste täglich von ihren Wirthsleuten einen freundlichen Gruß und aufmerksame Beachtung fordern, ist denselben wenig Zeit zu ruhigem Verkehren mit den Einzelnen gegönnt. Der Doktor hatte während der Kurzeit ebenso wenig Muße als seine Mutter und die Schwester, und es vergingen viele Tage, ehe wir seiner oder seiner Schwester habhaft zu werden und sie auf die alte Jakobäa und auf deren Sohn zu bringen vermochten.

Dazu kam, daß sie Beide immer nur bruchstückweise bald dieses, bald jenes Ereignisses erwähnten, wie sie denn auch nur gelegentlich und gegen das Ende

unseres Aufenthaltes mit dem Bilde und w
Brief zum Vorschein kamen, dessen unsere
gegen mich gedacht hatte.

Was ich auf diese Weise von der Wirth
von ihren Kindern, theils als alte Sage, th
Erzählung der Großeltern, und dann wieder a
von ihnen Selbsterlebtes erfahren habe, das
in Zusammenhang gebracht, und so weit es
war, möglichst wortgetreu in der Weise wied
versucht, wie die verschiedenen Personen es n
theilt haben, die Zwischenglieder ergänzend
bindend, wie der Hergang es wahrscheinli
und gebot.

Zweites Capitel.

Die Anschafft's sind eine der ältesten Familien des Thales. Sie sollen über dreihundert Jahre in demselben angesessen und seit ein paar hundert Jahren immer schon sehr wohlhabende Leute gewesen sein. Zu den Zeiten, als der dreißigjährige Krieg in Deutschland gewüthet, hat oben in dem Hofe ein Anschafft gesessen, der drei Söhne gehabt hat; und weil er darauf gehalten, daß sein Hof und Anwesen einmal nicht zertheilt werden, sondern beisammen bleiben sollten, hat er Nichts dawider gehabt, daß sich seine beiden jüngsten Söhne unter dem Wallenstein haben anwerben lassen, um gegen die Protestanten und gegen den Schwedenkönig, zur Ehre Gottes und der Heiligen Jungfrau, in den Krieg zu ziehen. Es ist einige Jahre keine Nachricht von ihnen

gekommen, bis endlich der Jüngste geschrieben hat, daß der ältere Bruder in der Schlacht gefallen, er selber aber gesund geblieben sei. Er sei allmälig zum Wachtmeister aufgerückt, er denke also gar nicht mehr daran, nach Hause zurückzukehren, sondern wolle bei dem Waffenhandwerk bleiben, in welchem er es zu etwas Ordentlichem zu bringen hoffe. Es wären Obristen und Generale in der Armee, die von der Pike heraufgekommen wären, und was dem Einen gelungen wäre, das könne dem Andern auch gelingen, wenn er nur sein Ziel nicht aus dem Auge ließe, und dieses nicht zu thun, sei er ja der rechte Mann.

Da während der Abwesenheit der beiden jungen Leute ihre Mutter auch gestorben war, der Aelteste aber, auf den der Vater es einzig abgesehen hatte, sich mit einer Erbtochter versprochen hatte, so war kein großes Trauern um den Todten, den zu sehen man ohnehin seit Jahren nicht mehr gewohnt gewesen war, und wenn der Jüngste sich zu einem Obristen und großen Manne aufschwingen konnte, so dachten sie, das solle und könne ihnen recht sein. Indeß es kam mit einem Male anders, als sie es erwartet hatten. Dicht vor dem Hochzeitstage legte sich der Bräutigam und starb, und es verstand sich für den Vater nun

durchaus von selbst, daß der Jüngste jetzt nach Hause zu kommen und sein Erbe anzutreten verpflichtet sei.

Der mußte aber lange gesucht werden, ehe man ihn in jenen unruhigen Zeiten finden konnte, und als man ihn gefunden hatte, wollte er nicht kommen. Er wollte nicht davon hören, daß er das bunte Waffenkleid von sich thun, den Bauernkittel anlegen, das Schwert mit der Sense vertauschen, und auf des Vaters Matte in dem weltabgeschiedenen Thale ein Landmann leben sollte, statt mit lustigen Gesellen hinter seinem Fähnlein in der Welt herumzumarschiren und von Abenteuer zu Abenteuer fortzuziehen. Erst jetzt jedoch, als sich auf des Vaters Antrieb sogar der Abt des Klosters mit einem Schreiben an den Obristen des Regiments gewendet hatte, damit er den Anselmus der Mannschafft frei lassen und zur Heimkehr bewegen möge, ist dieser endlich doch nach Hause gekommen, wo es sich denn bewahrheitet hat, daß es dem Menschen nicht immer zum Heil ausschlägt, wenn er seinen Willen durchsetzt.

Das Haus war da, das Gut war da, die Braut und die reiche Aussteuer waren ebenfalls da, und Anselmus hat es sich zuerst, als er nur erst zu Hause war, auch ganz gut gefallen lassen, in des älteren

Bruders Stelle einzutreten. Das Wohlgefallen hat jedoch nicht lange vorgehalten, denn die Sehnsucht nach dem unruhigen Leben ist nach kurzer Zeit gleich wieder über ihn gekommen. Dem Vater hat er nicht pariren wollen, weil er kein Offizier, sondern nur ein Landmann war; die ruhige Arbeit hat ihm noch weit weniger geschmeckt, als die heimische Kost und das tägliche Einerlei, und seiner Frau ist er nach Jahr und Tag gleichfalls satt geworden, weil er auch darin an Wechsel gewöhnt gewesen ist. Streit und Hader haben nicht lange auf sich warten lassen und nicht wieder aufgehört, und wie der Vater nur erst die Augen zugemacht, der doch wenigstens die Hand auf dem Geldbeutel gehabt hatte, ist die Maria Josepha ihres armen Lebens mit dem Anselmus nicht mehr froh geworden.

Mit weinenden Augen hat sie es ansehen müssen, wie der Mann in Spiel und Trunk immer tiefer heruntergekommen, wie die nothwendige Arbeit ungethan geblieben ist, und wie erst eine Matte und dann die andere verkauft worden ist, daß die Frau bald nicht mehr viel Anderes ihr Eigen zu nennen gehabt hat, als ihre Kinder und das Dach und Fach über ihrem Kopfe. Aber auch das Dach und Fach sind nicht

ihr geblieben, denn als der Mann einmal seiner Sinne nicht mehr mächtig, von der Kirchweih in der Stadt zurückgekommen ist, da ist durch sein Verschulden im Hause ein Feuer ausgebrochen, bei dem er selber zum Krüppel geworden ist, und aus dem die Frau Nichts gerettet hat, als die Kinder und das nackte liebe Leben.

Der Mann hat es danach nicht lange mehr gemacht. Der unglücklichen Wittwe, mit der Jedermann hat Erbarmen haben müssen, sind sie aus dem Kloster zu Hülfe gekommen, und nachdem die brave Frau nur erst freie Hand gehabt hat, hat sie zu arbeiten und zu schaffen angefangen, daß es die Leute in Verwunderung gesetzt hat, und daß sie am Abend ihres Lebens wieder ein schönes Stück Geld zusammen gebracht, fast alle Matten zurückgekauft, das Haus oben aufgerichtet und mit der Inschrift versehen hat, die noch heute an demselben steht. Durch diese Inschrift haben sich denn ihr Andenken und die ganze Geschichte unter den Menschen lebendig erhalten, die sonst im Laufe der langen Zeiten natürlich verloren und vergessen worden wären.

Seitdem ist das Grundstück, und es sind nun bald zweihundert Jahre her, immer unter den An-

schafft's geblieben, aber es soll auch von jenen Zeiten her unter ihnen sein, daß der rechte tüchtige Sinn und die eigentliche Arbeitskraft mehr unter den Frauen als unter den Männern des Hauses zu finden gewesen sind. Das Landsknechts Blut hat in den Männern immer herumgespukt. Sie haben Kriegsdienste genommen hier und dort. Es haben Viele von ihnen außer Landes ihr Ende gefunden, und unter den alten Leuten des Thales weiß Mancher es noch zu erzählen, was er in seinen jungen Jahren von den Abenteuern der verschiedenen Anschafft's erlebt und berichten gehört hat.

Zu der Zeit als die jetzige Besitzerin des Hauses auf die Welt gekommen ist, hat das Haus zwei Brüdern gehört, die einmal ausnahmsweise Beide darin geblieben, und in gutem Einvernehmen mit einander zurecht gekommen sind. Der Eine, Martin Anschafft, hat nur einen Sohn gehabt, mit Namen Maurus, und dem Andern ist von einer ganzen Menge Kindern nur eine einzige Tochter am Leben geblieben, eben die Jakobäa, die noch jetzt in dem Hause waltet. Es hat sich also bei den Vätern ganz von selbst verstanden, daß Maurus und Jakobäa ein Paar werden müßten, damit das Haus und was dazu gehörte —

und die Anschafft's waren inzwischen immer mehr in die Höhe gekommen — so in der Familie erhalten bliebe, wie die Brüder es besaßen.

Dem Mädchen ist das ebenfalls natürlich vorgekommen und ganz recht gewesen. Der Spruch an dem Hause, mit dem sie aufgewachsen, war ihr auch wie eingewachsen.

Jakobäa hat es gar nicht anders gekannt und gedacht, als daß sie einmal den Maurus zum Manne bekommen würde, und da sie nebenher von Kindesbeinen an sich zur Wirthschaft gut angelassen, und früh gelernt hat, wie viel Batzen auf ein Schock gingen, so hat sie es auch zeitig begriffen, daß zwei Hälften ein Ganzes machen, und mehr werth sind, als ein Halbes. Daß einmal eine Andere als sie neben dem Maurus in dem Hause sitzen sollte, oder gar, daß sie mit einem Andern aus dem Hause fortgehen könne, in dem sie geboren worden war, und das die Maria Josepha Anschafft für sich und ihre Nachkommenschaft wieder aufgebaut hatte, das ist der Jakobäa in ihrem Stolze ganz unmöglich vorgekommen. Sie hat also an dem Vetter wie an einem Theile von ihrem Eigenthume festgehalten, und damit hat sie es zumeist bei ihm verdorben. Sie hatte ih

gerade damit ganz besonders aufgestachelt, den beiden Alten und ihr selbst zum Trotze fortzugehen in die Fremde.

Die Männer, die mit ihm jung gewesen sind, haben ihn oftmals sagen hören, daß er kein Felsblock sei, der für ewige Zeiten stehen bleiben müsse, wo er einmal stehe. Er sei auch kein Erbstück, wie eine alte Truhe, oder wie das Vieh, das mit dem Hause und dem Hofe übernommen werde. Er lasse sich von Niemandem versprechen, so wenig er sich verkaufen oder verdingen lassen würde gegen sein Belieben. Er sei ein freier Mann, und Gott habe dem Menschen Vernunft und freien Willen gegeben, damit er über sich selbst bestimmen und für sich selber wählen sollte. Hier oben in den Bergen zu bleiben und immer nur Gras zu mähen, das Vieh zu hüten und die Käse in die Welt hinauszuschicken, sei er nicht gesonnen; das könnten Andere thun, die nicht seine Kräfte und seine Länge und seine breiten Schultern hätten. Er wolle lieber in die Welt gehen, sich in ihr umthun, wie schon so Mancher von ihnen es vor ihm gethan habe. Er wolle sehen, wie es ihm in der Welt gefallen werde, und nachher sei es noch Zeit genug, sich zu entscheiden, ob er sich hier oben in den Bergen

festsetzen, und ob er die Jakobäa oder eine Andere zum Weibe haben wolle oder nicht. Wolle sie das abwarten, so habe er nichts dawider, wolle sie das nicht, so sei ihm das eben so genehm. Es müsse Jeder thun, wie es ihm, nicht wie es Andern beliebe und gefalle.

Je mehr die beiden Väter ihm entgegen gewesen sind, um so fester hat er natürlich auf seinem eignen Sinn bestanden, und je mehr hat es die Jakobäa verdrossen, daß er es kund gegeben, wie er sich gar Nichts aus ihr mache. Aus seiner Gleichgültigkeit und ihrem Stolze, die immer wieder sich an einander gerieben und gestoßen haben, ist wie aus hartem Stein und kaltem Stahl der Funken in ihr Herz gefallen. Sie hat es ihm nicht zeigen wollen, daß sie ihn liebte und ist bitter und eigensinnig gegen ihn geworden; und weil sie sich dazwischen doch verrathen hat, hat er auch sein Vergnügen daran gehabt, sie damit zu kränken, daß er sie verschmähte. Es ist ein immerwährender Unfriede zwischen den jungen Leuten gewesen.

Darüber hat es denn endlich auch unter den Vätern Streit gegeben, und wie der Maurus immer wieder fest und bestimmt erklärt hat, daß er unter

keiner Bedingung länger in dem Hause und in dem Thale bleiben werde, so hat der Beichtvater des Hauses, dem die Väter ihre Noth geklagt haben, sich in das Mittel gelegt und dem Widerspenstigen den Rath gegeben, er solle, wenn er denn durchaus in die Welt hinaus wolle, sich auf eine bestimmte Anzahl von Jahren unter die Schweizer einschreiben lassen, die in Rom die Leibwache des heiligen Vaters bildeten. Das sei ein Beruf, an dem Gott Wohlgefallen habe, man wisse denn auch, wo er sei und bleibe. In Rom werde er in dem rechten Glauben aufrecht erhalten, und da er ein großer und ansehnlicher junger Mann sei, der in der Klosterschule guten Unterricht genossen habe, so könne er auf diesem Wege nicht nur zu Ehren kommen, sondern auch sein Seelenheil befördern.

Man hatte dem Maurus in den alten Bildwerken der Klosterbibliothek die Abbildung der Schweizer Hellebardiere des Papstes gezeigt, die, wie alte Ritter angethan, in den großen Prozessionen mit ihren Hellebarden vor dem Thronhimmel hergehen, auf welchem der Papst durch die prachtvollen Hallen der Peterskirche getragen wird, und er hat von da ab die Stunde kaum erwarten können, bis er mit des Frühlings Anfang sich auf den Weg nach Rom begeben konnte.

Mußten sie ihn einmal gehen lassen, |
den Vätern noch der liebste Weg, und da di
trotz ihres Stolzes fromm und dem Zuspr
Beichtvaters von Herzen zugänglich war, |
auch sie sich mit dem Gedanken aus, daß
die Heimath und sie verlassen sollte, um den
Vater zu bewachen, gegen den in jenen Jal
in seinen eigenen Landen zu verschiedenen Ma
ständige erhoben hatten.

Ehe er fort ging, genossen die beiden Vä
Jakobäa und Maurus zusammen noch das
Abendmahl. Pater Theophil, der damals eben
großen Weihen empfangen, hat ihn besonders n
segnet und ihm einen Empfehlungsbrief verschaf
ihm auf seinem Wege in den Klöstern Aufnahm
Herberge erwirken sollte. Man hatte ihn übriger
ausgestattet, wie es einem jungen Menschen z
dessen Vater im Vollen saß, und als er dan
letzten Abende in der oberen Stube die Goldstüc
dem Ledergurte verwahrte, den er am andern Mo
auf dem bloßen Leibe anlegen sollte, hat die Jak
neben ihm gestanden und nachdenklich zugesehen,
er die Stücke überzählte.

Gesprochen haben sie Beide nicht. Draußen

der Föhn geweht und der alte Birnbaum, der schon seit vielen Jahren keine Früchte mehr getragen, und den man nur noch stehen lassen, weil er schon wer weiß wie lange neben dem Hause gestanden hatte, hat in dem dürren Wipfel geknirrt und geknarrt, daß es sich anhörte, als würde er in jedem Augenblicke brechen.

„Ob der noch stehen wird!“ sagte darauf Maurus, und Nichts weiter.

„Der hält noch mehr aus, als die paar Jahre!“ meinte Jakobäa, und hatte nicht das Herz, den Vetter anzusehen.

„Es ist nicht gesagt, daß ich in ein paar Jahren wiederkomme!“ gab er ihr zur Antwort. „Hier oben ist ja Nichts zu holen.“

Jakobäa hat darauf geschwiegen, und als er seine Sachen hergerichtet hatte, wollte er hinausgehen. Sie aber rührte sich nicht von der Stelle und kämpfte hart mit sich. Mit einem Male, wie er schon unter der Thüre stand, trat sie an ihn heran und hielt ihn fest.

„Soll ich auf Dich warten?“ fragte sie.

Er blieb stehen, sah sie an, wendete sich wieder von ihr ab, und entgegnete: „Halt' das, wie Du willst. Es thut Jeder, was er nicht lassen kann!“ — und damit ging er fort.

Drittes Capitel.

Er hatte versprochen, daß er Nac
geben wollte und sie warteten und w
ohne daß sie kam. Endlich, weil r
von ihm hörte, schrieb der Herr Pri
viel Anhang und Bekanntschaft hatte
es leicht erfahren konnte, er möge
erkundigen, ob der junge Maurus
angekommen, und in die Leibwache
eingetreten wäre.

Die Antwort fiel verneinend
nun hier oben Niemand, was er
solle. Die Einen vermutheten,
und um das Leben gekommen,
nicht daran glauben, weil er
schlossener Mensch war. Sie m

gut Glück wo anders hingegangen sein, weil er sich niemals Etwas hatte vorschreiben lassen und nie lange bei demselben Vorsatz geblieben sei; und es stellte sich danach heraus, daß diese Letzteren das Richtige getroffen hatten.

Er war schon über Jahr und Tag von Hause fort, als endlich ein Brief von ihm ankam, und zwar nicht aus Italien, sondern aus Algier. Das hing aber so zusammen.

Der Herr Abt hatte ihm, als der Maurus fortgegangen war und weil er durchaus das Meer zu sehen verlangte, die Reisestraße in der Art vorgezeichnet, daß er zuerst nach Genua wandern und sich von dort nach Civita vecchia einschiffen sollte. Nach Genua war er auch wirklich gekommen, und zwar in Begleitung von ein paar anderen jungen Leuten, die auf dem Wege nach Frankreich gewesen waren, um dort in die Fremdenlegion für den französischen Kriegsdienst in Algier einzutreten. Es waren lustige, verwegene Burschen gewesen, die es ihm vorgestellt hatten, daß es ein langweiliges Gewerbe sei, mit der Hellebarde auf der Schulter heute im Vatikan und morgen im Quirinal auf den Posten zu ziehen, um einen alten Pfaffen zu bewachen. Sie hatten dabei nicht ermangelt,

ihm das Leben eines französi
Aussichten, die ein muthiger
den französischen Colonien hal
Farben auszumalen.

Maurus hatte diese Schild
Geschmack gefunden, die mit
waren vermuthlich in Gesellscha
auch schnell flüssig geworden,
ohne sich auf weitere Erklärun
in der Fremdenlegion Dienst
es ihm in derselben gut gehe,
wiederkommen werde. Es sei
schöner und ein ganz ande
Von dem Heimweh, von den
es den Schweizer in der Fremd
Berge zurückziehe, könne er
und man möge sich also kein
wegen.

Oben in dem Thale hö
Das Heimweh wird schon n
und des Maurus Vater verlie
deß es verging ein Jahr un
er wiederkehrte. Nachricht ga
immer weniger von sich, bis

daß man Nichts mehr von ihm hörte, und daß er eben nicht mehr da war. Die beiden Alten wirth- schafteten mit der Jakobäa ruhig fort, denn sie wa- noch immer bei ihnen und hatte auch noch keine Mann genommen, obschon es ihr an Vorschlägen un Bewerbern nicht gemangelt hatte, da sie schön u reich war.

Sie hatte an einem Jeden, der bei ihr anfra irgend Etwas auszusetzen. Jeder aber, den sie abgewiesen, ward ihr Feind, und zuletzt hieß es, wolle warten, bis der Maurus einmal umgekom sein würde. Dann wäre sie die einzige Erbin in Hause, und sie hoffe offenbar sich dann noch an den Mann zu bringen, als jetzt mit dem h Erbe.

Damit jedoch that man ihr schweres U denn sie war weit davon entfernt, sich Rechnun des Vetters Tod zu machen. Von frühester K an hatte sie an ihm gehangen, und von der ab, da er von ihr mit so kaltem Wort geschied hatte sie keinen anderen Gedanken mehr geha ihn allein. Sie meinte, er habe sich nur so stellt, um sie zu quälen, wie es seine Art n könne es aber doch in seinem Innern gar nic

Das ist so hingegangen, bis sie hoch in den Zwanzigern gewesen und der Ohm endlich auch gestorben ist. Natürlich hat das dem Sohne sogleich angemeldet werden müssen. Der Ammann hat es ihm sofort geschrieben, der Herr Abt hat ihm gleichfalls schreiben lassen, und sie haben die Jakobäa aufgefordert, es von ihrer Seite ebenso zu thun.

Das hat sie aber nicht gewollt. Sie hat entgegnet, sie habe dem Maurus weiter Nichts zu sagen. Er werde ja kund geben, ob er nach Hause kommen und sein Erbe selbst bewirthschaften wolle oder nicht. Komme er nicht, so müsse sie zusehen, wie sie sich mit ihm auseinandersetze, denn aus dem Hause gehe sie in keinem Falle fort. Ein Frauenzimmer von ihrem Stamme hätte es der Zeit für die Familie aufgerichtet, und sie sei eben so gut wie die Maria Josepha im Stande, es bei der Familie auf ihre eigene Hand zu erhalten, wenn der Maurus so pflichtvergessen sein könnte, sich davon frei machen zu wollen. Sie werde abwarten, was er zu thun gesonnen sei und dann weiter zuschauen.

Diesmal haben sie auf seinen Bescheid nicht so lange zu warten brauchen. Der Maurus ist bald selber angekommen, und sie erzählen noch im Thale,

wie man am Anfang gar nicht hätte g
daß er es wirklich sei.

Er war von der heißen afrikani
schwarzbraun geworden, als wäre er
boren. Er hat einen prachtvollen Bart g
obschon er es nicht weiter gebracht hatte,
Unteroffizier, hat er vornehm ausgesehen u
than, wie kein inländischer General. Al
zu gering vorgekommen und Jedem, der es
wollen, hat er gesagt, daß er sich allerding
macht habe und zu Hause bleiben könne,
wolle, daß es ihm aber in den Bergen
weniger gefalle, als sonst vordem. Er denk
gehen, sobald er nur erst mit der Jakobäa im
sei, was ja wohl nicht lange dauern werd
Jakobäa wolle das Haus behalten, daran thue
recht und wohl, denn sie suche in der Wirt
ihres Gleichen. Er aber sei kein Bauer, hab
keine Lust am Feilschen und Zusammenscharren, er
den Tag am Tage leben, wolle nicht immer an
Morgen denken. Was ihm durch den Kopf gehe
was das Herz ihm sage, das thue er. Sich hier
Frau zu nehmen, sei er nicht gekommen, am wenig
um der Jakobäa willen. Die wäre das reine Geg

theil von ihm; doch müsse er ihr zugestehen, daß sie ein Frauenzimmer sei, vor dem er salutire, abgesehen davon, daß sie ihm jetzt, wo sie zu Fleisch gekommen, doch noch eher gefallen könne, als in ihren jungen Jahren und in deren Magerkeit.

Trotz alledem Gerede und dem Prahlen zog das Verhandeln mit der Jakobäa sich aber mit einem Male in die Länge. Die Wochen vergingen, es wurden Monate daraus, der Schnee lag schon wieder in dem Thale, und Maurus war noch immer da. Als er angekommen war, hatte er die Uniform getragen, jetzt sah man ihn ab und zu in bürgerlicher Kleidung, und je länger er da war, um so öfter.

Einen Abend wie den andern kam er in das Wirthshaus, wo die Leute es nicht müde wurden, ihm immer wieder zuzuhören, und wo er immer so viel von seinen Erlebnissen zu erzählen hatte, daß er endlich nicht mehr dazu kam, von seinem Fortgehen zu sprechen.

Wenn man die Jakobäa fragte, wie lange der Vetter denn noch bleiben werde, sagte sie: das wisse sie nicht, und sie frage ihn auch nicht danach. Er sei im Hause Herr so gut wie sie und könne sich einrichten, wie es ihm gefalle.

Die Frauen und Mädchen aber machten die Be-
merkung, daß Jakobäa sich jetzt niemals ohne ih-
großen goldenen Haarnadeln und ohne die mit Stein-
besetzten Ohrringe und Halsketten sehen ließ, die
sonst nur Sonntags oder Feiertags getragen hat-
Sie zog, wenn sie nicht gerade bei der Arbeit w-
ihre seidenen steifen Mieder an den Wochentagen a-
und sie sah auch viel vergnügter aus, und zeigte f-
redseliger und zuthulicher, als man es sonst von
gewohnt war. Man merkte wohl, da gehe Etwas v-
es ließ indeß noch eine Weile warten, obschon
Beiden immer vertraulicher mit einander verkeh-
und zusammen zur Messe und in die Kirche gin-
wie Zwei, die von Rechtswegen zu einander gehö-
was ja im Grunde auch der Fall war.

Kurz vor Weihnachten kam es zur Verlob-
bald nach Neujahr war die Hochzeit, und Jak-
hatte es nun erst recht kein Hehl, daß sie von Ki-
beinen an keinen Anderen im Sinn getragen
als ihren Vetter Maurus. Sie gestand es ein,
sie es eigens darauf angelegt, ihn bei sich f-
halten, und daß sie unverheirathet geblieben sein w-
wenn sie ihn nicht hätte haben können. Si-
immer rüstig bei der Arbeit gewesen, jetzt wu-

es doppelt. Die Leute meinten, sie glänze vor lauter Zufriedenheit, und sie sagte auch Jedem, der es hören wollte, daß sie jetzt zum ersten Mal zufrieden sei, weil sie nun endlich ihren Willen habe.

„Ich habe, so lange ich von mir weiß, immer meinen Willen haben müssen," sagte sie, „und ich habe ihn auch jetzt wieder durchgesetzt, gar nicht erst zu gedenken, daß ich es seinem Vater auf dem Todtenbette versprochen und zugeschworen hatte, daß ich, so viel es an mir wäre, dazu thun würde, den Maurus hier bei mir, und hier bei seinem Haus und Hofe zu erhalten. Hier in das Haus gehört er hin und nun kann die Nachkommenschaft nur immer kommen, je eher um so besser. Wenn ich das Haus auch nicht für sie gebaut habe, wie die Maria Josepha, so habe ich doch die Waldwiese dazu gekauft, unsere Heerden vergrößert und Kisten und Kasten wohl angefüllt, seit ich das Regiment nach dem Tode der Mutter und der Muhme in die Hand bekommen habe. Es ist jetzt Alles, wie es sein muß, und was der Mensch will, das setzt er auch durch, sofern er sich rechtschaffen dazu hält. Es ist ein Jeder seines Glückes Schmied, und wenn es Einem schlecht geht, so trägt er ganz allein daran die Schuld."

Wenn man ihr darauf zu bedenken gab, daß di
vermessen sei, und daß es Gott versuchen heiße,
wollte sie davon nicht hören. Es war umsonst, wen
man ihr vorhielt, daß der Mensch vor Gott nicht al
auf sich trotzen dürfe, daß der Herr dem Mensch
manchmal seine strenge schwere Hand ganz unerwar
fühlbar mache, so entgegnete sie stolz, sie wisse d
sehr wohl. Aber sie lasse es ja am Gebet nicht fehle
und wenn sie für sich selber schaffe, gebe sie eben
dem Opferstock voll auf, was ihm gebühre. Au
wenn bisweilen der Eine oder der Andere sich darüb
vernehmen ließ, daß ihr Mann lange nicht so wie
tüchtig bei der Arbeit sei, focht sie das nicht wei
an. Sie sagte, der Maurus habe sich in Afrika la
genug geplagt, nun könne er's mit ansehen. Ne
einem Manne, der ihr in Alles hineingeredet hät
habe sie es nicht verlangt, den hätte sie gar ni
gebrauchen können. Sie habe einen schönen Ma
haben wollen, mit dem vor den Menschen Ehre ei
zulegen sei, den habe sie an Maurus und damit se
genug und gut.

Als darauf im nächsten Herbst das erste Ki
in's Haus gekommen ist, war die Freude noch n
größer, nur daß es kein Sohn war, beklagte Jakob

Indeß es ward doch eine große Taufgesellschaft eingeladen, bei der es so hoch herging, daß die Tische fast brachen unter ihrer Last. Die Hausfrau und die Gäste waren mit Essen und mit Trinken und mit Tanzen lustig vom frühen Vormittage bis in die tiefe Nacht. Es fiel aber dem Einen und dem Andern, die zugegen waren, trotzdem auf, daß der Taufvater sich nicht so munter zeigte, als die junge Frau; und wie der Postmeister ihn fragte, weshalb er nicht wie sonst gelaunt sei und ob vielleicht der Brief, den er gestern in der Frühe bekommen habe, ihm verdrießliche Nachrichten gebracht hätte, gab er ihm ein heimlich Zeichen, daß er von dem Briefe nicht geredet haben wolle.

Dem Postmeister brauchte man das nicht zweimal zu sagen. Er war ein Mann, der seine Erfahrungen nicht umsonst gemacht hatte. Es ging mancher Brief durch seine Hände, besonders an solche Leute, die auswärts waren, oder auswärts gewesen und wieder heimgekommen waren, der nicht an das Amthaus oder an die Kirchenthüre angeschlagen werden durfte. Er machte also auch keine weiteren Worte darüber, als Maurus ihn mit der Bitte anging, wenn wieder einmal solch ein Brief aus Algier kommen sollte, ihn

auf dem Postamt zu behalten, und ihm denselben bei Gelegenheit unter vier Augen abzugeben. Es habe mit den Briefen keine Eile.

Das Geheimniß mußte indessen dem Maurus doch mehr am Herzen liegen, als er sagte, denn der Postmeister konnte sich nur dadurch die große Freundschaft erklären, welche Maurus von da ab plötzlich für ihn kund gab. Er sprach immer und immer wieder bei ihm ein, ohne deshalb nach den Briefen bei ihm anzufragen. Der Postmeister bemerkte vielmehr, daß Maurus sehr zufrieden schien, keine Briefe für sich vorzufinden, und wie dann nach einer langen Pause einmal ein neuer Brief unter seiner Aufschrift eingelaufen war, wurde Maurus blaß und stumm, als er die Handschrift sah.

Der Postmeister erwartete also, Maurus werde bald mit einer Antwort zu ihm kommen. Indeß der brachte keine und der Andere setzte sich im Stillen seinen Vers daraus zusammen.

Viertes Capitel.

So ging die Zeit hin und noch ehe der nächste Herbst vorüber war, war auch schon das zweite Kind, und zwar wieder ein Mädchen oben bei den Anschaffts, eingetroffen. Die beiden Kinder waren wenig mehr als ein Jahr auseinander und sie gediehen Beide, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Die Mutter war ganz stolz auf ihre beiden derben Mädchen, nur der Vater hatte an ihnen nicht die rechte Freude, und es mußte wohl etwas Besonders mit ihm vorgegangen sein, denn es schien ihn überhaupt Nichts mehr zu freuen.

Maurus war wie ausgetauscht. Er war finster geworden, man hätte sagen mögen menschenscheu. Redselig war er gar nicht mehr, er sprach und erzählte auch nicht mehr von Afrika und von all den

Heldenthaten, die er dort gethan hatte. Er schnitt sich endlich sogar den Schnurrbart und den Knebelbart ab, die er bis dahin mit großem Stolz getragen hatte, er ließ sich das Haar nicht mehr scheeren wie in der Armee; und in dem Wirthshaus, in welchem er sonst selten einmal gefehlt hatte, traf man ihn immer weniger an.

Er kam im Ganzen nicht viel aus dem Hause. Ein großer Kirchengeher war er nie gewesen, nun setzte er den Fuß nicht mehr über des Gotteshauses Schwelle. Natürlich konnte das den Leuten nicht entgehen. Sie fingen allmälig an, sich ihre Gedanken über ihn zu machen und gaben es Jakobäen auch wohl hie und da zu hören, daß mit ihrem Manne Etwas vorgegangen sein, oder daß er Etwas auf sich haben müsse, das ihn drücke. Aber sie lachte die Leute achselzuckend aus.

„Was soll er denn haben?“ entgegnete sie ihnen. „Ich danke alle Tage meinem Schöpfer, daß er sich wieder an das Haus gewöhnt, und daß er kein Verlangen mehr nach dem Leben trägt, von dem er hier zu mir zurück gekommen ist. Solche Strapazen, wie er sie in Algier hat durchmachen müssen, die setzen sich nicht in die Kleider, die gehen in die Knochen.

Die Müdigkeit kommt ihm jetzt nach! Jemehr er sich hier wieder festsetzt, je weniger mag er Gott sei Dank! an all das wilde Blutvergießen denken, das er dort unten bei den Franzosen hat verüben helfen müssen. Er hat die Fremde satt bekommen und sitzt nun ruhig stille. Wenn er noch länger hier sein wird, bekomme ich ihn auch an die Arbeit, und dann wird er erst recht zufrieden sein, daß ich ihn nicht wieder habe fortgehen lassen, und daß er nun mit Frau und Kindern auf unserm Hofe sitzt.“

Sie war wie immer die reine Selbstzufriedenheit und Selbstgewißheit, es schlug auch Alles ein, woran sie ihre Hand nur legte; und verdiente es Einer, daß es ihm wohl ging, so war sie es mit ihrer treuen Arbeit und mit ihrem festen Sinn, der nicht nur zu schaffen, sondern auch zu tragen und zu sorgen, und seine Sorgen zu verschweigen verstand.

Denn ohne daß sie ein Wort darum verloren hatte, war sie es schon eher als die Anderen gewahr worden, daß auf ihrem Manne Etwas lastete. Sie hatte es längst bemerkt, daß er oftmals, wenn er in der Nacht an ihrer Seite lag, im Schlafe aufschrie wie Einer, dem der Alp das Herz bedrückt, und wenn sie ihn dann schüttelte und anrief, so schreckte er ent-

vor und redete in seiner Schlaftrunkenheit bald auf französisch, bald auch auf arabisch, daß sie nicht erfahren konnte, was er habe. Wenn er danach zu seinen vollen Sinnen kam, so sagte er, er habe schlecht geträumt, und wollte immer wissen, was er denn gesprochen und was sie von ihm vernommen habe? Das konnte sie ihm nicht sagen, und er gab sich dann zur Ruh.

Weil sich das aber immer öfter wiederholte und weil ihr Mann auch am Tage sich ganz verwändelt, bald still und finster, bald unruhig und hastig zeigte, dachte sie endlich, er könne das viele Sitzen nicht vertragen, er sei krank oder könne es doch werden. Sie sah ihn deshalb bisweilen darauf an; aber sobald er es bemerkte, daß sie ihre Augen forschend auf ihn gerichtet hielt, wurde er barsch und wild und mied sie, so wie er es nur konnte.

Das wurde ihr allmälig doch zu viel, und in ihrer Rathlosigkeit wendete sie sich endlich an den Pater Medikus, der ein sehr gelehrter Arzt war und mit seinen Kuren an den Leuten im Thale schon wahrhafte Wunder gethan hatte. Man holte ihn viele Meilen weit, wenn in irgend einem andern Kloster oder sonst im Lande schwere Krankheit vorkam und

die Aerzte nicht mehr helfen konnten. Er hatte auch den Eltern der Jakobäa und des Maurus in deren letzten Tagen beigestanden und wenn er auch nicht im Beichtstuhl saß und Niemandes Beichte hörte, so konnte man sich auf ihn und seine treue Verschwiegenheit doch eben so verlassen wie auf einen Beichtiger.

Der Pater hörte sie aufmerksam an, fragte nach Dem und nach Jenem, und meinte dann, sie könne immer Recht haben, daß das Stillsitzen dem Manne nicht bekäme. Es sei ihm neulich selber aufgefallen, daß Maurus schlecht aussähe, als er ihm begegnete. Er werde wohl ein melancholisches Geblüt bekommen haben und an der Leber leiden. Das finde sich häufig bei denen, die lange in den heißen Ländern gewesen wären. Sie solle es zu machen suchen, daß er nicht in der Stube hocke, sondern sich, wie sie und ihre Leute, im Freien an die Arbeit halte. Das werde ihm gesund sein und wenn ihm das nicht helfe, müsse man dann weiter zusehen. Vor Allem aber solle sie ihm nicht zeigen, daß sie ihn beobachte oder um ihn sorge. Es werde sich wohl geben.

Sie that, wie der Pater es ihr geheißen. Sie schlug sich, so gut es gehen wollte, die Sorgen und die Gedanken aus dem Sinn, die ihr bisweilen

wußte selber nicht von wannen, kamen; aber wie zu-
dringliche Fliegen, die sich immer auf die wunde Stelle
setzen, kehrten die Gedanken ihr nur immer öfter wieder,
je eifriger sie sie verscheuchte, und sie fingen ebenfalls
an, sich immer wieder auf denselben Fleck zu richten.
Wie viel Vertrauen sie auch zu dem Pater hatte, sie
glaubte nicht, daß es mit ihrem Manne stehe wie der
Pater sagte. Weil sie von Jugend auf an ihm ge-
hangen hatte, kannte sie den Maurus wie sich selber,
und war gewiß, daß er Etwas auf dem Herzen trage,
was er nicht sagen wolle und was ihm doch nicht
Ruhe lasse.

Ihr Frohsinn und ihr Lebensmuth fingen [illegible]
allmälig auch zu schwinden an. Sie that [illegible]
vor, was an ihr war, in der Wirthschaft und gegen [illegible]
und Kinder; im Thale aber hieß es, sie begin[illegible]
zu fühlen, daß der Maurus nur ein Mitesser u[illegible]
Mitarbeiter sei. Jakobäa, so sagte man, sähe es [illegible]
ein, daß sie klüger gethan haben würde, dem Ma[illegible]
seinen Antheil auszuzahlen und mit einem an[illegible]
fleißigen Manne die Wirthschaft zu betreiben. [illegible]
einem afrikanischen Soldaten werde einmal kein rech[illegible]
Wirth mehr. Wenn Maurus auch kein Durchbringer
sei, wie vor jenen Jahren der Mann von der Maria [illegible]

Josepha es gewesen, so habe Jakobäa doch im Stillen auch ihr Theil zu tragen, und es sei nur noch ihr Stolz, der sie hindre, das laut werden zu lassen. Die Zeiten, in denen sie alle Tage ihren goldenen Schmuck und die seidenen Mieder angelegt habe, seien vorbei, obschon sie jetzt noch weit reicher sei, und es jetzt ebenso gut thun und haben könne, wie vordem.

Es war das Alles eben nur Vermuthung und Gerede. Man konnte nicht nachweisen, wer es zuerst aufgebracht hatte, es drang aber hier durch und tauchte dort hervor.

Der Postmeister hatte von den geheimen Briefen Nichts verlautbart, trotzdem sprachen die Leute davon, daß Maurus in Algier Etwas haben müsse, was nicht bekannt werden dürfe. Der Postmeister war ja auch nicht der Einzige, der sich mit der Briefbesorgung zu befassen hatte. Sagen that es dem Maurus grade Niemand, was man von ihm dachte, und der Frau sagte man's noch weniger. Indeß, wie er es mit Unbehagen fühlte, daß ihn seine Frau beobachtete, so empfand auch sie es, daß die Leute sich über sie und ihr Haus jetzt heimliche Gedanken machten. Das verdroß sie und verbitterte ihr Sinn und Herz.

Die stumme, zuwartende Neugier kam ihr wie

ein beabsichtigter Einbruch in ihr Haus vor. Was geht es die Leute an, dachte sie, was in meinem Hause vorgeht? Sie suchte ja die Leute nicht, sie kümmerte sich um Niemanden, und es nahm ihr doch ein geheimes Etwas ihre alte Sicherheit. Hätte sie es machen können, wie es ihr um das Herz war, so hätte sie die Laden vor ihren Fenstern gar nicht aufgethan und wäre nicht hinausgetreten über ihre Schwelle. Es lag unheimlich und bedrückend über ihr wie eine schwere Wolke, die man heranziehen sieht, ohne zu wissen, wann und wo sie sich entladen werde.

Eines Abends, grade als die Tage am längsten waren und das Wetter so schön, daß selbst den Alten und den Kranken, den Sorgenvollen und den Trau[illegible] der Sonnenschein das Herz erhellte, hatte F[illegible] mit ihren Leuten auf der Matte über dem Hause mit dem Heuumwenden zu schaffen. Sie hatte die beiden Kinder bei sich und wie sie den Korbwagen, in dem die Kleinste lag, aus dem Bereich der Arbeit fahren wollte, bemerkte sie, daß der Ammann auf ihr Haus zuging und an ihren Mann herantrat, der mit der Pfeife im Munde, wie das seine Art war, vor der Thüre saß, ohne sich viel um das zu kümmern, was um ihn und neben ihm geschah.

Wie der Maurus den Ammann vor sich sah, stand er von seinem Sitze auf. — Der Ammann sprach mit ihm, dann gingen sie alle Beide in das Haus hinein, aber sie riefen nicht nach Jakobäa und wo es Auskunft über Etwas zu geben galt, war sie doch nöthiger als der Mann.

„Da ist der Ammann gekommen!“ sagte die eine Magd.

„Habe ich's etwa nicht gesehen!“ entgegnete die Frau mit einem Tone, als hätte das junge Frauenzimmer ein Unrecht mit der Bemerkung begangen. Dann warf sie den Rechen auf den Boden, befahl den Mägden, auf die Kinder Acht zu geben, und ging von der Matte rasch hinunter in das Haus.

Ihre Leute waren das unwirsche Wesen an ihr jetzt schon gewohnt, indeß es fiel ihnen doch heut auf, weil gar kein Anlaß zu solcher Herbigkeit gegeben war, und weil sie meinten, die Hausfrau sei erschrocken.

Es verging eine Stunde und darüber. Im Kloster läuteten sie die Abendglocke, die Leute gingen von der Wiese heim, und nahmen auch die Kinder mit sich. Sie wußten nicht, was sie davon denken sollten. Jakobäa war nicht gekommen, die Kinder selbst zu holen, was sie doch niemals unterlassen hatte.

Im Hause, in der Stube hörten sie lautes Sprechen. Jakobäa's, des Maurus' und des Ammanns Stimmen klangen durcheinander, es gab Streit und Zwiespalt, das war unverkennbar. Erst als sie in der Stube merkten, daß die Knechte und die Mägde in der Nähe wären, wurden sie vorsichtig und sprachen leiser. Dann mit einem Male kamen Mann und Frau zusammen mit dem Ammann in den Flur hinaus.

Maurus sah blaß aus und verstört, wie Einer, der von schweren Kämpfen zu sich kommt, Jakobäa sah nicht viel besser aus. Der Ammann ging schweigend neben ihnen her.

„Gebt den Kindern zu essen und eßt selber!" sagte Jakobäa im Vorübergehen. Die Magd, die das zu besorgen hatte, fragte, ob man für die Frau und den Mann das Essen stehen lassen solle. Sie bekam darauf nicht einmal Antwort.

Die Essenszeit war auch längst vorüber, die Kinder schliefen lange, die Knechte und Mägde waren schon zur Ruh gegangen, als endlich Jakobäa in ihr Haus zurückkam — sie allein.

Sie rührte keinen Bissen an und ging in ihre Kammer. Sie sah nicht nach den Kindern, sie fragte

auch nach Nichts. Die Magd erkundigte sich, ob für den Mann die Thüre offen bleiben solle?

„Nein! schließ die Thüre zu!“ befahl ihr Jakobäa.

Die Magd gehorchte schweigend. — Sie hatte Furcht vor ihrer Frau, denn Jakobäa sah wie eine Todte aus. Ihr ganzes Gesicht war eingefallen und wie von Stein. — Und kalt und steinern war es auch am Morgen, als sie aus ihrer Kammer kam, den Leuten die verschiedene Tagesarbeit anzuweisen.

Keiner derselben traute sich mit ihr zu sprechen, da sie ihnen sichtlich auswich. Sie schickte Alle fort und blieb allein im Hause zurück.

Die Mägde, welche in der Nähe des Hauses beschäftigt waren, sahen in der Frühe den Ammann wieder zu ihr gehen, dem der Pater Theophilus auf dem Fuße folgte. Dann verließen die Beiden mit Jakobäa zu gleicher Zeit den Hof und Niemand anderes kam hinein.

Fünftes Capitel.

Am Mittag wußte man es in dem ganzen Thale, daß der Maurus fort und wieder in die Welt gegangen sei, ohne die Schwelle seines Hauses, nachdem er es am verwichenen Abende in Jakobäa's und des Ammanns Begleitung verlassen hatte, noch einmal zu betreten. Er hatte in dem Hospizgebäude des Klosters die Nacht zugebracht, und war von dort in aller Frühe aufgebrochen.

Was an dem verwichenen Abende zwischen Jakobäa und ihrem Manne vorgegangen war, darüber hat sie selber nie ein Wort gesprochen, und ihr Aussehen war so finster und so kalt, daß die Leute sich nicht trauten, sie darum zu befragen. Auch der Ammann und der Pater, die es wissen mußten, rückten

mit der Sprache nicht heraus. Man solle Jakobäa ihre Wege gehen lassen, sagten sie, sie habe schwer zu tragen und ihr könne Niemand helfen.

Helfen wollte man ihr gerade auch nicht, man wollte nur wissen, was geschehen sei, denn was man durch die Knechte und die Mägde zufällig erfuhr, daraus konnte man sich nicht vernehmen.

Jakobäa hatte die große Matte, die sie selbst erworben und auf die sie eben deshalb viel gehalten hatte, und die kleine Matte über dem Wasserfall, an das Kloster gegen baares Geld verkauft, u[illegible] hatte [illegible] das Gelübde abgelegt, ihre beiden Mädchen, [illegible]ald sie der nothwendigen mütterlichen Pflege entwa[illegible]n sein würden, den Klosterfrauen des von der Benedi[illegible]tiner-Abtei geleiteten Klosters der barmherzigen Sch[illegible]stern zur Erziehung zu übergeben, in deren Kloster si[illegible] auch einmal den Schleier nehmen sollten. —

Dahinter mußte aber etwas ganz Beson[illegible]res stecken. Jakobäa hatte sich freilich in den [illegible]en Zeiten fromm erwiesen und dem Kloster noch [illegible]-licher als sonst von ihrem Ueberflusse zugewend[illegible]. Ein stilles, beschauliches Klosterleben war jedoch nie nach ihrem Sinne gewesen; und was sie dazu bringen konnte, die Kinder gleich in früher Jugend von sich

fort zu thun, das begriff man vollends nicht. Ihre Mägde behaupteten allerdings, die Frau möge die beiden armen Kinder kaum mehr sehen, seit der Vater in die Welt gegangen sei, wer konnte das indessen glauben? Die armen Kleinen trugen doch daran nicht Schuld!

Inzwischen fingen unheimliche Vermuthungen sich Bahn zu brechen an. Es hieß, dem Ammann sei von Bern in einem Schreiben der französischen Gesandtschaft die Nachricht zugekommen, daß der Unteroffizier Anschafft in Algier mit einer Maurin rechtskräftig verheirathet sei; und dabei habe sich ein Brief von seiner Frau gefunden, die ihn beschworen habe, zu ihr und zu seinen Kindern zurückzukehren, oder ihnen anzuweisen, wie sie ihm in seine Heimath folgen könnten.

Man hätte viel darum gegeben, zu ermitteln, was an dem Gerüchte wahr sei. Denn hatte Maurus wirklich eine Frau in Algier zurückgelassen, so war er dem Gericht verfallen, und wie stand es dann um Jakobäa's Ehe und um ihre Kinder?

Dem Ammann und dem Pater Theophilus, die das Wahre wußten, war nur leider gar nicht beizukommen, und Jakobäa zeigte sich erst recht unnah=

bar. Das fand man sehr verdrießlich, weil zu
ein Jeder doch wissen will, wie er mit seinen Nächs
seinen Nachbarn daran ist, und was er von ih
zu halten und zu meinen hat. Indeß nicht nur,
Jakobäa stumm war wie das Grab, sie kam
immer weniger zum Vorschein. Was in ihrer a
Seele vorging, das sollte Niemand sehen, das ve
kein unvorsichtiges Berühren.

Denn — es war ja Alles richtig, Alles
was in dem Thale über sie und über Maurus
über ihre Ehe als Gerücht umherging! Wie es
die Leute gekommen sein mochte, das konnte
Niemand sagen.

Die Ehe des Maurus und der Jakobä
wirklich von seiner Seite durch ein Verbrech
Stande gekommen. Er hatte bereits seit fünf
eine Frau gehabt, als er zurückgekommen wa
und Jakobäa hatten also in Sünden mit e
gelebt, der Vater von Jakobäa's Kindern w
Gesetz verfallen, und sie hatte es hinnehmen
ohne es ableugnen zu können, als Maurus
vor dem Ammann und vor dem Herrn Abte,
der Pater Theophilus sich um Beistand gewen
gehalten hatte, wie er durchaus nicht habe

sondern fortgehen wollen; und daß er auch fortgegangen sein würde, wenn ihn Jakobäa nicht mit ihrer Liebe festgehalten hätte wider seinen Willen.

Als ihm der Herr Abt es darauf mit strengen Worten vorgeworfen, daß Jakobäa ihn nicht gehalten haben würde, hätte er sie nicht getäuscht und seine Ehe nicht vor ihr und aller Welt verschwiegen, da hatte er ihm nur mit Trotz entgegnet. Er habe nicht im Entferntesten vorgehabt, hatte er gesagt, sich hier in den Bergen festzusetzen, habe Niemandem über sein Thun und Treiben Rechenschaft geschuldet, und habe die Leute hier zu Lande genug gekannt, um es ihnen nicht aufhängen zu mögen, daß er eine Frau genommen habe, die keine Christin gewesen, und mit der er nicht vor dem Altar zusammen gegeben worden sei. Wie die Jakobäa, die er von früher Jugend an nicht habe leiden mögen, es angefangen habe ihn so zu bestricken, daß er gegen seine Pflicht und Neigung bei ihr geblieben, das würde sie wohl besser wissen, als er für sein Theil. Er habe sich darüber immer seine besonderen Gedanken gemacht. Mit rechten Dingen aber sei's gewiß nicht zugegangen.

Vor diesen Anschuldigungen ihres Mannes hatte Jakobäa dagestanden, wie sie jetzt ein Jeder sah; starr

und kalt und stumm. Was hätte sie auch sagen und was thun sollen? —

Den Vater ihrer Kinder, den Mann, den sie geliebt hatte, so lange sie von sich selber wußte, den Gerichten zu überliefern, das brachte sie nicht über das Herz. Wie konnte sie denn sich selber, ihren Namen und ihrer Kinder Zukunft mit Schimpf und Schmach beladen, so lange es noch in ihrer Hand lag, die Kundwerdung solchen Unheils von sich abzuwenden? — Sie schauderte davor zurück, und kein Vernünftiger konnte ihr auch dazu rathen. Aber sich wahren vor jeder künftigen Gemeinschaft mit dem Manne, der dieses Elend über sie gebracht hatte, es ihm unmöglich machen, daß er jemals einen Anspruch erheben könne an sie oder an die Kinder, die sie mit ihm erzeugt, das wollte und das mußte sie um jeden Preis.

Nichts von dem, worauf er als auf sein ... Anspruch hatte, wollte sie behalten. Wie die K... fortan nur der Mutter eigen bleiben sollten, so soll... sie dereinst auch Nichts besitzen, was ihnen von d... Vater käme; und obschon der Ammann und selbst d... Abt ihr dagegen redeten, ihr bedeutend, daß sein Ve... brechen Maurus zwinge, nie wiederzukehren in d... Heimath und Nichts von sich hören zu lassen in de...

selben, blieb sie auf ihrem Sinne. Sie zahlte ihm bis auf den letzten Heller seines Vaters Erbe aus; er dagegen mußte sich auf des Herrn Abts Verlangen unter schriftlichem Bekenntniß des von ihm begangenen Verbrechens an Eides Statt verpflichten, nie wieder den schweizer Boden zu betreten, und niemals sich weder Jakobäen noch ihren Kindern in den Weg zu stellen, oder ihnen aus der Ferne sich zu nahen.

Damit hatte der Abt im Erbarmen mit Jakobäa ihr Ruhe von außen zu verschaffen getrachtet; aber er hatte es ihr daneben nicht vorenthalten, daß es ein schweres Unrecht sei, einen Verbrecher der wohlverdienten Strafe zu entziehen, eine Sünde, die gesühnt werden müsse hienieden fort und fort durch Buße und nicht endendes Gebet, damit der Herr dieselbe nicht heimsuche an ihr und ihren Kindern, wenn er dereinst kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten. Von Maurus sprach er dabei nicht, weil auf dessen Einkehr in sich selbst man vorerst doch nicht zu rechnen hatte, und für Jakobäa war dies Schweigen eine Wohlthat. Selbst in Gebet und Buße wollte sie dem Maurus fürder nicht begegnen. Es sollte Alles aus sein zwischen ihm und ihr in dieser Stunde und in dieser Nacht.

Sechstes Capitel.

Als Maurus die Akte unterschrieben hatte, die man ihm vorgelegt, als der Ammann ihn fortgeführt hatte in die Zelle, welche man ihm bis zum Tagesanbruch angewiesen, war Jakobäa plötzlich wie zerknickt in sich zusammengesunken. Man hatte Noth gehabt, sie wieder aufzurichten. Der Pater Theophilus selber hatte sie bis an ihre Thüre heimgeführt und war am nächsten Mittage gekommen nach ihr zu hören und zu sehen. Er fand sie in dem Hause bei der Arbeit, Alles um sie her war so wie immer. Nur still war es in dem Hause und selbst die Kinder plauderten und lachten nicht wie sonst, weil das Licht des frohen Mutterauges ihnen jetzt den Tag nicht mehr erhellte und ihre Munterkeit nicht mehr erweckte.

Jakobäa klagte nicht und weinte nicht, ihre Ver-

zweiflung war dazu zu groß. Ihr Beichtiger stand ihr getreu zur Seite. Auf seinen Rath und dem Drange des eignen Herzens folgend, hatte sie in jenen unheilvollen Tagen es in des Abtes Hand gelobt, die Kinder, welche sie in der Ehe mit Maurus erzeugt, dem Himmel zu weihen und der Kirche. Es war ihr ein Trost gewesen, zu denken, daß sie damit ihre Kleinen der Welt entzog, in welcher ihr selber als Lohn für treues Lieben Schmach und Pein zu Theil geworden war. Sie sollten büßen um der Sünde willen, in welcher sie geboren worden waren, und für ihre Mutter beten für und für.

Weil sie um ihrer Kinder willen nicht selber in ein Kloster gehen durfte, lebte sie durch viele Tage in ihrem Hause bei Fasten und Kasteiung mit klösterlicher Strenge. Sie wich den Augen der Menschen aus, als thue ihres Nächsten Blick ihr wehe, als verwunde sie selbst das gutgemeinte Wort. Die Frühmette und die Abendvesper fanden sie immer in der Kirche vor dem Herrn in Gebet versunken, und immer inbrünstiger, immer zerknirschter warf sie sich vor der Gottes-Mutter nieder; denn es war noch nicht zu Ende mit der Schmach und mit dem Unglück, das aus ihrer Ehe stammte. Sie war es

nachdem ihr Gatte sie verlassen hatte, mit Entsetzen inne geworden, daß sie zum dritten Male Mutter sei, und noch einem Kinde des Verhaßten das Dasein geben müsse; und die Qual und die Zerrissenheit ihrer Seele wurden nur noch marternder dadurch.

So ging das Jahr zu Ende, so begann das neue Jahr, bis sie am ersten Tage des wiederkehrenden Frühlings ihr drittes Kind in ihren Armen hielt.

Es war ein Knabe, so frisch und schön wie der sonnige Morgen, an welchem er das Licht der Welt erblickte, und — es war ihr erster Sohn!

Als sie ihn sah und er die kleinen Händchen unsicher tastend regte, wie wenn er suche, an wen er sich zu halten habe in dieser sündigen Welt; als er die Augenlider unmerklich und langsam dem Lichte öffnete, strahlte es wie neues Licht und neues Leben in die Seele seiner armen Mutter. Das Herz wallte ihr auf in einer Freude, deren sie sich nicht mehr fähig gehalten hatte. Ihre Augen flossen über, ihre Thränen strömten als erster Liebessegen warm und weich auf ihren Sohn herab.

Sie drückte ihn mit Wonne an ihr Herz. Auf diesem Kinde hatten des unseligen Mannes Augen nicht geruht, dies Kind war nicht entweiht durch

seines Vaters Blick und Kuß. Der Knabe war ihr eigen ganz allein, ihr Sohn, ihr Erbe. Er sollte mit ihr wohnen in dem Hause, das Mar[illegible] Josepha einst gebaut „aus eigener Kraft, für sich und ihre Nachkommenschaft". Niemand hatte einen Anspruch an diesen ihren Sohn, wenn — und wie ein Schreckgespenst stieg der Gedanke vor ihr auf — wenn nicht die Kirche Anspruch auf ihn machte! Denn sie hatte, freilich nicht wissend was sie damit that, ihre und des Maurus Kinder der Kirche und dem Dienste des Erlösers angelobt; und dieser Knabe, war er nicht ihr und des Maurus Kind, so gut wie ihre beiden Töchter?

Der Zweifel ließ ihr keine Ruhe, aber sie sprach ihn selbst vor ihrem Beichtiger nicht aus. Sie wollte nicht in Anregung bringen, worauf man vielleicht ohne ihre Frage nicht verfallen möchte. Es war ja auch genug, wenn ihre Töchter das Verschulden ihres Vaters durch ihr ganzes Leben büßten, in Einsamkeit, in Entsagung, in Gebet! So grausam konnte keine Kirche sein, ihr, der Mutter, den Sohn, den Trost zu rauben, auf den gestützt, sie sich getraute muthig fortzuleben in Arbeit, in Pflichterfüllung und in jeder Buße, welche ihr noch aufzulegen die Kirche nöthig

und angemessen finden würde. Der Allmächtige, der Allgütige hatte ihr dies schöne Kind, den Sohn gegönnt, als ein Zeichen, daß ihr vergeben werden könne aus des Höchsten Gnadenfülle. Er hatte damit neues Hoffen, frohes Wünschen in ihrem verödeten Herzen auferweckt. Er konnte ihr dies Glück nicht zugewendet haben, um es ihr wieder zu entreißen; und ihr den Sohn zu nehmen, daran konnte ja die Kirche gar nicht denken.

Weil er mit dem Frühlingsanfang, am Tage des Ordensstifters Benediktus, dem Schutzpatron des Klosters und des Thales geboren worden war, hatte man ihm den Namen Benedikt gegeben, und auf der Mutter Wunsch hatte der Herr Abt sich gegen seine Art herbeigelassen, in eigener Person des Knaben Taufpathe zu werden, die Mutter und ihr Kind damit gleichsam vor der Gemeinde in seinen und des Klosters Schutz zu nehmen.

Und es schien denn auch wirklich ein ganz besonderer Segen auf dem Kinde zu ruhen, denn es gedieh und entwickelte sich, daß ein Jeder, der es sah, an dem schönen Knaben seine Freude haben mußte. Es machte die Mutter glücklich, zu bemerken, wie die Augen der Leute wohlgefällig auf ihm ruhten, und

sie fing an, sich den Menschen wieder [illegible] ihr zu nahen, weil sie sich mit ihr an ihrem Sohne [illegible] freuten. Er war ihr der Mittelpunkt, um den [illegible] alle ihre Gedanken drehten. Mit grausamer Au[illegible]schließlichkeit wendete sie ihm allein ihre ganze Liebe [illegible]u, so daß das Schicksal ihrer beiden Töchter neben [illegible]m seinigen bei ihr kaum in Betracht kam. Es war [illegible] ganz recht und lieb, daß die beiden [illegible]net, Schleier nehmen mußten, denn die Mitgift [illegible], wurde welche sie in das Kloster einzubringen hatte [illegible] Erbe, und auf diese Weise Benedikt allein des Hauses [illegible] um seinetwillen wurden Jakobäen die Arbe[illegible] und das Schaffen und das Erwerben wieder leicht [illegible] und [illegible] lieb eine Lust und eine Freude.

Wie der Knabe nun gedieh, so gedieh [illegible] Hand seiner Mutter auch ihr Hab und Gut [illegible] früh genug als seinen zukünftigen Besitz [illegible] lernte; und selbst die Schwestern waren stolz darauf, daß ihr Bruder für den schönsten Buben in dem Thale galt, daß er einmal das schönste [illegible] des Thales zu eigen haben würde, mit welchem [illegible] kein anderes sich vergleichen ließ. Ihnen hatte [illegible]n von jeher es gesagt, daß sie in dem Kloster [illegible] barm-herzigen Schwestern Nonnen werden müßte[illegible]

Gedanke war ihnen deshalb sehr geläufig und sie liebten die barmherzigen Schwestern, von denen eine Alte und eine Junge bisweilen in dem Thale und in Jakobäa's Hause als Gäste einzusprechen pflegten. Sie brachten den Mädchen dann regelmäßig hübsche kleine Geschenke mit, sie erzählten ihnen von dem großen Garten, in welchem das Kloster gelegen sei, von den vielen Spielgenossen, mit denen sie dort zusammen sein würden, und als dann endlich der Tag herankam, an welchem Jakobäa den Wagen anspannen ließ, um ihre Töchter nach dem Kloster hin zu bringen, kam das nicht nur diesen, sondern auch dem Bruder als ein lang ersehntes Fest vor. Es hatte noch Keiner von allen Dreien je des Thales Grenze überschritten, es waren also lauter Wunder, welche ihrer jenseits derselben warteten.

Die Mädchen in stummem Staunen, Benedikt in lautem Jubel, so langten sie am Fuße des Berges in der Hauptstadt des Kantons und in dem Kloster der barmherzigen Schwestern an. Es waren aber nicht die Häusermassen, nicht die Kirchen und auch nicht der Marktplatz mit den vielen, um das alte Heldenstandbild sich in Handel und Gewerbe be-

wegenden Menschen, die den Knaben so sehr erfreuten, sondern der weite Ausblick, dessen er hier zum ersten=male in seinem Leben theilhaft wurde.

Wie ein junger, im Käfig geborner und er=zogener Adler, dem man endlich das enge Gitter öffnet, so voll Begier und Lust sich zu versuchen, that er die großen dunklen Augen auf, so freudig wanderte sein fernhinschweifender Blick über das Land zu seinen Füßen, über den breiten und langen See hinweg; hinüber zu den fernen Gipfeln der schneebedeckten Berge, die in weiter Ferne, kaum noch erkennbar in des sonnig flimmernden Duftes Verhüllung den Horizont begrenzten.

Dorthin zu kommen verlangte er, fort über das breite Wasser wünschte er zu ziehen. Er wollte nicht mehr zurückkehren in das Thal, das seinem Blicke Schranken setzte. Er weinte, er bat, ihn an dem Wasser in der Stadt zu lassen, wo er weit hinaus=schauen könne in die offene Welt; und die Augen nach der Ferne sehnsuchtsvoll zugewendet, so lange ihm noch ein freier Blick gegönnt war, fuhr er endlich mit der Mutter wieder heim, von nichts Anderem sprechend, von Nichts träumend, als von der Welt, die jenseits seiner Berge lag.

Die Mutter bemerkte das mit Sorgen, denn die Fremde hatte den Männern ihres Geschlechtes bisher kein Glück gebracht; aus der Fremde war auch ihr das Unglück ihres Lebens gekommen, und sie bereute es, daß sie den Knaben so frühzeitig mitgenommen hatte in die Stadt. Denn daß Benedikt nicht in die Stadt hinausziehen, daß er im Thale bleiben solle, und in demselben dereinst in ihrem Hause zu leben und zu schaffen habe, wie es sich für einen guten Christen und freigebornen Schweizer ziemte, Niemandes Unterthan und Niemandem dienend als dem eigenen Willen, den eigenen Zwecken und dem heimischen Gesetz, das hatte bei Jakobäen fest gestanden seit der Stunde, da er ihr geboren worden war, und davon nicht abzuweichen war sie auch entschlossen.

Siebentes Capitel.

Die Reise in die Stadt bezeichnete für Benediktus einen Lebensabschnitt. Seine befriedete Lust an dem Thale war damit zu Ende, seine Sehnsucht in die Ferne aufgeregt, und sie wuchs mit ihm und seinen Jahren.

Als Kind hatte er, wenn ihn die Schule frei ließ, die Mutter und deren Leute gern zu der Arbeit hinausbegleitet und mit Hand angelegt, so weit seine Kraft und seine Geschicklichkeit das möglich machten. Je älter er wurde, um so weniger zeigte er sich geneigt dazu. Er war über seine Jahre groß und stark, war in der Dorfschule rascher als alle Anderen fortgeschritten, der Lehrer rühmte seine Lernbegier, und die rüstigsten Bergsteiger waren darin einig, daß

Jakobäa's Benedikt es mit weit Aelteren aufnehmen dürfe, daß er eine Ausdauer und eine Entschlossenheit zeige, wie sie einem so jungen Burschen nicht oft zu eigen wären. Dazu war er schön und frohen Sinnes, auch nicht ängstlich rechnend mit den Batzen, wenn die Mutter ihm einmal Etwas zugewendet hatte, sondern stets bereit, die Anderen mitgenießen zu lassen, was er eben hatte; und wenn die Väter und auch die Mütter es nicht vergaßen, was oben in dem Hause dereinst vorgegangen und wie es mit des Knaben Mutter und mit seinem Herkommen keineswegs richtig war, so focht das ihn und seine Spielgenossen doch vorerst nicht an. Sogar die Dirnen, die weit älter waren als Benedikt, winkten ihm zu und lachten, wenn er sie mit seinen großen braunen Augen dreist und fröhlich ansah.

Benedikt war aber nicht blos bei den Knaben und den Mädchen des Thales also wohlgelitten, auch die geistlichen Herren gingen nicht leicht an ihm vorüber, ohne ihm die Hand zu geben. Selbst der Herr Abt unterließ es nicht, wenn er einmal zu Fuß des Weges kommend, auf Benediktus traf, ein freundlich grüßend Wort an ihn zu richten, ihn seinen Pathen zu heißen und ihn zu Fleiß und Wohlverhalten zu

ermahnen, damit er ihm dereinst vor Gott und Menschen Ehre machen möge.

Man hielt aus dem Kloster überhaupt das Auge auf den Knaben und auf seine Mutter, seit Maurus das Thal verlassen, und Jakobäa zwei von ihren Matten an das Kloster käuflich abgetreten hatte. Der Pater, welchem die Oberaufsicht über die Verwaltung der in dem Thale belegenen Klosterländereien zustand, kam zum Oefteren vor Jakobäa's Haus, um ihre Wirthschaft zu beloben, um es zu rühmen, wie sie dieselbe vorwärts bringe. Er machte sich dann auch freundlich mit Benedikt zu thun, der ihn stets gerne kommen sah, denn der Pater war in der Welt herum gewesen und wußte viel von ihr zu sagen und zu melden.

Der Mutter aber war es bei diesen Besuchen und bei der Achtsamkeit, welche die geistlichen Herrn überhaupt auf sie und ihren Benedikt verwandten, nie recht wohl um's Herz, weil sie ihr von des Knaben Zukunft niemals sprachen. Manchmal beschwichtigte sie sich mit der Vorstellung, es sei über dasjenige, was sich von selbst verstehe, des Redens nicht erst nöthig. Ihrem Sohne, dem Erben ihres Besitzes, sei ja sein Weg gewiesen, und also darüber weiter Nichts

zu sagen. Die Herren Patres hatten nur eine so besondere Art und Weise, Jakobäens Gutsverwaltung zu beloben, daß sie ihr nicht recht erklärlich, daß sie ihr übertrieben schien, weil ja doch nichts Apartes daran zu rühmen war, daß sie rechtschaffen nach dem Eigenen sah und Hab und Gut für ihren Sohn zu mehren trachtete, wie sie es vermochte.

Sie wagte es indessen nicht, das vor den Herren auszusprechen, denn wenn die Wunde, die ihr einmal geschlagen war, auch zu vernarben und ihre Gewissensbisse zu ruhen begannen, so kannte sie doch die Leute in dem Thale gut genug, um es einzusehen, daß sie ihnen gegenüber des Klosters Schutz und Beistand nicht entbehren konnte; und sie wußte es sehr genau, wie sie ihre Unangefochtenheit dem guten Willen der Klosterherren allein zu danken hatte.

Wenn sie aber in der Abendruhe von der Vesper heimkehrend, ihr Haus auf seiner Höhe vor sich liegen sah, und dann vor dem Hause fast immer ihren Benedikt erblickte, der mit seinen Spielgenossen bei dem Kegelspiele mit starken Armen die Kugel hoch über seinem Haupte in die Luft schwang, um sie im raschen Schwunge niederfallen und weit hin rollen zu lassen an ihr Ziel, so dachte sie gar oftmals, auch

über ihrem Haüpte schwebe eine schwere Kugel und sie werde eines Tages niederfallen und Alles niederwerfen, Alles, Alles was Jakobäa in ihrem Leben mit Fleiß und Liebe gebaut und geplant, und sie werde dann nicht jauchzen können wie ihr Benedikt bei dem Umsturz dieser Kegel, sondern zu trauern haben in aussichtsloser Einsamkeit, ohne Freude an irgend einem Dinge bis an ihr Lebensende.

Sie wünschte in ihrer stillen Angst bisweilen, der Schlag wäre schon gefallen, damit die schwere Last des langen ungewissen Fürchtens nur einmal von ihr genommen werde und — der Tag der endlichen Entscheidung kam denn bald genug heran.

Benedikt hatte die Dorfschule durchgemacht und in der jährlichen Prüfung, welcher immer einige der Klosterherren anzuwohnen pflegten, sich als der beste ihrer Schüler abermals bewährt. Am Nachmittage, um die Stunde, in welcher die Zöglinge des Klosters, von den Instruktoren begleitet, ihren täglichen Spaziergang machten, gingen dieselben klassenweise an Jakobäa's Hause vorüber, und der Pater Regens, der des Ehrentages wegen mit dabei war, was sonst nicht geschah, trat an Jakobäa heran, da er sie unter ihrem Treppendache sitzen sah.

Benedikt kam eben aus dem Hause auf das Vorgeleg hinaus. Er hatte den Springstock in der Hand, die Jacke über die Schulter gehängt und sein Ränzel auf dem Rücken. Eine Wanderung hinauf zu des Berges Gipfeln, um Abends den Mondschein und früh den Aufgang der Sonne dort oben zu genießen, das sollte sein Lohn sein für das wohlbestandene Examen, und die Freude und die Erwartung lachten ihm aus den hellen Augen. Da er aber in der Ehrerbietung vor den geistlichen Herren erzogen worden war, nahm er sich zusammen wie er sie erblickte, und trat heran, dem Pater Regens mit einem Handkusse seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Der Pater klopfte ihm freundlich auf die Schulter, und gegen die Mutter gewendet, bemerkte er, es freue ihn, daß der Lehrer ihrem Benedikt ein gutes Zeugniß gebe, daß es ihm an einer guten Fassungsgabe und an der nöthigen Ausdauer nicht gebreche. „Laßt ihn nun noch umherlaufen diese Woche hindurch, Frau Jakobäa," sagte er. „Dann beginnt der neue Cursus bei uns in der Schule, dann müßt Ihr ihn uns senden; und wenn er auf dem rechten Wege fleißig fortgeht, so mögt Ihr einst wohl Freude von ihm haben und ihn in unserm Orden mit Ehren vorwärts kommen sehen."

eigen war, Alles, was sein eigen werden sollte, war für sie dahin!

Man hatte still gewartet, bis zur rechten Zeit. Jetzt, da die Stunde gekommen war, mahnte man sie an das Gelöbniß, das sie, von ihrer Schmach gedrückt, dereinst gethan hatte in der grimmigen Verzweiflung ihres Herzens, und die Kirche war, das wußte sie, ein Gläubiger, der keine Nachsicht kennt.

Seit vierzehn Jahren, seit dem Augenblick, da sie den Sohn geboren, hatte sie diesen Tag gefürchtet; aber was man von ihr heischte, war schwerer noch, als sie es erwartet hatte; denn nicht ihr Glück, ihre Zukunft war es, was sie opfern sollte: es war das Glück ihres Sohnes, den sie liebte mit aller Leidenschaft der Mutterliebe; es waren das Fortbestehen und die Zukunft ihres Hauses, ihres durch Jahrhunderte bestandenen Geschlechtes.

Sie hatte sich niedergesetzt, weil ihre Knie sie nicht trugen, und die Hände vor das Gesicht geschlagen. Benedikt stand noch auf demselben Fleck und starrte dem Zuge nach.

„Mutter!“ hub er mit einem Male an, „was hat der Pater Regens da gesagt?“

Jakobäa zuckte es durch das Herz. Das war nicht mehr die frohe Stimme ihres Sohnes. Es war des Vaters harter kalter Ton, und auch die Augen, mit denen Benedikt sie ansah, waren die des Vaters. Der bloße Gedanke an das, was ihm bevorstand, hatte den Knaben umgewandelt; wie sollte sie ihm die Wahrheit kund thun, da sie selber sich der Hoffnung zu entschlagen nicht vermochte, daß doch irgend ein Ausweg möglich, eine Lösung des Gelübdes, wenn auch mit schwerstem Opfer zu erlangen sein müsse.

„Der Pater meint, Du sollst die Klosterschule noch besuchen!“ gab sie ihm zur Antwort, ohne damit Etwas auszurichten.

„Nein!“ fiel er ihr in das Wort, „in den Orden treten soll ich! Aber ich will nicht in den schwarzen Rock!“

„Will ich denn, daß Du's sollst?“ rief die Mutter unwillkürlich aus.

„Nun, dann laß den Pater reden!“ lachte Benedikt, in dessen jungem Sinne die Eindrücke noch eben so schnell verschwanden, als sie lebhaft waren. „Ehe ich den schwarzen Rock anziehe, gehe ich dem Vater nach!“

„Dem Vater?“ fragte Jakobäa mit steigender Angst, „Du hast keinen Vater mehr. Dein Vater ist lang todt!“

„So hast Du wohl gesagt,“ entgegnete Benedikt, „und ich habe es Dir geglaubt, doch weiß ich's lang schon anders.“

„Und das sagst Du mir erst heute?“ rief die Mutter. Benediktus schwieg. Ihr Aussehen machte ihn verwirrt.

„Rede!“ fuhr sie fort, „was hat man Dir gesagt? wer hat es Dir gesagt? Rede! was weißt Du? was bildest Du Dir ein?“

„Ach! laß mich!“ sagte Benedikt und wollte gehen. Die Mutter aber hielt ihn fest.

„Du bleibst! Du sollst mir Antwort geben!“ herrschte sie ihn an. „Wer hat Dir es gesagt, daß Dein Vater noch am Leben ist?“

„Weiß ich's?“ gab der Sohn zur Antwort, immer noch gewillt, sich zu entfernen.

„Besinne Dich! Du wirst's wohl wissen!“ rief die Mutter.

„Ich habe es so gehört!“ entgegnete er verdrießlich und befangen.

„Wann? von wem?“ drängte ihn Jakobäa.

„Ich weiß es nicht!“ wiederholte er trotzig. „Ich habe es gehört von je an! überall! Er lebt und ist Soldat in Afrika!“

Jakobäa horchte auf. Sie fürchtete, er könne mehr erfahren haben; da er schwieg, begann sie sich zu sammeln.

„Warum hast Du zurückgehalten mit dem, was Dir im Sinn gelegen hat?“ fragte sie.

„Ich dachte,“ entgegnete der Knabe, „er würde schon noch kommen! Sie hatten 's immer so gesagt!“

„Und wer? wer hat Dir das gesagt?“

„Die Leute! Alle Leute!“ rief Benedikt, den es verdroß, daß ihm die Mutter es nicht einfach zugestand — „und einmal muß der Vater doch nach Hause!“

Jakobäa wußte sich nicht zu helfen. Sie wagte nicht, weiter in ihn zu dringen; denn, wenn er mehr wußte, als er ihr gesagt hatte, wie konnte sie ihn dazu nöthigen, daß er es vor ihrem Ohre aussprach? — Und wenn er nicht die ganze Wahrheit kannte, durfte sie ihm die Mitwissenschaft eines Verbrechens auf die Seele laden, das von seinem Vater begangen,

und dessen schuldlose Mitschuldige sie selbst war? Sollte sie ihren Benedikt, der bis da Kopf unter seinen Altersgenossen so froh erhoben hatte, vielleicht unnöthig dahin brin Auge zu senken und sich zu verbergen, wenn d der Menschen auf ihm ruhten?

Es steht geschrieben in den zehn Gebote sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es di gehe und du lange lebest auf Erden! — U sollte mit eigenem Munde verkünden, was ihrem E unmöglich machen mußte, dem Gebote nachzukom — Das konnte nicht der Wille Gottes sein! — B daß ihr Sohn in dem Kloster für sie verloren als daß ihn in der Welt der Fluch verfolgte, seines Daseins schämen zu müssen und der Elte die ihm dies Dasein einst gegeben hatten! — Ab wollte er denn in das Kloster? Und ihr Hab un Gut? was sollte aus dem werden? Was sollte au ihr selber werden ohne ihren Sohn und Erben?

Der Nachmittag war sonnenhell und klar, über der unglücklichen Jakobäa lag es aber wie eine Wetter-wolke. Wie vom Wirbelwind geknickte Aeste wirr durch die Luft getrieben werden, so schossen die Gedanken durch ihren Sinn, und jeder that ihr wehe.

Sie wußte nicht was sie wollte, noch weniger was sie thun sollte. Sie hätte aufschreien mögen, ein Zeichen von Gott für sich zu erflehen; wie konnte sie jedoch ein solches begehren oder hoffen, da ihr widerspenstiges Herz sich weigerte, dem Herrn das Gelübde zu erfüllen, das sie ihm gethan hatte, und die Buße über sich zu nehmen, die man ihr auferlegt, damit sie ihr Vergehen sühne.

Ihr Verstummen machte den Knaben ungeduldig. „Du antwortest mir nicht und die Andern warten. Ich will gehen!“ sagte er.

„So geh!“ entgegnete sie ihm kurz; aber wie er sich von ihr wendete und sie ihn raschen leichten Schrittes den Pfad hinunter eilen sah, rollten die Thränen ihr aus den Augen; und die Hände zusammenschlagend, rief sie: „es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich ihm seinen Willen lasse!“

Nie zuvor war der Gedanke, ihren Sohn dem Klosterleben weihen zu sollen, ihr entsetzlicher erschienen, als in dieser Stunde. Sie mochte die Mauern des Klosters nicht sehen, die stattlich in ihrem gleißenden Weiß durch das ganze Thal hinleuchteten, daß vor ihnen kein Entfliehen möglich schien. Benedikts Ausruf: „ich will nicht in den schwarzen Rock!“ klang

ihr fortwährend in den Ohren. Es lie[illegible] ihr den Abend keine Ruhe, es verfolgte sie die [illegible]nze Nacht hindurch, daß kein Schlaf in ihre Augen gekommen war, als sie sich beim Tagesanbruch wie [illegible]wohnt er=hob, um in die Frühmesse zu gehen.

Die Kirche war völlig leer. Es ha[illegible]te ja Nie=mand in dem ganzen Thale Grund zu[illegible] Buße so wie sie.

Diese Einsamkeit war ihr sonst nicht [illegible]ufgefallen, denn sie war derselben durch die lang[illegible] Jahre her gewohnt. Heute jedoch kam sie ihr u[illegible]heimlich ja beängstigend vor, und die starken S[illegible]mmen der Klosterherren, die hinter dem schwarze[illegible] Gitter des Chores unsichtbar die lateinischen Morge[illegible]ymnen ab=sangen, klangen ihr drohend und flö[illegible]en ihr ein Bangen ein, wie die Stimme des Geric[illegible]es, bis die vollen weichen Töne der Orgel ihre Seel[illegible] löften, und sie sich vor Pater Theophilus an den [illegible] Beichtstuhl niederwerfen konnte, ihre Sorgen, ihr[illegible]n Kummer, ihr widerspenstig Wünschen und unbere[illegible]htigt Hoffen auszusprechen, und Trost und Führung [illegible]on dem Be=rather zu erbitten, der sich ihr in ihren N[illegible]öthen immer noch bewährt hatte.

Man solle nicht fordern, flehte sie, d[illegible]ß Benediktus

büße, was er nicht verschuldet habe, man solle den Sohn nicht von ihr nehmen. Sie wolle eine ewige Messe in dem Kloster stiften, für ihr und ihrer Kinder Seelenheil zu beten. Es solle für diesen Zweck einer nicht aufzuhebende Abgabe an das Kloster auf ihrem Gute übernommen werden; sie wolle Alles thun, es solle Alles, Alles so geschehen, wie man es ihr vorzuschreiben für nöthig finden werde; nur den Sohn solle man ihr lassen, dem Hause seinen Erben nicht entziehen, Benedikt nicht zwingen, das Ordenskleid gegen seinen Willen anzulegen.

Der Pater sprach ihr ruhig und zur Ergebung mahnend zu. Er erinnerte sie daran, daß sie freiwillig und von ihres Herzens Angst getrieben, ihre Nachkommenschaft dem Dienste des Herrn gewidmet habe. Er wies sie darauf hin, wie ihre Töchter in Demuth und Frömmigkeit zunähmen, wie freudig sie dem Tage entgegenharrten, an welchem es ihnen vergönnt sein würde, den Schleier anzulegen. Sie gab das Alles zu. Aber sie hatte es ja nicht gewußt, daß Benedikt ihr noch geboren werden würde, und Benedikt und ihre Töchter? — Wie könnte für ihn gelten müssen, was für diese galt?

Pater Theophil war weichen Herzens, mitleidigen

Sinnes. Er kannte Jakobäa von ihrer Jugend auf, er fühlte Mitleiden mit ihr, und wenn er ihr auch keine tröstliche Aussicht eröffnen durfte, gewann er es trotzdem nicht über sich, ihr die Hoffnung, welche sie noch hegte, sofort mit Unerbittlichkeit zu nehmen. Er wollte mit dem Herrn Abte sprechen, sagte er, der Weisheit des Abtes unterbreiten, was er selber in seiner Unterordnung und Beschränktheit nicht zu beurtheilen, noch weniger zu entscheiden habe. Er wisse nicht, ob es zulässig sei, ihrem heranwachsenden Sohne die Wahrheit über seine Herkunft zu verbergen, besonders, da er sie theilweise bereits erfahren habe, und falsche Erwartungen und thörichte Plane auf dieses halbe Wissen bauen könne. Wie Benedikt sich aber verhalten, und was er für sich wünschen möchte, wenn er über die Lage seiner Familie unterrichtet wäre, darüber dürfte die Mutter sich leicht täuschen; und es gäbe der Wege gar so viele, auf denen die Kenntniß des wahren Sachverhaltes ihn erreichen könnte. So lange Benedikt den Familiennamen seines Vaters trage, sei er vor Schmach und Schande nie gesichert. Im Orden sei das anders. Als Glied des Ordens gehöre er der Familie nicht mehr an, er sei der Kirche Sohn, die Kirche nehme ihn unter ihre

Fittiche, sie trage, sie beschütze ihn. Mit seinem Eintritt in den Orden bleibe hinter ihm in der Welt all dasjenige zurück, von welchem abgeschieden zu sein er in seiner Lage mehr als jeder Andere wünschen und erstreben müsse. Das solle sie erwägen, daran solle sie sich halten, und sich in Geduld bescheiden, bis er ihr werde sagen können, was der Herr Abt über sie und über ihre Wünsche zu verfügen gesonnen sei.

Pater Theophilus wußte es voraus, was er ihr zu melden haben würde, er wollte ihr nur die Zeit lassen, sich in das Unabweisliche zu fügen.

Achtes Capitel.

Benedikt war in voller Zufriedenheit von seiner Bergfahrt heimgekehrt. Er sprach nur von der Herrlichkeit da droben und schien des Klosters gar nicht mehr zu denken.

In des folgenden Tages Frühe kam Pater Theophilus ihn daran zu mahnen. Er beschied ihn, sich des Nachmittags bei dem Herrn Abte um die fünfte Stunde einzufinden.

Benedikt zeigte sich bestürzt. Er fragte, was er bei dem Abte solle? Der Pater meinte, es werde sich vermuthlich um den Eintritt in das Kloster handeln.

In die Schule wolle er wohl gehen, sagte Benedikt, in den Orden einzutreten habe er nicht Lust.

Pater Theophilus sah ihm freundlich in das trotzige Gesicht. „Sei ohne Sorge, mein Sohn!“

entgegnete er ihm, „man wird von Dir nicht fordern, was zu thun Du nicht selbst begehrst!" —

Das beruhigte den Sohn und flößte der Mutter Hoffnung ein. Ihr irgend eine Auskunft, eine Andeutung zu geben, ob und in welcher Weise der Abt sich ihren Wünschen und Vorschlägen geneigt erwiesen habe, ließ sich der Pater nicht herbei.

Um die festgesetzte Zeit verfügte Benedikt sich nach dem Kloster. Er hatte die offnen Thore desselben wer weiß wie oft durchstrichen, wenn er, wie alle Andern auch, über die Wirthschaftshöfe des Klosters, hinaus nach den jenseits des Baches belegenen Wiesen und Bergen gegangen war; und nach seiner Firmelung war er auch einmal in dem Kloster in der, innerhalb der Klausur befindlichen Wohnung des Abtes gewesen, ihm die Hand zu küssen, und die geweihte Medaille zu empfangen, welche sein Pathe ihm als Andenken an den Besuch des Bischofs mit auf den Lebensweg zu geben dachte.

Heute aber klopfte ihm das Herz und ihm bangte, als er die Glocke an der dunklen Pforte zog, welche die offenen Hallen des Klostergebäudes von der Klausur abtrennte. Denn was mußte der Abt ihm zu sagen haben, das er durch Pater Theophilus nicht hätte eben

so gut erfahren können? Etwas ganz Besonderes mußte es doch sein, und seit der neulichen Anrede des Paters Regens waren das Kloster und seine Insassen dem bisher sorglosen Benedikt verdächtig und ein Gegenstand der Scheu geworden.

Der Abt war damals, als er Benediktus zu sich holen ließ, noch in seinen besten Jahren, eine schöne feine Gestalt, nicht eben groß, eine achtunggebietende Haltung, die Ruhe der Selbstgewißheit auf der hohen Stirn. Wo und in welcher Tracht man ihm begegnet sein würde, man hätte es sofort erkannt, daß er gewohnt sei, zu befehlen und Gehorsam zu finden. Einem alten bürgerlichen Patriziergeschlecht entsprossen, das durch den Handel hoch emporgekommen war, besaß er den auf weltlichen Besitz gebauten Stolz seiner Familie; aber mit diesem Stolze hatte er auch die umsichtige Weltklugheit seiner Ahnen, wie ihre Lust am Erwerb und am Gewinn von ihnen überkommen, und des Klosters Reichthum an Kapitalien und Ländereien, deren Erträge verwerthet werden mußten, bot seinen Neigungen wie seiner Klugheit den erwünschten Spielraum dar. Unumschränkt gebietend, wußte er seine Untergebenen mit großer Einsicht je nach ihren Gaben zum Vortheil des Klosters und des

Ordens zu verwenden, Jedem, den er verwendete, die volle Verantwortlichkeit für seine Leistung aufzubürden, und eben dadurch sich in einer Zurückgezogenheit zu erhalten, die ihn des Verkehrs mit der Außenwelt, wo er ihn nicht wünschte, eben so wie jeder persönlichen Verantwortung gegenüber derselben, fast ganz und gar enthob.

Es war ein Begebniß in dem Thale, wenn man den Abt außerhalb des Klostergartens zu Fuß des Weges kommen sah; ein großes Ereigniß, von dem geredet wurde, wenn er mit Jemand im Vorüberkommen gesprochen hatte, und wenn er einmal selber handelnd eingriff, mußte eine ganz besondere Nothwendigkeit ihn erst dazu bestimmen.

Von allen Mitgliedern seines Klosters besaß keiner sein Vertrauen in dem Grade, wie der in dem ganzen Thale sehr verehrte Theophilus. Der Pater wollte und wünschte für sich selbst bi... Nichts, er kannte keinen Ehrgeiz als di... Wohlfahrt seines Klo... Herzen menschenfr... nem frommen G... en und klug ... in dem Th... Er hatte d...

glücklichen Jakobäa schon zur Zeit ihrer Trennung von Maurus beigestanden, mit ihm hatte der Abt die ganze Angelegenheit verhandelt. Er wußte, welche Gründe denselben bestimmt, und welche Rücksichten ihn geleitet hatten, als er sich dazu entschlossen, das Verbrechen des Maurus mit Schweigen bedecken, es dem Arme der strafenden Gerechtigkeit entziehen zu lassen. Pater Theophilus war auch nicht zweifelhaft darüber, was jetzt mit Benedikt zu geschehen, und was er dessen Mutter zu antworten bekommen würde. Es war ihm eben so wenig unbekannt, daß die ganze Angelegenheit auch eine weltliche Seite hatte, welche für das Kloster selbst von hoher Wichtigkeit war und auf die Entscheidung des Abtes nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

Die vor mehr als siebenhundert Jahren gegründete Benediktinerabtei war im Laufe der Zeiten zu einer der vornehmsten und reichsten des Ordens geworden. [illegible] Besitzungen [illegible]n sich nicht nur über das ganze [illegible]hal erstr[illegible] welches die Klosteräbte fast als [illegible]ne H[illegible]ten und die hohe und niedere [illegible]bark[illegible] sondern das Kloster hatte auch [illegible] Grenzen des Kantons, in welchen [illegible]e Anzahl von Liegenschaften und

Ordens zu verwenden, Jedem, den er verwendete, die volle Verantwortlichkeit für seine Leistung aufzubürden, und eben dadurch sich in einer Zurückgezogenheit zu erhalten, die ihn des Verkehrs mit der Außenwelt, wo er ihn nicht wünschte, eben so wie jeder persönlichen Verantwortung gegenüber derselben, fast ganz und gar enthob.

Es war ein Begebniß in dem Thale, wenn man den Abt außerhalb des Klostergartens zu Fuß des Weges kommen sah; ein großes Ereigniß, von dem geredet wurde, wenn er mit Jemand im Vorüberkommen gesprochen hatte, und wenn er einmal selber handelnd eingriff, mußte eine ganz besondere Nothwendigkeit ihn erst dazu bestimmen.

Von allen Mitgliedern seines Klosters besaß keiner sein Vertrauen in dem Grade, wie der in dem ganzen Thale sehr verehrte Theophilus. Der Pater wollte und wünschte für sich selbst hienieden Nichts, er kannte keinen Ehrgeiz als die Macht, die Wohlfahrt seines Klosters. — Er war dabei von Herzen menschenfreundlich, demüthig und fest in seinem frommen Glauben, ohne Falsch wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Kein Anderer war in dem Thale als Beichtiger mehr gesucht als er. Er hatte der un-

glücklichen Jakobäa schon zur Zeit ihrer Trennung Maurus beigestanden, mit ihm hatte der Abt die gan Angelegenheit verhandelt. Er wußte, welche Grün denselben bestimmt, und welche Rücksichten ihn geleit hatten, als er sich dazu entschlossen, das Verbreche des Maurus mit Schweigen bedecken, es dem Arm der strafenden Gerechtigkeit entziehen zu lassen. Pate Theophilus war auch nicht zweifelhaft darüber, wa jetzt mit Benedikt zu geschehen, und was er desse Mutter zu antworten bekommen würde. Es war ihr eben so wenig unbekannt, daß die ganze Angelegen heit auch eine weltliche Seite hatte, welche für da Kloster selbst von hoher Wichtigkeit war und auf di Entscheidung des Abtes nicht ohne Einfluß bleibe konnte.

Die vor mehr als siebenhundert Jahren gegründe Benediktinerabtei war im Laufe der Zeiten zu eine der vornehmsten und reichsten des Ordens geworde Ihre Besitzungen hatten sich nicht nur über das gan Hochthal erstreckt, über welches die Klosteräbte fast a souveräne Herren regierten und die hohe und niede Gerichtsbarkeit übten, sondern das Kloster hatte au weit hinaus über die Grenzen des Kantons, in wel chem es lag, eine große Anzahl von Liegenschaften un

Einkünften aller Art durch fromme Vermächtnisse er-
worben, die seinen Glanz und Reichthum immer mehr
gesteigert hatten. Allein durch die revolutionären Be-
wegungen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts
auch die Schweiz ergriffen hatten, war in den welt-
lichen Zuständen und Verhältnissen der Abtei eine
große Veränderung eingetreten. Nicht nur waren die
bis dahin fürstengleich waltenden Vorsteher derselben
ihrer weltlichen Herrschaftsrechte und Privilegien be-
raubt, und ihre früheren Unterthanen zu freien Bürgern
geworden; auch die Besitzungen und Einkünfte des
Klosters waren sehr beträchtlich vermindert,
Kloster selbst ausgeplündert, und die stattlichen Kloster-
gebäude durch die Wildheit der eingedrungenen fremden
französischen Horden zu einem großen Theile ein Raub
der Flammen geworden. Der Wiederaufbau hatte be-
trächtliche Summen verschlungen, und Verkauf oder
Verpfändung mehr als eines Gutes herbeigeführt. In
solchen Zuständen hatte der jetzige Abt das Kloster ge-
funden, als er den Stuhl seines Vorgängers bestiegen,
und je weniger er der Weltlage nach daran denken
konnte, der Abtei und ihren Verwesern die alte
glänzende Regentenstellung wiederzugewinnen, um so
mehr war es sein Ehrgeiz und um so eifriger bemühte

er sich, wenigstens diejenigen Verluste, welche das Kloster an Besitz und Vermögen erlitten hatte, durch kluge und gesicherte Operationen einigermaßen auszugleichen.

Es war ein großer Dienst, eine schwer wiegende Hilfe gewesen, welche man Jakobäen dereinst in ihrer Noth geleistet hatte, ein Beistand und ein Schutz, der vergolten und aufgewogen werden mußten, und auf gewogen werden konnten; denn die Anschafft'schen Liegenheiten waren bedeutend genug, um selbst dem reichen Kloster noch als ein ansehnlicher Gewinn z erscheinen. Ein zu errichtendes Altärchen, eine z stiftende Messe, ein Zehnten, dünkten den geistlichen Herren kein ausreichender Entgelt für die Schonung und die Rettung, welche sie vollzogen hatten. Ih Voraussicht hatte sich auf mehr gefaßt gemacht.

Einen wirklichen Zwang auf die Mutter oder a ihren Sohn auszuüben, lag nicht in des Abtes Sin war gegen seine Handlungsweise. Er war kein Freu jener Gewaltthaten, die Nachrede verursachen konnte und viel zu klug und vorsichtig, um einen Ast so a zubrechen, daß man es gewahren mußte, wenn sicher sein durfte, sich der begehrten Frucht, die an de Aste hing, in weniger auffälliger Weise bemächtigen z können.

Er hatte deshalb auch den Bericht des Pater Theophilus über Jakobäen's Widerstreben gelassen angehört, hatte es gebilligt, daß derselbe sich nicht ablehnend, oder auch nur zweifelnd gegen sie ausgesprochen, daß er ihr vielmehr eine Hoffnung auf die Erfüllung ihrer Wünsche offen gelassen habe; dann aber hatte er sich bestimmt und kurz erkundigt, in wie weit Benedikt über seine Herkunft unterrichtet, bis zu welchem Grade sein Verstand und seine Fähigkeit entwickelt seien, die weltlichen Verhältnisse zu begreifen, und was der Knabe von seinem Vater und von dessen Vergangenheit bisher etwa erfahren habe. Pater Theophil hatte darüber genaue Auskunft gegeben und der Abt ihm dann befohlen, den Knaben selber zu ihm zu bescheiden.

Als Benedikt sich danach in dem Vorgemache des Abtes meldete, wurde er augenblicklich eingelassen. Er fand den Pater Theophilus bei ihm, der sich jedoch entfernte. Des Abtes Unterredung mit dem Knaben währte lange, und Benedikt verließ des Abtes Zimmer und das Kloster völlig umgewandelt.

Der frohe Sinn, die Zuversicht, die Lebenslust waren in ihm gebrochen. Er hatte Scheu bekommen vor der Welt, die jenseits dieses Thales lag, Scheu

vor den Menschen, die er kannte und die ihn kann-
ten; er hatte gelernt, die Klostermauern als Schutz
und Zuflucht anzusehen. Er durfte die Augen nicht
mehr froh erheben so wie sonst, er war nicht unbe-
scholten, wie die Andern Alle. Gesenkten Hauptes
trat er aus des Abtes Zimmer, und die breite Dorf-
straße vermeidend, nahm er den Weg nach seiner
Mutter Hause.

Jakobäa hatte sich geflissentlich unter dem Vor-
dach auf der Treppe zu thun gemacht. Von dort
Platze konnte sie mit ihrem scharfen Auge den Sohn
erblicken, so wie er aus des Klosters großer Pforte
trat; aber wie gespannt ihr Auge auch an dem Thore
hing, wie ihr, je länger er auf sich warten ließ,
Herz von Sorge schwerer und der Sinn von
muthendem Denken aufgeregter wurde, Benedikt war
nicht zu sehen.

Mit einem Male stand er vor ihr. Er war auf
weitem Umwege von oben herunter durch den Wald
gekommen, und wie Jakobäa erschrak, als sie seiner
ansichtig wurde, so schreckte auch er zusammen, als er
die Mutter vor der Thüre fand.

„Benedikt!" rief sie und wollte ihn fragen, was
geschehen sei. Aber sie unterließ es, die Worte

ten ihr nicht über ihre Lippen gehen. Sie sah es an dem scheuen finsteren Blick, mit dem er, sie vermeidend, vor sich hin starrte; man hatte ihm Alles gesagt. Er wußte Alles! — Nun war es entschieden! —

Ohne ein Wort an sie zu richten, wendete er sich in das Haus. Das konnte sie nicht ertragen, es zerriß ihr das Herz, sie mußte seine Stimme hören.

„Wo willst Du hin?“ fragte sie.

„Drinnen bleiben — und in's Kloster, wenn es dunkel sein wird!“ gab er ihr zur Antwort, und ging ohne sie nur anzusehen in das Haus hinein.

Das war zu viel! Ihr Kind wendete sich mit Widerwillen von ihr ab! Sie folgte ihm auf dem Fuße nach. Er hatte den Hut von sich geworfen und saß mitten in der Stube an dem Tisch, den Kopf auf die Arme gelehnt, daß sein Gesicht verborgen war. Sie wollte ihm Etwas sagen, aber sie konnte das rechte Wort nicht finden. So blieb sie hinter ihm stehen und hörte ihn weinen.

Hätte sie ihr Kind beneiden können, um diese Thränen hätte sie es gethan, denn ihre Augen blieben trocken. Das Hoffen war für sie zu Ende, das Schaffen fortan unnütz; und was ist der Mensch ohne Hoffnung,

und ohne Freude an der Arbeit? — Sie ka
nicht mehr wie lebendig vor. Nur an dem L
das sie mit ihrem Sohne fühlte, nur an dem
schaftlichen Verlangen, ihren Benedikt zu ret
dem schwarzen Rocke, empfand sie es, daß
lebte. Ihr schauderte vor dem Zwang des
mehr noch als ihrem Sohne. Er und sie wa
dazu gemacht, sich lebendig zu begraben.

Plötzlich schoß ihr ein Gedanke durch d
sie konnte fliehen mit Benedikt! Fliehen we
in die Welt, in der Niemand sie kannte, Nien
ihr wußte, wo die Stimme des Abtes sie nic
Gelöbniß mahnen konnte. Aber fliehen? -
der Arm der Gerechtigkeit nicht dereinst den
gefunden hier hoch oben in den Bergen? —
sollte aus ihrem Hause werden, aus ihrem Be
sie davon ging, sich in weiter Ferne zu verb
Von ihrem Hause, von ihrem Habe konnte
fort! — Sie hatte die Grenzen ihres Tha
einmal überschritten. Was sollte sie in
den Welt? Eine Bettlerin mit ihrem hei
Sohne? —

Es war unmöglich! Von diesem ihre
konnte sie nicht scheiden, sie konnte nicht

jene fremde Welt, aus welcher all ihr Unglück ihr gekommen war. Hier, wo sie geboren war, hier mußte sie auch sterben. Was für sie erworben war und was sie erworben hatte, das konnte sie nicht freiwillig Fremden überlassen. Sie mußte hierbleiben, nach dem Ihrigen zu sehen, so lange ihre Augen offen standen. — Nachher? Nachher blieb freilich nur noch Benedikt im Thale, als Letzter von dem ganzen Anschafft'schen Geschlecht!

Und wieder kam ein neuer Gedanke ihr in den Sinn. Sie konnte das Verzweifeln nicht ertragen. Athmen, leben, schaffen und hoffen waren Eins in ihr. Mochte es nicht der frische volle Stamm sein, an den sie sich zu lehnen, unter dessen Aesten sie Schatten zu finden erwartet hatte in ihres Alters Tagen, auch an einem schwachen Stabe kann man sich noch halten; und ein Gutes, eine Aussicht blieb ihr doch, wenn Benedikt auch in den Orden eintrat. Er blieb in ihrer Nähe, blieb in ihrem Thale.

Sie konnte ihn sehen, konnte sehen, wie er heranwuchs und in dem Kloster vorwärts kam; und da er der Erste gewesen war in seiner Schule, wer wollte sagen, wohin er es in dem Kloster und dem Orden bringen konnte? Der Pater Regens war oben in dem

Walde zu Hause, eines armen Schrein
Prior hatten barmherzige Menschen nac
Tode aufgepflegt, und es stand fest, daß
Abbé dereinst in seinem Amte folgen
Benediktus fleißig war, wenn er seine G
nutzte, so konnte auch er dereinst des K
ja der Abt des Klosters werden; so konn
sagen, daß ihr Hab und Gut nach ihre
alledem sein eigen würde, daß es ihm zu
wenn sie es einmal dem Kloster hinterließ.
in seinem Namen einen Altar stiften zu
gedenken, zu ihren und zu Maria Josep
der seinen und seines Hauses Namen in
wach erhielt für alle Zeit und Ewigkeit!
liegen, nur so weinen sollte Benedikt nicht
Sie konnte das nicht ansehn und nicht du

„Benedikt," sagte sie, „sieh den Herr
was fehlt dem wohl? Rechts und links n
aus und neigt sich, wenn er nur vorüberfä
Jeglicher küßt ihm die Hand. Er ist der
ganzen Thale!"

„Was hilft mir das?" schluchzte der Kr
aufzusehen.

„Du kannst ja Prior werden, kannst ei

im Kloster werden, grade so wie er!“ bedeutete ihn die Mutter.

„Wenn auch!“ entgegnete der Sohn.

„Der Abt kann kommen und gehen, reisen und in die Welt hinaus, so wie es ihm gefällt!“ sagte Jakobäa, dem Lieblingsgedanken ihres Sohnes zu begegnen, und ihm fortzuhelfen über die Nothwendigkeit, die auf ihm lag, die sie ihm aufgebürdet hatte durch den Eigensinn, mit welchem sie den widerstrebenden Maurus dereinst festgehalten, die sie ihren Kindern aufgebürdet hatte durch ihr Verschulden und durch ihr Gelübde.

Aber sie verfehlte diesmal ihren Zweck. Denn Benedikt richtete sich bei ihren Worten mit Heftigkeit empor, und hell aufweinend, rief er: „In die Welt hinaus? — Ich will nicht hinaus in die Welt! — Was soll ich in der Welt? Soll ich dem Vater dort begegnen, der Schimpf und Schande über uns gebracht hat! Ich bin geboren in Sünde und in Schande, darum muß ich hin, wo keines Menschen Aug' mich sieht! Am Liebsten in das Wasser, wo es am tiefsten ist, oder gleich in's Grab!“ —

„Benedikt! Benedikt!“ stieß die Mutter mit Herzensangst hervor, und wollte ihn umklammern, er

aber wehrte sie von sich ab, und zusammenbrechend
ihrer Pein, klagte sie: „Das kann der liebe G
nicht wollen! Das ist zu viel! Mein Sohn wend
sich von mir ab! Das Kind wendet sich ab von sein
Mutter! — Der Abt hat keinen Sohn!“

Sie setzte sich still in eine Ecke und sah de
Knaben an. Er hatte sich aufgestützt und starrte vo
sich nieder. Es waren zum Theil die Worte des Abte
gewesen, die er in seinem Schmerze ausgesprochen, un
seine Erschütterung hatte das Uebrige gethan. D
Mutter wußte ihm Nichts mehr zu sagen und er wußt
auch Nichts mehr. Sie fühlten das Unglück an
Beide. Es war wie eine Lawine auf sie herabgestürz
und lag auf ihnen kalt und finster.

Draußen schlug es sechs Uhr. Jakobäa gin
hinaus. Immerfort an dieser Stelle sitzen bleibe
konnte sie ja nicht, und es war Zeit, daß sie für da
Nachtessen der Leute sorgte.

Benedikt rührte sich nicht. Erst als die Mutte
schon eine ganze Weile fort war, stand er auf, un
sah sich um. Des Weinens war er satt, des Warte
war er müde. Er wollte etwas Anderes thu
Aber was?

Er ging an den Tisch, zog die breite Schiebla

heraus, sah seine Bücher an und was sonst noch von seiner kleinen Habe darin lag, und schob sie wieder zu. Er sah nach seiner Drossel und nach dem schwarzen Eichhörnchen, dessen Haus auf dem Fensterbrette stand. Die Drossel schlug just ihren schönsten Triller, das Eichhorn drehte sich wie sonst in seinem Rade. Es machte ihm aber kein Vergnügen mehr. Er versuchte dies und das, und gab es wieder auf. Endlich setzte er sich nieder und paßte auf die drei Schläge, welche alltäglich von der Kirche das Zeichen zum Beginn des Abendläutens und der Abendvesper gaben. Er war ordentlich zufrieden, als er sie erklingen hörte. Jetzt wußte er wenigstens, was er mit sich machen sollte, was zu thun war. Er nahm den Hut und ging hinaus. Die Mutter stand am Heerde.

„Wo willst Du hin?“ fragte sie beklommen.

„Wo soll ich hin? — In's Kloster!“ gab er ihr zur Antwort.

„Diese Woche hattest Du ja noch bleiben sollen,“ meinte sie, „erst Ende der Woche solltest Du hinein.“

Er schüttelte den Kopf. „Was soll ich hier? Ich werde froh sein, wenn ich dorten bin!“ gab er ihr zur Antwort.

Er wollte gehen und stand doch still. — „Iß

noch bei mir zu Nacht!" sagte Jakobäa und die Stimme bebte ihr, als sie es sprach.

„Ich bin nicht hungrig!" versetzte er. „Adieu!" und ging der Thür zu.

„Benedikt! Benedikt!" rief die Mutter in ihrem bittern Schmerz ihm nacheilend, um ihn an ihre Brust zu ziehen.

Er machte sich von ihr los. „Laß mich gehen, ehe sie vom Felde kommen!" sagte er. „Wenn ich nur erst fort bin, ist's nachher einerlei! Adieu!"

Und damit ging er von ihr.

Neuntes Capitel.

Die Klosterherren waren se
erfahrene Erzieher. Sie ließen
Menschenschen gewähren, welche
seit ihm der Abt das Geheimniß
gethan.

Man nöthigte ihn nicht,
Spaziergängen der übrigen Schül
wenn man diese in das Freie fi
im Garten beschäftigen, oder bei
je nachdem er Lust dazu verrieth.
eine verhältnißmäßige Freiheit inn
dem er sich plötzlich unterworfen
er sich abgeneigt fühlte, mit der
lehren, um so sicherer durfte ma
er sich in das Kloster eingewöhr

sich von der eigenen Mutter ferne hielt, war Aussicht vorhanden, daß er um so eher die Kirche als seine Mutter anzusehen, den Orden als seine Familie zu betrachten lernte; und Benedikt besaß alle die Eigenschaften, welche es einer solchen Gemeinschaft wünschenswerth machen konnten, ihn sich anzueignen. Er war schön, begabt, von lebhafter Empfindung, und der reichste Erbe in dem ganzen Thale.

Auch trog ihre Berechnung seine Vorgesetzten nicht. Wie Benedikt stets der beste Schüler in der Dorfschule gewesen war, so zählte das Kloster ihn schon nach Jahresfrist zu den besten seiner Zöglinge. Sein starker Ehrgeiz trieb ihn zum Fleiße an, und die Richtung, welche der Abt dem Gemüthe des Knaben in jener ersten und einzigen Unterredung zu geben verstanden hatte, sicherte seinen Vorgesetzten seine Fügsamkeit, wie sie ihn gottesfürchtig und sein Gewissen rege gemacht hatte. Er wußte seinen Vater von schwerer Schuld beladen, seine Mutter als Theilnehmerin einer Sünde wider die Gebote Gottes. Er war nicht in gültiger Ehe geboren und da er die Welt nicht kannte, glaubte er sich durch diesen Makel ihr gegenüber schwerer beeinträchtigt, als er es in derselben gefunden haben würde. Es stand in der Bibel

geschrieben: Gott sei ein strenger Her
Sünden der Väter an den Kindern
kindern rächen; also war er mit des
laden. Er hatte ihn zu sühnen d
Wandel, durch unablässiges Gebet. Er
zu vertrösten auf des Heilandes Gnad
den der Menschen auf sich genomme
ihn den Kreuzestod erlitten. Er hatt
Gottes zu flehen, daß sie bei ihre
sprecherin werde für den verbrecherisch
die unglückselige Jakobäa und für die
so unheiligem Ehebunde entsprungen

Es währte nicht lange, bis B
einst so verhaßten schwarzen Rock m
Freuden, und wie ein Ehrenkleid
Man war mit ihm zufrieden, man b
freundlicher Gleichmäßigkeit, seiner
reichlichere Nahrung geboten, sein
anerkannt, und sein Ehrgeiz, diese vor
schaft in allen geistlichen Genossensch
seine Vorgesetzten nur in so weit
die Unterordnung unter ihre Befel
muth vor dem Herrn es nöthig m
nicht mehr unter den wechselnden Ge

seiner Mutter zu leiden, nicht mehr mit den Thalbewohnern zu verkehren, die ihn früh mit halben Worten ahnen lassen, daß seine Familie unter dem Banne eines unseligen Geheimnisses stehe. Die Nachbarskinder, seine Schulkameraden peinigten ihn nicht mehr mit den Fragen und Bemerkungen, die alle nach der wunden Stelle zielten. Er ging unangefochten in den Reihen der Klosterzöglinge einher, er fand Genossen und Freunde unter ihnen, er hatte mit und unter ihnen Anlaß seinen Körper in übenden Spielen zu entwickeln, er kam in ihrer Gemeinschaft hoch in das Gebirge hinauf, machte im Sommer unter Leitung seiner Oberen während der Ferien kleine Ausflüge in das nächste Land zur Erholung in den andern, dem Orden gehörenden Besitzungen; und, was nicht gering bei ihm in das Gewicht fiel, er war in dieser Zeit der einzige Klosterschüler aus dem Thale, er war dadurch in seinen Augen weit vornehmer als alle diejenigen, die sich sonst um seiner Geburt willen über ihn erhoben hatten. Die Kirche war ihm für sein Empfinden wirklich eine Mutter geworden; sie und das Kloster gewährten ihm Schutz, eröffneten und versprachen ihm eine Zukunft, und er gab sich ihnen zuletzt von ganzem Herzen und von ganzer Seele hin.

Die eigene Mutter sah er
Abneigung, mit der er ihr ir
war, in welcher er aus ihrem
das Herz erstarren machen. S
Knaben mehr, als sie einen
hatte; und weil sie ihm, als v
zu ihr führte, kalt begegnet r
Verlangen, öfters zu ihr zur
ihr Theil verlangte nicht na
gar nicht sehen, wenn der s
dikt in der schwarzen Souta
in Mitten seiner Klasse an
führt wurde, er kam ihr wie
vor. Das Kloster stand zwis
sie, das Kloster hatte an ih
spruch. Sie konnte mit ihm
zu Muth war: er war ihr e
wie an einem Fremden mußte
ihn erst wieder zu gewöhnen.

Indeß die Zeit bewährte
ihre Kraft und Macht. Man
halten, täglich für seiner Mutte
Seelenheil zu beten — wie
neigung gegen die Mutter f

immer neuen brünstigen Gebeten der erbarmungsvollen Gnade des höchsten Richters anempfahl? Das Mitleid mit ihr zog mit seiner wachsenden Reife und seiner sich erweiternden Einsicht in sein Herz; und als man sich im Kloster erst seiner völligen Hingebung an dasselbe versichert halten durfte, hatte man sogar seine Annäherung an die Mutter auf jede Art zu fördern getrachtet. Wer konnte denn besser geeignet sein Jakobäens Sinn zu Gunsten des Klosters zu bestimmen, als ihr Sohn und Erbe, nachdem er seinem Kloster von ganzer Seele eigen geworden war?

Er hatte seine Klassen mit Ehren durchgemacht. Er galt für den besten Philologen unter seinen Mitschülern und zeigte schöne Anlagen für Beredsamkeit und Poesie. Aus freiem Antriebe hatte er lateinische und deutsche Hymnen gedichtet, welche den Beifall der Lehrer gefunden; seine dialektischen Fähigkeiten waren anerkennend bemerkt worden und wie er als Knabe in dem Thale um seiner starken und hellen Stimme willen Beifall geerndtet hatte, so waren jetzt sein Gesang und seine mehr und mehr hervortretende musikalische Begabung bald des Klosters Stolz und Freude. Er war beliebt bei seinen Mitschülern, besaß die Gunst seiner Vorgesetzten; und seine strenge Gewissenhaftig-

keit, seine tiefe Frömmigkeit machten
Hoffnungen auf seine Zukunft baute,
mer Freude in sein Noviziat eintra

Während dieser Jahre hatten
dem Thale die Zustände sehr wesent
die Folgen des erleichterten Reisens
sich bis hinauf in das Hochgebirge
geltend zu machen.

Früher, in den Zeiten, in w
Heimath auf Nimmerwiederkehr ver
einmal der Fuß eines Reisenden di
beschwerliche Straße nach dem K
gestiegen. Seit man jedoch in den
gebenden Ländern Eisenbahnen
Dampfwagen und Dampfschiffe be
Beförderung der Menschen zu Lar
in so großer Zahl, und in vorhe
Schnelle zu ermöglichen, waren in
jedem Jahre der Reisenden immer
steigen der höchsten Berge, an wel
die unerschrockene Beharrlichkeit e
oder besonders für die Naturschö
Männer herangewagt hatte, zu ei
zu etwas fast Alltäglichem geworde

Die Städte der Schweiz hatten während der Sommermonate bald nicht mehr Raum genug für ihre ausländischen Gäste. Man fing an, auf dem Lande, in den Gasthöfen, an den Seen und in den Bergen ein Unterkommen zu suchen, und je weniger dasselbe von denjenigen Bequemlichkeiten zu bieten vermochte, welche man in der Heimath als unerläßlich ansah, um so romantischer wollte man es finden.

Benedikt hatte noch in der Zeit seines Noviziates gestanden, als die ersten Fremden sich zu längerem Verweilen bei des Doktors Mutter in dem einzigen Wirthshause des Thales niederließen. Es waren junge deutsche Gelehrte. Sie waren bald nach ihrer Ankunft in das Kloster gekommen, um Zutritt zu der Bibliothek desselben zu erbitten, in der sie, und nicht mit Unrecht, werthvollen Besitz vermutheten. Man hatte ihrem Ansuchen bereitwillig willfahrt; der Ordensbruder, dem die Aufsicht über die Bibliothek zustand, hatte sich, stolz auf die reiche Handschriftensammlung derselben, mit den beiden Fremden viel beschäftigt; sie waren dann alltäglich wiedergekommen, um zu kopiren, was ihnen für ihre Zwecke brauchbar dünkte, und trotz der strengen Ordensregel, welche den Verkehr mit der Außenwelt während des Noviziates sehr beschränkte,

hatte der Bibliothekar eines Tages Benedikt, der just vorüberging, herbeigerufen, ihm ein Missale herbeizuholen, dessen Miniaturen Jener die Fremden sehen lassen wollte.

Es fanden sich aber diesem alten Meßbuche noch ein paar Pergamentblätter beigebunden, auf denen in uralter Schrift Text und Melodie des Ambrosianischen Lobgesanges, des Te deum laudamus geschrieben waren. Sie galten, weil sie eine kleine musikalische Abweichung von der gebräuchlichen Melodie enthielten, als eine besondere Merkwürdigkeit, und da der Benediktiner-Orden sich rühmen durfte, der Sammler und Herausgeber der Werke des zu ihm gehört habenden heiligen Ambrosius gewesen zu sein, so gefiel der Bibliothekar sich darin, seine gelehrten Gäste eben auf diese Besonderheit aufmerksam zu machen.

Der Eine derselben, welcher musikalisch war, wünschte die Musik zu hören. Benedikt wurde angewiesen, das Meßbuch nach dem Chor zu tragen, denn das Kloster legte großen Werth auf seine Orgel, wie auf seine Kirchenmusik, und der Pater Bibliothekar hieß ihn, unter Begleitung des jungen deutschen Gelehrten, das Te deum nach der vorliegenden Abweichung zu singen.

Benedikt that dies ohne alle Scheu und ohne Zögern; indeß noch während er sang, gab der Professor seinem Erstaunen über die Stimme und die musikalische Begabung des jungen Mannes Ausdruck.

„Das ist ja eine Stimme," sagte er, als Benedikt geendet hatte, „wie ich sie schöner nie gehört habe! Ihre Fülle, und ihr weicher Ton überfluthen wie der Tenor unsres Wild das Ohr des Hörers und dringen in das Herz ein!"

Der andere Fremde meinte, Wild's Stimme habe vielleicht noch eine größere Süßigkeit, auch ihm aber sei der männliche Klang von Benedikts Organ, das mit den Jahren nur gewinnen könne, noch viel lieber.

Des Jünglings Augen strahlten. Er hatte große Freude daran, daß die Fremden ihn mit einem Sänger verglichen, den sie offenbar bewunderten, und er horchte hoch auf, als der Professor die Bemerkung machte, Wild habe seine ersten musikalischen Studien ebenfalls im Dienste der Kirche gemacht. Er sei Chorschüler gewesen, ehe er in die Fürstlich Esterhazy'sche Kapelle aufgenommen worden; und erst von dieser sei er zu der großen Oper übergegangen, deren glänzendste Zierde er seitdem geworden sei.

Der Pater Bibliothekar, dem dieser Zwischenfall

sehr ungelegen kam, befahl dem jungen Novizen, das Meßbuch nach der Bibliothek zurückzutragen, und Benedikt gehorchte, wenn auch mit innerem Widerstreben. Er machte sich das allerdings zum Vorwurf. Er klagte sich in der Beichte an, daß das Lob der Fremden seine Eitelkeit erregt, daß es ihn von der Selbstbetrachtung abgezogen habe, die jetzt mehr als jemals seine Pflicht sei, daß sich seine Gedanken wider seinen Willen der Außenwelt zugewendet hätten; und an die strenge Klosterzucht gewöhnt, fand er es in der Ordnung und gerechtfertigt, als Pater Theophil sein Beichtiger, ihm zur Buße die Strafe auferlegte, sich des Gesanges wie des Orgelspielens fortan zu enthalten, und dem Gottesdienste bis zur Beendigung seines Noviziates in schweigender Andacht lautlos beizuwohnen.

Er hatte diese Strafe freudig über sich genommen, aber noch kein Herbst und noch kein Winter hatten ihm so lang gedünkt, als dieser, und nie zuvor hatte er so wenig als in dieser Zeit seine Seele frei im Gebete erheben können. Er fühlte sich, als wäre ihm der Lebensnerv erschlafft, als versage sich ihm allmälig nicht nur das Wort, sondern auch der Gedanke, als trennten ihn die schweren Wolkenschichten, die das Thal durchzogen, für immer von dem reinen

Aether ab, zu welchem sein Blick sich sonst in sehnsuchtsvollem Hoffen glaubensstark erhoben hatte. Je mehr er unter dieser Stimmung litt, je ernster er gegen dieselbe in sich rang und kämpfte, um so tiefer versenkte er sich in seine schwermüthigen Zweifel an sich selbst, und an seine Würdigkeit, dem Herrn zu dienen; und es bedurfte endlich des erhebenden Zuspruchs seines geistigen Führers, ihm mit dem Hinweis auf die Barmherzigkeit des Herrn wieder jenes Zutrauen zu sich selbst zu geben, ohne welches derjenige nicht bestehen kann, der bestimmt ist, dereinst ein Führer und Berather für Andere zu werden.

So kam das Ende des Noviziates für Benedikt, und mit ihm der helle Frühlingstag heran, an welchem er, auf die Welt und ihre Lust verzichtend, die Priesterweihe empfangen und Aufnahme in den Orden finden sollte.

In tiefer, demüthiger Zerknirschung, niedergebeugt von dem Gedanken an die Schuld und Sünde, der er sich entsprossen wußte, war Benedikt in die heilige Handlung eingetreten. Aber als wirke in der That eine geheimnißvolle Kraft in den Händen der Priester, die sich segnend über ihn breiteten, als komme ihm Stärkung aus dem heiligen Oele, mit dem man sein

Haupt und seine Hände salbte, und als
neues Leben in ihn aus den priesterlichen
mit welchen man ihn bekleidete, so rich
Antlitz allmälig in die Höhe; und wie im
rufe tönte sein „Te deum laudamus“ z
Gewölbe der Kirche empor, als er zum
ein gesalbter Diener Gottes, im Vereine
brüder den Herrn wieder preisen durfte
Er fühlte sich stark und frei, als w
Fessel von ihm genommen, deren G
Zeit hindurch an den Erdenschranken f
als sei er sich selber wiedergegeben
aller Noth und Pein. Die Gewalt
Stimme, die in der gezwungenen
wachsen war, gab ihm das Vollgef
zurück. Nicht nur seine Hörer ers
sein Gesang, er machte ihn selber
jubeln der Lerche, wie der Frü
wieder über die Erde breitet. E
gegen seinen Schöpfer, eine f
das Verlangen, den Herrn im
zu loben immerdar, erfüllte
Schöpfer, der ihm diese Kra
gegönnt hatte, der die Son

schaffenen Welt seit Aeonen von Jahren leuchten ließ, über Gute und Böse — auch über seinen Vater oder vielleicht schon über dessen Grab — und über seine Mutter und über ihn und seine Schwestern, der hatte es von Anbeginn voraus bestimmt, daß er in den Dienst der Kirche treten und geheiligt und gereinigt werden sollte in der heiligen Gemeinschaft dieses Ordens; und also gönnte es ihm auch der Schöpfer, daß er in der Töne Fülle schwelgte, daß er in ihnen auszudrücken strebte, wofür das Wort ihm nicht Genüge that.

In des jungen Mönches Seele war in dieser Stunde eine große Wandelung geschehen, eine Offenbarung mächtig geworden. Seine unbewußte Freude am Gesang hatte sich in die Erkenntniß umgestaltet, daß Musik ihm ein Bedürfniß sei, daß er sie liebe und nicht leben könne ohne sie; und es war die ihm aufgelegt gewesene Entbehrung, die ihm dieses kund gethan hatte.

Schon früher war er auf die musikalischen Werke der alten Meister aufmerksam gewesen, deren die Bibliothek des Klosters eine reiche Zahl besaß. Jetzt warf er sich mit erneutem Eifer auf das Studium derselben, und von Seiten seiner Oberen störte man

ihn darin nicht. Man kam ihm jetzt, da man sich
seiner sicher wußte, vielmehr dabei zu Hilfe; denn der
Abt liebte die Musik. Er legte also auch Wer
darauf, in dem jungen reich begabten Ordensbruder
einen Musiker heranzubilden, der dem Kloster ein
durch seine musikalischen Kenntnisse und Leistungen
Ehre machen könne; und schon jetzt fand man es vor
theilhaft, in dem jungen Pater Benedikt einen guten
und eifrigen Lehrer für die Klosterschüler, und einen
Sänger zu besitzen, dessen schöne Stimme und dessen
Orgelspiel den großen Ceremonien, wie der täglichen
Andacht, einen erhöhten Reiz und eine bereits erprobte
Anziehungskraft verliehen. Man hielt ihn des
hoch und dies Bewußtsein band ihn um so fester
die Ordensgemeinschaft, der er jetzt für immer
gehörte.

Zehntes Capitel.

Inzwischen hatte man in dem Thale mit jedem Jahre die Zahl seiner Besucher zunehmen sehen und die rüstige Besitzerin des Gasthauses war in jener Zeit darauf verfallen, ihrem Hause zwei Flügel anzubauen, um während der günstigen Jahreszeit Kostgänger bei sich aufnehmen, und ein förmliches Pensionat errichten zu können.

Sie besaß außer dem hübschen Anwesen, das sie von ihrem früh verstorbenen Manne ererbt hatte, ein eigenes nicht unbedeutendes Vermögen, welches sie ihrer Zeit in die Ehe mitgebracht hatte; und voraussichtig, wie sie war, hatte sie bei dem zunehmenden Verkehr in ihren Bergen die Tochter in eine gute Erziehungsanstalt geschickt, damit sie fremde Sprachen lernen

solle, und ebenso hatte sie dem Sohne, weil [illegible]t, die gezeigt, sich dem Studium der Medizin zu w[illegible]n als die Mittel dazu sehr freigebig gewährt.

Er war ein paar Jahr älter als Benedikt [illegible]rden Tochter ein Jahr jünger als dieser, und sie hatte[n] [illegible]nder Kinder, bis Benedikt in das Kloster genommen wo[rden] war, gute und herzliche Kameradschaft mit ein[ander] gehalten, schon weil die Mütter in der Jug[end] Freundinnen gewesen waren. Fast um dieselbe Zeit, in welcher Benedikt sein Noviziat beendete, kamen auch die Geschwister nach mehrjähriger Entfern[u]ng von der Heimath, in das Thal und in das Ba[illegible] haus zurück. Sie sollten der Mutter bei der E[in-]weihung und Eröffnung ihres neuen Kost= und [illegible]hauses zur Hand gehen und der Doktor brachte gar gleich ein paar vornehme Frauen mit sich in d[as] Thal hinauf.

Einer seiner Universitäts=Lehrer, der als D[ia-]gnostiker eines europäischen Rufes genoß, und von Kranken aus allen Ländern vielfach berathen wurde, hatte a[n-]gefangen, die Nervenschwachen zur Stärkung in die windstillen Thäler des schweizerischen Hochgebirges hinaufzuschicken. Er kannte das weite wohlgeschützte Klosterthal, er hatte eine gute Meinung von [illegible]

jungen Schülers Kenntnissen und Einsicht und nicht ohne ärzt-
Kranke, um welche es sich handelte, nicht zu könne[n]
lichen Beirath in dem Gebirge bleiben zu können be-
hauptete, hatte der konsultirte Professor ihr den Vor-
schlag gemacht, eben das Klosterthal und das
Pensionshaus zu ihrem Aufenthalt zu wählen,
sie in demselben zu jeder Stunde der ärztlichen Pflege
seines Zöglings theilhaft werden konnte.

Der junge Doktor hatte seiner Mutter angezeigt,
daß sie sich auf den Empfang einer reichen und
verwöhnten Dame vorbereiten möge. Er hatte ge-
schrieben, daß die Baronin Landesheimer einen Trag-
sessel mit sich führe, hatte angeordnet, daß man die
Träger an das Schiff hinunter senden, daß an dem
Ufer ein paar einspännige Karren zum Heraufbringen
des Gepäckes, nebst ein paar Saumthieren für das Fräu-
lein und die Kammerjungfer bereit stehen sollten; und
weil man in dem Thale derlei vornehme Herrschaften
bisher noch nicht beherbergt hatte, war der Wirthin
wie ihrer Tochter Angst geworden vor den Ansprüchen,
welche die Ankömmlinge erhoben, und die zu befriedigen
nicht möglich sein würde.

Schon vom Nachmittage an spähten sie an dem
festgesetzten Tage unablässig nach der Seite hinaus

von welcher die Fremden kommen mußten. Ihre Neugier, ihre Erwartung theilten sich den Nachbarinnen mit. Die Eine und die Andere kam herbei, sich die Zimmer anzusehen, in welche man die Kranke unterbringen wollte. Man sprach von ihrem Alter, von ihrem Leiden, von ihrer Hinfälligkeit ohne irgend etwas Näheres davon zu wissen, bis sich aus den Vermuthungen der Nachbarinnen, aus den Voraussetzungen der neuen Pensionshalterin und ihrer Tochter, endlich in ihnen Allen der Glaube heranbildete, daß die Baronin Landesheimer eine todtkranke, hochbetagte Dame sei.

Wie eine solche die weite Reise aus dem fernen Böhmen habe überstehen können, wie sie, die doch gewiß in einem Palaste zu leben gewohnt sei, es den niederen Zimmern des engen Hauses aushalten werde, davor wurde der Wirthin selber immer bänger. Sie wünschte endlich nur, daß die alte Dame nicht etwa gar in ihrem Hause sterbe möge, und war noch mit der Erwägung all der Noth- und Uebelstände beschäftigt, welche solch ein Unglücksfall in seinem Gefolge haben würde, als man den Zug auf der westlichen Höhe erscheinen und raschen Schrittes in das Thal hernieder steigen sah.

Alt und Jung trat vor die Häuser heraus, die

Kinder liefen den Fremden neugierig entgegen, denn noch niemals war eine Dame in das Thal hinaufgetragen worden, und eine solche Karavane hatte man noch nie zuvor gesehen. Von rechts, von links schaute man nach der Kranken aus, auch die Wirthin suchte sie schon von ferne mit den Augen, und wußte nicht, was sie davon zu denken habe, als sie auf dem Tragsessel eine große, starke Frau entdeckte, die wohl am Ende ihrer vierziger Jahre sein konnte, aber noch sehr schön aussah und mit den großen schwarzen Augen nach allen Seiten um sich schaute, weil das Aufsehen, das sie erregte, ihr Vergnügen zu machen und sie zu belustigen schien.

Das Fräulein, das eben so stattlich, aber noch weit schöner war, und nicht wie die Tochter, sondern wie eine Schwester der Baronin aussah, grüßte mit heiterem Lachen hier und dort. Sie war, als man vor dem Hause anhielt, gleich behende aus dem Sattel, so daß man sah, sie sei des Reitens sehr gewohnt. Auch die Baronin kam leicht von ihrem Tragesessel auf die Füße, und wenn ihr der Doktor dabei auch seine Hülfe anbot, während die Kammerjungfer ihr mit großer Beflissenheit ein Mäntelchen um die Schultern hing und sich viel mit ihr zu schaffen machte, so über-

zeugte sich die Wirthin zu ihrer Beruhigung doch sofort davon, daß es mit dieser Kranken so schlimm nicht stehen könne, und daß man um ihren Tod sich vorläufig keine Sorge machen dürfe.

Die Baronin und das Fräulein waren in der allerbesten Laune, Victoire, wie die Mutter sie immer nannte, weil sie zumeist französisch mit einander sprechen, Victoire rief lachend, sie komme sich hier wie Schillers Mädchen aus der Fremde vor. Sie finde es seh verführerisch, angestaunt zu werden, als steige sie au des Himmels Höhen nieder, und sie schien es au mit dem Gabenvertheilen gleich wie das Mädch aus der Fremde halten zu wollen. Denn als Kinder sich herandrängten, dem ungewohnten Sch spiel zuzusehen, gab sie ihnen, ohne daß sie es gehrten, was ihr eben in die Hände kam: die Blu die sie sich während des Weges hatte auf das hinaufreichen lassen, das Zuckerwerk aus ihrer und auch Geld, als sie mit dem Zuckerwer Ende war.

Derlei ungeforderte Freigebigkeit war m zu Lande nicht gewohnt, und die unverhofften G machten deshalb ihre Empfänger schnell beg Wer aus der Ferne des befremdlichen Vorga

wahr wurde, eilte so rasch er konnte, herbei, um Theil zu haben an der allgemeinen Ernte. Der Zudrang wurde immer größer, die sämmtlichen Kinder waren bald beisammen, es streckten allmälig auch die größeren Burschen und die erwachsenen Mädchen ihre Hände fordernd aus, und Viktorine hatte ihren Spaß daran. Sie warf, da die junge Schaar bald ungestüm zu werden anfing, und der Inhalt ihrer Börse endlich auch erschöpft war, dem Einen lachend das kleine, seidene Tuch zu, welches sie um den Hals getragen hatte, der Anderen die langen Handschuhe, die ihre schönen Hände bedeckten.

Die Wirthin hatte Noth, es zu verhindern, daß sie nicht in ihrer übermüthigen Fröhlichkeit den Auflauf immer größer machte; und der verständigen Frau gefiel der ganze Vorgang überhaupt nicht, weil sie es voraus sah, welch unangenehme Belästigung den Fremden fortan durch des Fräuleins ungehörigen Einfall zugezogen werden würde. Sie mußte endlich, als der Doktor mit der Baronin in das Haus hineingegangen war, den Knecht zu Hülfe nehmen, um die in ihrem Jubel laut tobende Kinderschaar nur aus dem Bereich des Hauses zu entfernen. Hätte sie es in ihrer Hand gehabt, sie hätte in dem Augenblicke

am liebsten auch die Baronin und das Fräulein fortgeschickt, denn die thörichte Großmuth der beiden Fremden und das Gebahren derselben waren ihr nicht recht geheuer. Sie mißtraute ihnen und sie gefielen ihr keineswegs.

Der Doktor ließ sich kaum die Zeit, die Seinen zu begrüßen. Er führte die Baronin in die ihr bestimmten Zimmer, er ließ ihr das Sopha in die offene Gallerie hinausrücken, und sie streckte sich auf demselben aus, als wäre der Vorrath ihrer Kräfte ganz und gar erschöpft. Indeß das währte gar nicht lange. Das Riechfläschchen hatte seine Wirkung offenbar gethan, und mit dem goldenen Augenglas vor dem Gesicht, fing sie an die Berge und das Kloster, und das Zimmer, und die Wirthin und der Wirthin Tochter, mit wohlgefälligem Lächeln zu betrachten, und mit geflissentlicher Herablassung dieses Alles sehr charmant, die Berge wie die Wirthin und deren dienstbeflissene Tochter aber wirklich ganz charmant und über all ihr Erwarten angenehm zu nennen.

Viktorine fand Alles geradezu entzückend, Alles ganz bezaubernd! Die brave Wirthin stand und staunte über ihre großen Worte. Sie fragte sich vergebens, was ihre Gäste nur bewegen möge, sich mit dem Aus-

druck ihrer Zufriedenheit so anzustrengen, und das Gehörige so über die Gebühr zu loben. Recht richtig kamen sie ihr nun einmal nicht vor; denn obschon sie Deutsche und in der Hauptstadt Böhmens angesessen waren, sprachen sie untereinander bald französisch und bald englisch, und während sie in der Wohnung Alles bewunderten und priesen, war ihnen, als sie sich dann endlich gegen den Abend hin in ihren Stuben nieder=lassen wollten, doch wieder gar Nichts gut genug und gar Nichts recht.

Die Wirthin hatte mit gutem Willen ihr Mög=lichstes gethan, aber sie mußte es schließlich als ein wahres Glück betrachten, daß die Baronin ihre Betten, ihre Wachskerzen, ihre silbernen Theegeräthschaften und ihren Thee stets bei sich führte, so daß sie doch, wie sie es nun plötzlich nannte, in dieser weltabgeschiedenen Einsamkeit und Oede auf die Befriedigung der aller=unerläßlichsten Ansprüche nicht zu verzichten, und ihren wenigen kleinen häuslichen Gewohnheiten und Be=quemlichkeiten nicht völlig zu entsagen brauchte.

Sie mußte indessen sonderbare Vorstellungen von Viel und Wenig, und eine große Menge unerläßlicher Nothwendigkeiten und kleiner häuslicher Gewohnheiten besitzen; denn des Forderns, des Fragens und Be=

gehrens ward stundenlang kein Ende. Die
und die schöne Katharine saßen am Abend
müde und matt vor ihres Hauses Thüre,
einen letzten ruhigen Athemzug zu thun, eh
Lager suchten, als der Doktor rasch und mu
den Fremden zu den Seinen kam.

Er warf sich lachend und die Glieder
neben ihnen nieder, als könne auch er vor M
nicht weiter. „Wenn das so fortgeht," scherzte
wird die Baronin unsere Kräfte herunter
während sie die ihren stärkt, und wir werden
sie fortgeht, selber eine Kur vonnöthen ha
Das war heute keine Kleinigkeit! Reden un
und immer wieder reden, und immer wieder
in neuen Formen reden, von Morgens acht
zum späten Abend! Dagegen ist der Dienst i
Hospitale eine wahrhafte Erholung. Aber sch
sie alle Beide, und Geld haben sie, mehr als z

„Was hast Du denn bei der Baronin
spät gethan?" fragte die Wirthin, welcher des
Munterkeit sofort den Muth belebte.

„Ich habe mit ihr einen Thee getrunken, de
Steinmetzen oder Mäher den Schlaf benehmen
und der ihre Schlaflosigkeiten sehr erklärlich

Dann hat sie sich zurückgezogen, um, wie sie es gewohnt zu sein behauptet, ihre Seele vor der Nacht noch im Gebet zu sammeln; und ich habe mit Fräulein Viktorine auf der Gallerie gesessen, die ihr Auge an der Pracht des glorreichen Sternenhimmels und an dem zauberhaften Lichte erquicken wollte, welches die Mondesstrahlen über die Schneegebirge so verschwenderisch ergießen."

Er hatte die Worte in dem Tone und in der Weise der Baronin und des Fräuleins wiederholt, seine Schwester und seine Mutter mußten lachen. Der Doktor nahm eine ernsthafte Miene an.

Er war noch jung, aber er war, wie alle Schweizer, klug, und hatte von der tüchtigen und umsichtigen Mutter das richtige Berechnen frühzeitig gelernt. Sein Fleiß hatte ihm die Beachtung seiner Lehrer eingetragen, er war unter ihrer Leitung ein guter Beobachter geworden und der berühmte Arzt, der ihm diese beiden Damen als erste Gäste in die neubegründete Kuranstalt seiner Mutter mit hinauf gegeben, hatte ihn in freundlich kollegialischer Vertraulichkeit über die Lebensverhältnisse derselben so weit als nöthig unterrichtet, während er ihm gleichzeitig den Rath gegeben hatte, sich die Gunst der Baronin zu erwerben, deren Ein

fluß ihm, dem angehenden Praktiker, ebenso
Pensionate seiner Mutter, von wesentlicher
sein könne.

Katharine zeigte sich von der Schönheit d
Frauen ebenso wie der Doktor eingenomm
Mutter meinte, schön wären sie freilich, :
schienen sie ihr nicht zu sein, aber ihre Freu
sei so unruhig und geflissentlich. Sie hätte
nehme Frauen doch weit vornehmer gedacht,
Deutsche sähen sie nun einmal gar nicht aus.

„Nicht wie Deutsche?“ wiederholte der
„Nun, rechte Deutsche kann man sie auch nicht
da sie Juden sind; und vornehm?“ scherzte e
sarkastische Laune leicht anzuregen war, „vorne
sie ja aus Leibeskräften! Aber in ein paar
werden sie's wohl besser noch verstehen! Es n
Alles erst gelernt sein! Und ihr Adel ist noch
als ihr Christenthum. Nur ihr Reichthum h
Ahnen, und sie hätten auf das Christenthum
von Herzen gern verzichtet, wäre nur der A
sie ohne dasselbe zu erlangen gewesen. Trotz
ist aber der neue Baron ein großer Mann
Baronin hat mir heut von ihren vornehmen B
schaften, von den Grafen und Fürsten, die ihres

Gäste sind, von dem Bischof, dem sie eine völlige Wandlung ihres Glaubens und Erkennens danke, schon unterweges ohne Aufhören erzählt. Sie bringt sogar das Empfehlungsschreiben eines Bischofs an den Herrn Abt mit, das sie ihm selber übergeben will.

Die Wirthin schüttelte den Kopf. Ihr Unternehmen, solche Gäste in ihrem Hause zu beherbergen, erschien ihr mehr und mehr vermessen. Sie versank in Berechnungen und Ueberlegungen aller Art, der Doktor und die Schwester plauderten lustig mit einander fort.

Mit einem Male erhellte sich das große Zimmer hinter der Glasgallerie, man hörte auf dem Klaviere einzelne Accorde anschlagen, und von einer herrlichen Altstimme gesungen, tönte Schuberts Ave Maria, tönten die Worte:

O Sanctissima, o piissima, dulcis virgo Maria!
durch die Stille der Nacht.

Die Wirthin und ihre Tochter hatten die Hände gefaltet, auch der Doktor horchte hoch auf. Es lag etwas Ueberwältigendes in dieser Stimme, Etwas, das bis in des Herzens Tiefen drang. Keiner von den Dreien hatte jemals einen ähnlichen Gesang gehört, einen solchen Eindruck empfangen.

„Es ist, als wäre man in der Kirche!" sagte Katharina ganz gerührt, als das Lied zu Ende war.

„Ja man könnte schwören, sie wäre mit dem Ave Maria groß geworden von Kindesbeinen an!" meinte der Doktor; und sie warteten noch eine Weile, ob Viktorine nicht noch einmal singen würde. Aber der Gesang verstummte und das Licht erlosch.

Elftes Capitel.

Unruhig war es jetzt in dem Hause von früh bis spät; so schlimm jedoch als die Wirthin es sich vorgestellt hatte, war es nicht, und die jungen Leute hatten ihr Vergnügen an dem ungewohnten Leben und Treiben um sie her.

Die Baronin hatte an dem Morgen kaum ihre Morgenkleidung angelegt, und ihr Frühstück eingenommen, als sie und ihre Tochter daran gingen, die Zimmer, wie sie es nannten, wohnbar zu machen und sie für Viktorinens Beschäftigungen herzurichten.

Der Diener mußte die Malgeräthschaften auspacken, eine Staffelei und eine kleine Camera obscura aufstellen. Viktorine brachte ihr Teleskop in Ordnung; die Kammerjungfer trug farbige Wollen für die Handarbeit ihrer Herrin, Päcke von Papier zum Pflanzentrocknen und eine ganze Menge von Büchern hin und her. Polsterkissen, Fußbänkchen, Reisedecken, Riechflaschen, Toiletten- und Schreibtischgeräthschaften wurden ausgebreitet, wurden versuchsweise bald in dieser, bald in jener Ecke aufgestellt. Stundenlang blieb die Dienerschaft in beständiger Bewegung. Die Baronin lag in ihrem Sessel und gab Anweisungen und Befehle, Viktorine machte sich auf der Gallerie vor ihrem Saale noch ein Be-

sonderes Arbeitsplätzchen, ein kleines einsames „buc
retiro" zurecht und die Baronin lehnte endlich in völlig
Ermattung den Kopf in ihre Kissen und klagte darüb
wie ihre Kräfte ganz erschöpft, wie ihre Nerven d
den Anstrengungen einer solchen Reise in keiner
gewachsen seien.

Sie mußte aber doch noch ein gewisses M
von Kräften in Vorrath haben, denn sie richtete
bald wieder auf, um dem hochwürdigen Herren A
selbst zu schreiben, ihm den Empfehlungsbrief Sei
Hochwürden des Herrn Bischof zu übersenden,
es Seiner Hochwürden auszudrücken, wie glücklich
sich fühlen würde, wenn er sie der Ehre seiner
kanntschaft würdigen wolle, wie aufrichtig sie es
zu danken haben würde, wenn er ihr hier, wo sie i
gewohnten verehrten Seelsorgers Berathungen
behren müsse, einen Geistlichen zuweisen wolle, an d
Zuspruch und Belehrung sie sich halten und erb
könnte.

Der Diener, der bisher auf der Reise so zu
in einer Interims-Kleidung aufgetreten war,
die Gala-Livree anlegen, um sich als Botsc
seiner Herrin zu dem Abte in das Kloster zu beg
und die Baronin legte in der Eile noch für alle

sie die Naturschönheit, nach deren schweigender
habenheit und lautloser Stille sie sich zu sehnen
hauptete, durchaus mit Schellengeläut genießen w
aber schön war Viktorine, so schön, daß ihm da
alles Nachdenken verging, und ihre Stimme
auch im Sprechen den herzbestrickenden Zauber
bei dem Gesang.

Da der Himmel hell und die Luft sehr
war, wünschte sie gleich an diesem Morgen
Gang auf die nächste Höhe zu machen, um sich
vorläufigen Ueberblick über das Thal zu ver
und auszufinden, von welchem Punkte sich eine
Ansicht ihres Hauses aufnehmen ließe. Sie
dabei als selbstverständlich voraus, daß der D
begleiten werde, obschon sie es ausdrücklich h
daß sie Nichts weniger als furchtsam sei, un
eigentlich nichts Besseres kenne, als auf gut
ganz allein in freier Natur umherzuschweifen
ein Vogel niederzulassen an der Stelle, die
winke, und davon und weiter fortzuziehen,
Verweilens Lust gebüßt sei.

Dem Doktor war wunderlich dabei
Daß die Baronin über ihn verfügte, das
der Ordnung, selbst da, wo es ihm unnöt

Sie war seine Kranke und es diente seinen Zwecken, wenn er sich ihr gefügig zeigte. Daß die Tochter aber in gleicher Weise auf ihn zu zählen und über ihn zu bestimmen geneigt war, das verdroß ihn; und halb absichtlich, halb aus Ungeschick erklärte er ihr unumwunden, daß er nicht mit ihr gehen könne, denn er habe dazu nicht die Zeit.

„Sie können des rechten Weges auch gar nicht fehlen," sagte er, „wenn Sie immer am Bache entlang dem Pfade folgen, welcher allmälig aufsteigt bis zu dem großen Hause oben auf der Matte. Da oben an der Jakobäa Anschafft Haus hat man einen weiten Blick, und die Kirche und das Kloster nehmen sich von dort am besten aus."

Viktorine blieb stehen und sah ihn ruhig an. Der warme einschmeichelnde Blick fuhr ihm durch alle Glieder. Er konnte diesem Blicke gar nicht widerstehen. „Ach!" sagte sie, „wenn Sie jetzt nicht mit mir gehen können, will ich gern warten. Es war mir nicht um mich zu thun mit meinem Vorschlag. Ich gönnte es Ihnen, mir die Schönheit hier zu zeigen, denn es giebt ja Nichts, was mehr erfreute, als von einem Andern bewundert zu sehen, was man besitzt und liebt!"

„Freilich! freilich!“ rief der Doktor und blickte ... die Stirn rö... Uhr sehend, während das Blut ihm ... auch noch meinte er, „er könne sein Geschäft ... sie es verlange ... schieben, er werde sie begleiten, wenn ... und der

„Verlangen?“ wiederholte Viktorine ... ihn ... strickende Zauber ihres Blickes berührte ... noch mal, „es zu verlangen habe ich kein Recht!“

„Wenn Sie es mir erlauben!“ stieß der Doktor rasch hervor; aber es war ein Etwas in ihm, das ... gegen seine Fügsamkeit empörte, und er wäre ... zurückgeblieben — hätte er es nur vermocht.

„Sehen Sie,“ rief sie, „so laß ich mir's gef... So kann ich Ihr Anerbieten annehmen, ohne ... tyrannisch vorzukommen.“ — Damit ging sie in ... Haus, sich ihren Hut zu holen.

Er stand und sah ihr nach. Sie mußte ... vermuthet haben, denn sie wendete sich zu ihm zu und ihm freundlich zunickend, sprach sie: „Wo... Sie nur, wir werden noch gute Freunde werden. ... bin nicht anspruchsvoll und ein guter Kamerad, ... schon ich meine eignen Wege und meinen ... haben muß.“

In dem Augenblicke kam Katharine aus ... Wirthsstube heraus. Sie sah, daß der Doktor ...

Kreuze in die Luft schlug. Weil das nicht seine Art war, fragte sie, was das bedeute?

„Reine Vorsicht!“ entgegnete der Doktor. „Ich glaube wahrhaftig, mit dem Frauenzimmer ist es nicht ganz geheuer, indessen wenn ich jetzt auch mit ihr gehe, statt meine Sachen hier zu ordnen, wie es sich gehörte, verhexen und bezaubern will ich mich nicht lassen. Heut soll sie, wie sie es verlangt, ihren Willen haben und ihre Wege gehen; morgen gehe ich die meinen.“

Es war aber in der That, als hätte Viktorine seine Gedanken errathen, denn als sie wiederkehrte, den großen runden Strohhut auf dem Kopfe, das Skizzenbuch in der Hand, schien ein ganz anderer Geist über sie gekommen zu sein. Ohne alle Phrase sagte sie ihm, sie sei bereit, und sie schien es wahr machen zu wollen, daß sie ein guter Kamerad sei. Sie war ernst und ruhig, ihr Schritt schnell wie der eines Jünglings, ihr Gang fest und sicher, selbst wo es galt, über Unebenheiten und auf engen, steilen Wegen fortzukommen; und auch die Art ihrer Unterhaltung war freimüthig und klug.

Sie hatte eine Weise, ihre Fragen zu stellen, welche bestimmtes Antworten leicht und nothwendig

machte. Sie erkundigte sich um die Lebensbedingungen der Thalbewohner, daß man sah, es sei nicht das erste Mal, daß sie sich um dergleichen bekümmere. Sie sprach mit einfacher Klarheit über die Einrichtungen, welche man in der von ihrem Vater in dem böhmischen Gebirge erkauften Herrschaft gemacht habe, erzählte dazwischen von ihren Reisen und ihrem Aufenthalte in London, in Paris, in Rom; und als man oben vor Jakobäa's Hause angelangt war, fühlte sich der Doktor neben ihr so frei und behaglich, daß er sich einen Thoren schalt wegen des Mißtrauens, welches er noch eben gegen sie empfunden hatte.

Was konnte sie denn auch im Schilde führen, oder von ihm wollen? Und war es ihre Schuld, daß ihre Augen und ihre Stimme wie Sonnenstrahlen wärmten und erquickten? Man hatte ja im Grunde für eine solche Schönheit dem Himmel zu danken wie für alles Andere, was unter seinem Lichte herrlich erblühte und gedieh. Er war ein Thor gewesen! Das war Alles! Seine Schul- und Kathederweisheit hatte ihm keinen Maßstab an die Hand gegeben für ein Wesen, das unter den glücklichsten Bedingungen sich in einer dem Doktor noch ganz fremden Atmosphäre, in der vornehmen großen Gesellschaft gebildet und

entfaltet hatte; und doch hatte gerade er als Arzt sich auch für diese Gesellschaft zu erziehen. Es gab von den beiden Frauen Mancherlei für ihn zu lernen; der Professor hatte ihm das selber angedeutet, als er sie seiner Obhut anvertraute, und er dachte es sich zu Nutze zu machen, so sehr er immer konnte.

Viktorine ward, je höher sie hinaufgestiegen, immer fröhlicher und freier. Sie fand die Aussicht vor dem Hause, so wie sie dieselbe wünschte. Sie ging hierher und dorthin, versuchte den und jenen Punkt, bis sie sich für den Platz unter den Nußbäumen entschied, und sich denn auch rasch an ihre Arbeit machte. Der Doktor stieg die Treppe hinauf, um bei Jakobäa vorzusprechen, sie kam ihm an der Schwelle schon entgegen.

„Also hat Dich's doch nach Haus gezogen," sagte sie, als sie seiner ansichtig wurde, ohne ein Wort des freundlichen Willkommens hinzuzufügen. Der Doktor mußte indeß diese Weise an ihr gewohnt sein, denn sie befremdete ihn nicht.

„Dachtet Ihr," entgegnete er, „ich würde nicht wiederkehren?"

„Ich dachte an Dich gar nicht," versetzte sie, „nur

Benedikt kam jedesmal auf Dich zu sprechen, wenn er bei mir war."

„Ich habe es nie anders vorgehabt, als heimzukehren," gab der Doktor ihr zur Antwort. „Ich bin gleich mit der Absicht fortgegangen, mich hier in unsern Bergen festzusetzen, wenn ich meine Studien beendet haben würde."

„Man nimmt sich Manches vor und führt's nicht durch. Wer kennt sich denn im Voraus?" sagte sie. „Aber dem Benedikt wird's recht sein, daß Du heimgekommen bist, und Deiner Mutter auch; obgleich es besser wäre, sie hätte mit dem Pensionshause Nichts angefangen. Es ist jetzt ohnehin in den Menschen schon Unruhe genug, und was sollen uns die Fremden hier? Was wollen sie bei uns?"

Bei der Stille, welche auf der Höhe herrschte war Viktorinen kein Wort der Sprechenden entgangen. Sie sah sich endlich nach ihnen um, und den schöne Kopf zu Jakobäa emporgerichtet, sagte sie: „Was w hier wollen? Luft schöpfen! weiter Nichts! — M dünkt, das könnten Sie uns gönnen!"

„Luft, denk' ich, giebt es aller Wegen," n Jakobäa ein, „und unser Herrgott hat wohl Jeder die Luft gesetzt, die er gebraucht."

„So trösten Sie sich über unsere Anwesenheit und über mein Verweilen hier an dieser Stelle mit dem Glauben und der Ueberzeugung, daß ich ohne Ihres Herrgotts ausdrückliche Fügung nicht hier vor Ihrer Thür sitzen würde. Aber — gastfrei und höflich sind Sie nicht!"

Der Doktor wollte begütigen: „Frau Jakobäa meint es nicht so böse," sagte er, „und das Fräulein auch nicht."

„Nicht doch!" fiel ihm Viktorine in die Rede, „ich weiß sehr wohl, was ich gesprochen habe, und die Frau sieht auch aus, als sagte sie Nichts, was sie nicht meint; und das ist gut. Man weiß dann doch, woran man mit einander ist. Wiederkommen werde ich ihr nicht, aber meine Zeichnung werde ich beenden, wie ich eben kann, da ich doch einmal hier bin und sie angefangen habe."

Jakobäa mochte die Entgegnung nicht erwartet haben, der Fremden Weise machte sie indessen stutzig und gefiel ihr wider ihren Willen. Das war Fleisch von ihrem Fleische.

Sie ging die paar Stufen die Treppe hinab, sah der Zeichnenden über die Schulter und fragte nach einer Weile, wo sie her sei.

Viktorine gab ihr kurz Bescheid. — „Ist der Mann mit Ihnen?“ fragte Jakobäa.

Viktorine sagte, sie habe noch keinen Mann. — „Wie ein Mädchen sehen Sie nicht aus!“ bemerkte darauf Jene.

„Ich bin auch kein junges Mädchen mehr, sondern eine alte Jungfer! Mit meinen zwanziger Jahren ist es bald am Ende.“

„Unglaublich!“ rief der Doktor, der dem ganzen Vorgang mit Erstaunen und mit immer wachsender Theilnahme an Viktorinen folgte.

„Glauben Sie es immer!“ sagte sie. „Meine Mutter hat nur sechszehn Jahre mehr als ich. Sie war fast noch ein Kind, als ich zur Welt kam.“

Sie hatte sich dabei erhoben und verglich prüfenden Auges ihre Arbeit mit der Natur. Jakobäa trat während dessen nahe an sie heran und betrachtete sie mit dreistem Blick. Mit einemmale sagte sie: „Warum haben Sie sich keinen Mann genommen?“

„Weil ich keinen fand, mit dem es mir der Mühe lohnte. Ich bin gern mein eigner Herr!“

„Bleiben Sie dabei!“ sagte Jakobäa mit einem Nachdruck, daß Viktorine sich voll Erstaunen nach ihr

umsah. Aber Jakobäa hatte sich bereits von ihr gewendet, und war in das Haus gegangen, aus dem sie nach einer kleinen Weile wiederkehrte.

Sie brachte ein paar Gläser Milch herbei, die sie den Beiden anbot. Der Fremden Freimuth hatte ihr Vertrauen gewonnen, sie blieb an ihrer Seite, und schien sich zu freuen, als diese auch nach Brod verlangte.

Der Doktor erkundigte sich nach Benedikt. „Er hat die Weihen empfangen," antwortete die Mutter. „Sie halten Alle viel auf ihn. Sie sagen, er ist gelehrt für seine Jahre und Gottlob, er ist gesund. Groß wie Du, wohl größer noch!"

Viktorine wollte wissen, von wem die Rede sei. „Von meinem Sohne!" sagte die Mutter mit einer stolzen Freude.

Ein Wort gab nun das andere. Viktorine erfuhr, daß auch Jakobäa's Töchter Klosterfrauen wären. Sie fragte, ob sie denn keines ihrer Kinder bei sich habe?

„Keines!" sprach ihr die Mutter nach, „aber sie sind glücklich in ihrem Herrn, und ich sehe Benediktus oft!" — Damit wollte sie sich entfernen. Als sie schon wieder auf der Gallerie war, blieb sie stehen.

„Wenn Sie wiederkommen wollen, so thun Sie es!“ sagte sie zu Viktorine.

„Vielen Dank! Ich habe nur noch wenige Minuten nöthig, und dann belästige ich Euch nicht mehr! Aber vielen Dank! und lebt wohl!“

Zwölftes Capitel.

Viktorine war mit diesem ersten Morgen in den Bergen wohl zufrieden. Die Schönheit des Thales hatte ihre Erwartungen übertroffen, die Begegnung mit Jakobäa war ein Abenteuer gewesen, wie sie es liebte, und obgleich der junge Doktor ihr sehr gleichgültig war, erheiterte es sie, daß sie so rasch die Herrschaft über ihn gewonnen hatte.

Es war damit doch Etwas gethan, Etwas durchgesetzt; und als rechte Tochter ihres Stammes und ihres Vaters wurde sie ihrer selbst nur froh, wenn sie ihre Kraft, gleichviel an wem und auf welche Weise, immer neu erproben konnte. Der Vater hatte es oft genug beklagt, daß ihm kein Sohn und Erbe geboren worden war, der begabt wie sie, die Firma

fortzuführen vermochte, die er zu so großer Bedeutung emporgearbeitet hatte.

Die Landesheimers waren in der Hauptstadt ihrer Heimath schon im Anfang des Jahrhunderts Geld-Wechsler gewesen, hatten dann später die Geschäfte des in derselben angesessenen hohen Adels mannigfach besorgt, und allmälig ein Bankhaus begründet, das zwischen dem Norden und dem Süden, dem Osten und dem Westen des großen Reiches vermittelnd, immer vorwärts gekommen war, bis es jetzt zu den ersten Bankhäusern auf dem Festlande gehörte. Dem reichen Manne hatte es an der schönen reichen Frau aus seinem Volke nicht gefehlt, die Tochter war von ihrer Geburt an der Abgott ihrer Eltern gewesen, und mit der Familienliebe, welche den Juden eigen zu sein pflegt, hatte sich in den beiden Gatten die Lust der Emporkömmlinge vereinigt, die sich nicht nur des Besitzes zu erfreuen, sondern ihn auch von Andern bewundert und, wo immer möglich, Andere, namentlich diejenigen durch ihn in Schatten gestellt zu sehen wünscht, deren geistige oder gesellschaftliche Bedeutung sie im Innern widerwillig anzuerkennen sich gezwungen fühlten.

Was der Reichthum zu erkaufen vermag, das

hatte Herr Landesheimer seiner Frau und seiner einzigen Tochter mit verschwenderischer Freigebigkeit stets vollauf gewährt. Titel und Orden, wie sie dem jüdischen Gewerbtreibenden zu Theil werden konnten, hatte er gleichfalls zu erwerben gewußt; aber die Lebenskreise, in welchen diese Art von Auszeichnungen Geltung schafften, hatten der Eitelkeit und dem Ehrgeiz der Emporgekommenen bald nicht mehr genügt.

Die Brillanten der Mutter, die Augen der Tochter waren nach der Meinung ihrer Besitzerinnen dazu geschaffen, in den höchsten Regionen zu glänzen. Keine Prinzessin hatte bessere Lehrer gehabt als Viktorine, keine Tochter des hohen Adels war nach Frau Landesheimers Ansicht schöner und vorstellbarer als ihre Viktorine; und weder dieser noch den Eltern, hatte ein religiöses oder ein Bedenken des eigenen Ehrgefühls im Wege gestanden, als man ihnen angedeutet hatte, daß die Erwerbung der Adelstitel, die sie ersehnten, am leichtesten und sichersten durch ihren Uebertritt in die katholische Kirche zu erlangen sein dürften, welcher der Landesherr mit tiefer Ueberzeugung anhing. Sie hatten sich also, und nicht ohne Prunk, zum Christenthum bekannt, die Adelsverleihung hatte danach nicht lange auf sich warten lassen, Baron Landesheimer

konnte die siebenzackige Krone auf seine Wagenthüren malen lassen, und die Familie stand an dem Ziele ihrer Wünsche, sie war endlich hoffähig geworden. Sie hatten nun, was sie so lang erstrebt!

Für den neuen Baron war das ein großer T[illegible]; aber der Uebertritt zu dem katholischen Bekenntniß hatte auf sein Denken und Empfinden gar keine Wirkung und keinen Eindruck gemacht. Er war ein kalter, klarer Kopf, er nannte sich gern einen freisinnigen und dabei duldsamen Mann. Zum *eigentlichen* Nachdenken über religiöse Dinge hatte er auch niemals Zeit gehabt, und er besuchte jetzt die katholische Kirche und die Messe ebensowenig, als er vorher in die Synagoge gegangen war. Doch war er stets bereit, sich gegen die Gemeinde, der er eben angehörte, zu betragen, wie es einem reichen Manne, wie es dem Chef des Hauses Landesheimer zukam. Als Jude hatte er für die Zwecke der jüdischen Gemeinde, wo immer es gefordert worden war, mit vollen Händen Geld gespendet, und da er es mit Niemandem unnöthig zu verderben liebte, weil man Jeden — *also* auch die Juden und ihren Gott — doch immer noch einmal gebrauchen konnte, entzog er ihnen auch nach seiner sogenannten Bekehrung seine freigebige Unter-

Jemanden zu haben, der von Amtswegen dazu verpflichtet war, ihr geduldig zuzuhören, so oft es ihr gefiel von sich und über sich zu sprechen, das war Etwas, was ihrem innersten Bedürfniß ganz und gar begegnete. Es erhöhte für ihr Bewußtsein das Gefühl ihrer Wichtigkeit, daß für ihr Seelenheil von einem Andern, von einer der größten irdischen Gemeinschaften so viel Sorge getragen wurde; und der heilige Ernst, mit welchem man sie behandelte, theilte sich, wenn schon in veränderter und wunderlicher Gestalt, ihr selber mit. Sie glaubte an ihre Bekehrung und fühlte sich durch dieselbe gewandelt, veredelt und beglückt — freilich auf ihre Art und Weise.

Mit Viktorinen war es anders. Sie hatte kein Gemüthsbedürfniß, welchem es an dem Diesseits nicht genügte, und ihr Verstand machte es ihr unmöglich, sich einem Selbstbetruge hinzugeben. Ihr, wie ihrem Vater, war es allein um den Erfolg zu thun, den man hienieden an jedem Tage neu erringen konnte. Sie besaß des Vaters beharrliche Rastlosigkeit, seine Lust am Wagen und Gewinnen, sein Verlangen nach Geltung und nach Anerkennung.

Ohne ein wirkliches Streben nach Entw
ihrer Einsicht, ohne ein eigentliches Begehre

Heirathsanträge befürchten mußte; und obgleich Viktorine nicht wie ihre Mutter ein müßiges Verlangen nach geistlichem Beistand in sich trug, so hatte es für ihre Phantasie doch einen romantischen Reiz, in dem alten Dome, umrauscht von den Tönen einer trefflichen Musik vor dem Altar zu knieen, den das schöne Bild der jungfräulichen Gottesmutter schmückte, während der Duft des Weihrauchs in leichten Wolken sie umschwebte. Die weltliche Pracht, das sinnlich erfaßbare Element in dem katholischen Gottesdienste, entsprachen ihrer Neigung und Natur, und ihre Augen sahen niemals schöner aus, als wenn sie dieselben ernsten Blicks gen Himmel richtete.

Es hatte sie deshalb gefreut, daß oben in dem Gebirgsthale, welches man ihrer Mutter zum Sommeraufenthalte angewiesen, sich ein Kloster vorfand, und daß der Bischof, mit welchem sie eben jetzt, während ihres Aufenthaltes in dem Bade, einen angenehmen Umgang gepflogen, sich erboten hatte, ihnen einen Empfehlungsbrief an den Abt dieses Klosters mitzugeben. Ihr bisheriger Verkehr hatte noch keine Ordensgeistlichen in sich geschlossen. Die Begegnung mit einem solchen versprach ihr etwas Neues; das aber war genug, ihr die Bekanntschaft wünschenswerth und anziehend zu machen.

Als sie an dem Morgen von ihrem Spaziergang mit dem Doktor wiederkehrte, fand sie die Mutter in der angenehmsten Stimmung. Der Abt hatte ihr in einer eigenhändigen Entgegnung zugesagt, sie an dem nächsten Morgen mit ihrer Tochter zu empfangen und ihr dann den Pater Theophilus vorzustellen, dessen Leitung sie sich zuversichtlich anvertrauen dürfe.

Viktorine nahm den kleinen Brief zur Hand. Das feine Papier, die schöne Handschrift, die große mächtige Namensunterschrift hatten etwas Weltmännisches und Vornehmes. Das überraschte sie in der Einsamkeit dieser Berge und machte ihre Neugier rege. Sie meinte selten eine so energische Handschrift von einem älteren Manne gesehen zu haben, und unwillkürlich flog ein heitres Lächeln der Erwartung über ihr Gesicht.

Ihre Macht, die Männer an sich zu ziehen und sich unterthan zu machen, hatte sich an diesem Morgen abermals bewährt, und die Beobachtung, in wie weit und auf welche Weise ein Jeder von ihnen zu gewinnen und zu fesseln sei, das war das einzige Spiel und die einzige Unterhaltung, deren sie nicht müde wurde.

Sie war sich dessen, was sie damit that, sehr

klar bewußt; aber von ihren Eltern und von deren Schmeichlern über alles Maß verwöhnt, war sie früh dahin gekommen, sich als ein ganz besonderes Wesen zu betrachten, so daß sie sich erlauben zu dürfen glaubte, was sie an Andern zu tadeln nicht unterließ. Ihr lebhafter Geist mußte, wie sie meinte, aber eine Beschäftigung, mußte größere Freiheit haben, als sie anderen Frauen zustand. Ihr Herz und ihre Sinne hatten damit Nichts zu schaffen. Es verlangte sie nur, berechnend, wagend, verlierend, gewinnend, täglich ein neues, täglich das unter den obwaltenden Verhältnissen größtmögliche Spiel zu spielen. Sie war eine Kokette geworden, die mit den Männern spielte, weil sie nicht wie ihr Vater, an der Börse spielen konnte.

Die Baronin beschäftigte sich den ganzen Nachmittag mit ihrer Selbstbetrachtung. Sie bedauerte es dabei nur, daß sie sich nicht von ihrem heimischen Beichtvater einen Bericht über den Zustand ihrer Seele habe anfertigen und mitgeben lassen, wie sie sich einen solchen über ihren körperlichen Zustand von ihrem Hausarzte zu verschaffen niemals verabsäumte, wenn sie auf Reisen ging. Denn sie war nach ihrer Meinung geistig und leiblich durchaus eigenartig organisirt,

und bedurfte in jedem Sinne einer sehr schonenden, sehr vorsichtigen und zugleich doch kräftigenden und anregenden Behandlung. Sie verzweifelte deshalb fast daran, sich dem Pater in einer ersten Unterredung völlig kund geben zu können, und weil es ihr eine Wonne war, in ungestörter Ausführlichkeit von sich zu sprechen, setzte sie sich endlich nieder, ein schriftliches Bild der Wandlung zu entwerfen, welche sich durch die Taufe in ihr vollzogen habe, und ein Bekenntniß über sich und ihre Tugenden und Fehler niederzuschreiben, bei dem die Ersteren mit gerechter Würdigung geschätzt, die Letzteren mit christlicher Barmherzigkeit behandelt wurden.

Viktorine machte während dessen einen Ritt in das Gebirge. Als sie gegen den Sonnenuntergang nach Hause kam, läutete es zum Abend-Gottesdienst, und da man Anderes nicht zu thun wußte, beschlossen Mutter und Tochter demselben beizuwohnen.

Es war um die Zeit der zweiten Heuerndte, Jedermann hatte auf den Matten zu schaffen, die Kirche war also völlig leer. Denn wer sonst auch die Gewohnheit hatte zum Abendgottesdienste zu gehen, sagte sich heute, bei so dringender Arbeit und bei dem schönen Wetter, welches der liebe Herrgott zu derselben

geschickt habe, werde er wohl ein Einsehen hab
nicht verlangen, was man, ohne möglicherweise
Schaden davon zu tragen, heute einmal nich en und
konnte. Schweren

Nur Jakobäa kniete wie immer unweit
ganges an dem Platze, an welchem sie seit langen
Jahren bei keiner Andacht fehlte, und die beiden frem-
den Frauen ließen sich in ihrer Nähe nieder.

Die schöne Wölbung des von farbigen Marmor-
säulen getragenen Schiffes, die Einsamkeit der Kirche,
welche das scheidende Tageslicht, das in breiten Streifen
durch die Fenster fiel, doch nicht mehr vollständig er-
hellte, machten Eindruck auf die Fremden.

Es hatte etwas großartig Geheimnißvolles, als
hinter dem schwarzen Gitter der feste Tritt von Män-
nern hörbar wurde, als unsichtbar die Stimmen sich
zum Gebet erhoben und wechselweise die monotone
Form, in Strophe und Gegenstrophe sich regelmäßig
wiederholend, wie eine Beschwörung durch die Stille
tönte.

Das Tempo war rasch, der Vortrag hatte etwas
Geschäftsmäßiges. Er beleidigte Viktorinens kunstge-
wohntes Ohr im Anfang; und doch währte es nicht
lange, bis gerade die einförmige Wiederholung ihre

Mächtigkeit erwies und sie der Art zu fesseln, zu bannen, zu beherrschen anfing, daß sie in sich selbst zurückgewiesen, in ein Nachdenken versank, von dem sie bei ihrem Eintritt in die Kirche weit entfernt gewesen war.

Mit einem Male erhob sich, nachdem die Orgel mit weichen Melodien die allgemeinen Gebete abgeschlossen hatte, eine Stimme aus dem Chor gen Himmel, deren Klang wie eine magische Gewalt das Herz berührte.

„Und es ward Licht!“ rief Viktorine unwillkürlich aus, so daß die Baronin es hörte und Jakobäa, die es vernahm, sich nach ihr umsah.

Die Töne des Hymnus quollen in solch frischer Fülle aus der Brust, die Stimme hatte etwas so Warmes, die Vortragsweise etwas so Ueberzeugendes und Inniges, daß Viktorine ihr mit Entzücken lauschte, bis der letzte Ton verklungen war, und man unter dem Nachspiel der Orgel die Mönche den Chor verlassen hörte.

Es war während dessen völlig Abend geworden, der Sakristan klapperte, sich nach dem Ausgang wendend, mit den Schlüsseln, und die Baronin und

ihre Tochter erhoben sich. Sie trafen bei dem treten aus den Bänken mit Jakobäa zusammen

„Was haben Sie hier in Ihrer Kirche herrliche Stimme!“ rief Viktorine noch unter wirkung des Gesanges.

„Das ist mein Sohn!“ entgegnete die Mutter, und man hörte ihr die Freude und den Stolz an.

„Das ist eine unvergleichliche Stimme,“ sagte das Fräulein. „Wenn der liebe Herrgott das Gebet dieser Stimme nicht erhört, muß er kein Herz im Leibe haben!“

„Gott verzeih Ihnen die Sünde!“ schalt Jakobäa, sich bekreuzend vor dem Ausruf Viktorinens, den ihre inbrünstige Frömmigkeit als eine Gotteslästerung empfand, während Jene ihn in ihrer Glaubenslosigkeit völlig arglos hingeworfen hatte.

Auch die Baronin machte der Tochter einen geflissentlichen Vorwurf, indeß diese war nicht gewohnt, auf eine Zurechtweisung zu achten, wenn es ihr nicht gefiel, und wie in ihrer Erinnerung nachsuchend, sprach sie: „Wie ist mir denn? Hat uns nicht schon einmal irgend Jemand es erzählt, daß er hier oben in dem Kloster eine so herrliche Stimme angetroffen habe?“

Die Baronin konnte sich nicht darauf besinnen.

„Freilich! freilich!" rief Viktorine. „Der Professor hat es uns gesagt. Er hat hier oben das Te deum laudamus und auch das Adoramus von Paläſtrina singen hören, und den jungen Mönch kennen lernen, der den Tenor gesungen hat — einen schönen jungen Mann, eine jugendliche Heldengestalt —— —"

„Das ist mein Benedikt!" fiel Jakobäa ihr in die Rede, die es sich trotz des Erschreckens über des Fräuleins Leichtfertigkeit nicht versagen konnte, das Lob ihres Sohnes mit Freuden zu vernehmen. „Aus der ganzen Gegend kommen sie herauf, hier an den Feiertagen die Messe zu hören; und das ist richtig, ein Professor ist einmal hier oben gewesen in dem Kloster, und Benedikt hat vor ihm singen müssen, aber er hat es nachher lang gebüßt!"

Sie waren während dessen aus der Kirche in das Freie hinausgetreten und Jakobäa wollte sich von ihnen trennen, als das Fräulein sie mit der Frage festhielt: „Sie sagten, Ihr Sohn habe es gebüßt, daß er vor unserm Freunde sang. Was will das heißen?"

„Er hat nicht singen dürfen lange Zeit nachher —

„Nicht singen dürfen? Und weshalb nicht?“ fragte Jene.

„Das hat er nicht gesagt und ich hatte nicht danach zu fragen,“ entgegnete Jakobäa, bot den Fremden eine gute Nacht und ging davon.

Dreizehntes Capitel.

Die schöne Stimme des ungesehenen Mönches [illegible] klang in Viktorinen noch lange nach. Als der Doktor [illegible] am Abend der Baronin seinen Besuch machte, ka[illegible] man bald auf die Vesper, auf den Mönch und a[illegible] das erneute Zusammentreffen mit der Mutter dessel[illegible] zu sprechen. Der Doktor erzählte in flüchtigem U[illegible] riß von der Vergangenheit der Familie Anschafft, wa[illegible] man eben davon wußte, und von Jakobäa's beson[illegible] ren Schicksalen, so weit er sie durch seine Mutt[illegible] kannte.

„Entsetzlich! Entsetzlich!" rief die Baronin, „da[illegible] solche Dinge vorgehen können in diesen Bergen, i[illegible] denen der Friede und die Ruhe herrschen sollen. Aber [illegible] ich bitte Sie, lieber Doktor, sprechen Sie mir nicht [illegible] mehr davon. Sie kennen meine Natur noch nicht —

Ich bin zu gefühlvoll! Es raubt mir gle[ich] den
Schlaf. So Etwas muß ich mir immer fern z[u]
suchen. Ich will recht gern helfen, gern Alle[s]
was die Leute brauchen — nur mit ihnen [zu]
thun haben und davon hören kann und mag [ich nicht.]
Meine Nerven lassen das nicht zu."

Der Doktor brach augenblicklich mit der Versicherung, daß hier von einer Hilfe oder Geldunterstützung nicht die Rede wäre, in der Erzählung ab. Jakobäa sei eine reiche Frau, sagte er, und der junge Pater werde sich in seinem Ordensgewande wahrscheinlich eben so behaglich fühlen, als die andern geistlichen Herren hier oben, die man nur anzusehen brauche, um sich von ihrer Zufriedenheit bald zu überzeugen. Zu derselben hätten sie auch allen Grund. Die Regel sei nichts weniger als streng. Es gehe ihnen an körperlicher Pflege gar nichts ab, und sie besäßen daneben auch die Freiheit, sich je nach ihrer Fähigkeit und Neigung angemessen zu beschäftigen. Sie könnten in der Klosterschule als Lehrer und Erzieher wirken, sich in der Verwaltung der großen Klostergüter bethätigen, oder mit sogenannter Beschaulichkeit ihr Leben in gemächlichen Studien und bequemer Muße hingehen lassen. In dem Einen

oder dem Andern finde schließlich Jeder sein Genügen; und obschon er Benedikt, der ein paar Jahr jünger sei als er, seit dessen Eintritt in den Orden noch nicht wieder gesehen habe, sei er völlig überzeugt, ihn in jener behaglichen Selbstgefälligkeit anzutreffen, in welcher die meisten der hier im Kloster lebenden Mönche ein sehr hohes Alter zu erreichen pflegten.

„Ist das Scherz oder Ernst?" fragte ihn Viktorine, als er inne hielt.

„Nicht das Eine, nicht das Andere," versetzte der Doktor, „sondern einfach die Anerkennung der Thatsachen, die wir hier vor Augen haben."

„Und Sie ziehen das Aufgeben der persönlichen Freiheit, die Ehelosigkeit, die Weltabgeschiedenheit dabei nicht in Betracht?"

„Mit der Weltabgeschiedenheit ist es nicht so schlimm!" meinte der Doktor. „Das Reisen ist unseren Benediktinern, wenn sie Verlangen danach tragen, durch die Verbindungen des Ordens, die über den ganzen Erdball reichen, wesentlich erleichtert, und wird ihnen unter Verhältnissen sogar geboten. Dazu sind alle Diejenigen, welche, wie z. B. Benedikt, frühzeitig in die Klosterschule und in den Orden treten, meistens wie die Vögel, die im Bauer geboren und

erzogen sind. Es regt sich in ihnen wohl einmal der angeborne Freiheitstrieb; aber läßt man sie heraus und bleibt des Bauers Thüre hinter ihnen offen, so kehren sie, wenn's draußen einmal kalt und dunkel wird, von selber zu dem gewohnten guten Futter und in das sichere Haus zurück."

„Als gebrochene, flügellahme Existenzen! ohne eigne Heimath, ohne Familie und ohne Vaterland!" warf Viktorine ein.

Der Doktor nahm die Worte ernsthaft auf. „Ich glaube," sagte er, „Sie unterschätzen die Bedeutung und die Genugthuung, welche die geistlichen Herren — neben ihrer gesicherten Lebensstellung — in dem Dienst der Kirche finden. Ich für mein Theil habe als Schweizer, und da ich den Bereichen der vornehmen Welt bisher fern geblieben bin, keine rechte Vorstellung davon, wie ein Mann es als ein Glück erachten mag, sich den kleinen Interessen irgend eines kleinen einflußlosen Fürsten, oder gar sich dessen persönlichen Launen und Bedürfnissen dienstbar zu machen. Aber da ich selbst durch eine Reihe von Jahren ein Schüler unseres Klosters gewesen bin; da ich, als ich herangewachsen war, verschiedenen unserer hiesigen Mönche persönlich näher treten konnte, habe ich

einsehen und es wohl begreifen lernen, daß es nichts Geringes ist, sich als ein Glied der Kirche, als ein Mitglied jener mit tiefsinniger Berechnung und Menschenkenntniß durch die Jahrhunderte aufgebauten Macht zu empfinden, welche durch alle Zonen hin, Millionen von Geister bindet und beherrscht. Demüthig gegen Gott, sind unsere geistlichen Herren doch der Welt gegenüber äußerst stolz; und wenn sie auch des ehelichen Glückes entbehren —"

„Das freilich oft ein zweifelhaftes ist!" fiel ihm Viktorine in die Rede.

„Wenn sie auch dieses Glückes entbehren," fuhr der junge Doktor fort, „so haben sie in dem Kloster ihre Heimath und ihre Häuslichkeit; sie haben in dem Orden die Familie, an deren Wohlergehen und Interessen sie mit leidenschaftlichem Antheil hängen. Die Weltleute verstehen das Klosterleben nur nicht recht. Die Herrschsucht, die dem Menschen angeboren ist, findet nirgends besser ihre Rechnung als in unserer Kirche; das Klosterleben ist verlockender und vortheilhafter, als es Ihnen scheint."

„Wenn man dafür geartet ist!" warf Viktorine ein.

„Geartet muß man für jeden Beruf und jedes Verhältniß sein, um Befriedigung darin zu finden:

für die Medizin so gut als für das Klosterleben, und wohl auch für die große Welt!“ entgegnete der Doktor.

„Und weshalb sind Sie mit Ihrer unverkennbaren Vorliebe für das Kloster nicht in den Orden eingetreten?“ fragte das Fräulein mit kecker Dreistigkeit.

„Weil wir es für vortheilhafter hielten, hier in unserm Hause eine Kuranstalt zu gründen, und weil ich mich frühzeitig in eine Anverwandte verliebt habe, die ich heimzuführen denke, wenn das Kurhaus hier in gutem Gange sein wird,“ gab er ihr mit Gelassenheit zur Antwort.

Viktorine ließ das Eine gelten, und das Andere sich gesagt sein; indeß es gefiel ihr Beides nicht.

Es war danach von den Anschaffts und von den geistlichen Herren weiter nicht die Rede, aber das Kloster und seine Bewohner beschäftigen Viktorinens Gedanken, wie sonst irgend ein besonderes Fest sie wohl beschäftigt hatte; und sie sah dem Besuche bei dem Abte mit einer neugierigen Erwartung entgegen, als wäre es überhaupt der erste geistliche Würdenträger, den sie kennen lernen sollte, als wäre ihr nicht bereits von Dienern der Kirche beflissene Bewunderung zu Theil geworden.

Vierzehntes Capitel.

Schwarz gekleidet, die Tracht mit besonderer Ueberlegung gewählt, um sie ernst und streng erscheinen zu machen, ohne daß sie ihrer Schönheit deshalb Eintrag that, begleitete Viktorine an dem nächsten Morgen ihre Mutter in das Kloster.

Die breiten kühlen Gänge entlang schritt der Pförtner ihnen voran, bis zu dem außerhalb der Klausur gelegenen Gemache, in welchem der Abt fremde Gäste zu empfangen hatte, und hieß sie in demselben warten.

Der Raum war groß und hoch gewölbt; die schweren Möbel, der Tisch in der Mitte des Zimmers, den ein kostbarer aber verblichener persischer Teppich bedeckte, das prachtvolle Kruzifix von alter byzantinischer Arbeit, die hohen Lehnsessel, deren Polster alte

Stickereien und Gewebe zierten, und die tief nachgedunkelten Bilder, aus den ältesten deutschen und italienischen Malerschulen, sprachen von fernen Zeiten, von fernen Landen. Sie erhöhten die stille Feierlichkeit, die über dem Gemache lag, so daß selbst Viktorinens weltlicher Sinn sich nicht gegen deren Einwirkung zu wehren vermochte, wie freundlich das helle Sonnenlicht auch durch die schlichten weißen Vorhänge und durch das Weinlaub schimmerte, dessen fette Blätter und üppige Ranken von allen Seiten zu den Fenstern hineinsahen.

Die Baronin saß in einem der Sessel, die den Tisch umstanden, das Fräulein betrachtete mit Kennerblick die alten Bilder, als nach kurzem Warten die Thüre, welche nach dem inneren Kloster führte, sich geräuschlos aufthat und, von dem Pater Theophil gefolgt, der Abt hereintrat.

„Willkommen in unserem Thale!“ sagte er, indem er mit vornehm freundlichem Gruße der Baronin seine Hand bot, die sich neigte, sie zu küssen, und Viktorine damit nöthigte, ihrem Beispiele zu folgen. „Willkommen! Wir waren bislang solcher Gäste in unsern Bergen nicht gewohnt. Lassen Sie uns hoffen, daß Sie bei uns die Stärkung finden, welche zu

suchen Sie gekommen sind, und wünschen, daß Sie nicht zu schwer entbehren mögen, was Sie hier nicht finden können!"

Die Baronin nannte sich mit gewohnter Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks ganz beseligt durch die Stille, ganz entzückt von der himmlischen Luft, welche sie umgebe. „Ich bin überzeugt," sagte sie, „daß ich hier nicht nur neue Kräfte gewinnen, sondern zu jener gesammelten Einheit in mir selbst gelangen werde, nach der ich so von ganzem Herzen schmachte."

Der Abt hatte sie ungestört vollenden lassen. „Unsere Luft ist gut," entgegnete er danach, „und für denjenigen, der die Stille wirklich liebt, ist hier wohl gesorgt. Einkehr und Sammlung in sich selbst hängen aber weniger, als man es glaubt, von der äußeren Umgebung ab. Sie sind ein Bedürfniß gewisser Naturen, welche sich dieselben durch einen Act des festen Willens überall ermöglichen können. Man kann mitten in dem Geräusch bewegten Lebens sich einsam in sich selbst versenkend, seine Seele ganz dem Herrn hingeben, und selbst in der tiefen Stille unseres Hauses seinen Geist haltlos umherschweifen lassen in fern abliegende Bereiche. Sind wir doch, wo wir es suchen, stets mit Gott allein!"

Er hatte mit diesen Worten die Geflissentlichkeit der Baronin sofort in ihre Schranken zurückgewiesen, und da er merkte, daß sie die Lehre verstanden, die er ihr zu geben, und den Ton begriffen hatte, auf welchem er mit ihr zu verkehren gedachte, wiederholte er mit freundlichem Ernste, was er ihr bereits geschrieben hatte, daß der ihn begleitende Pater Theophilus, so oft sie es verlange, bereit sein werde, ihr mit seinem Rathe, mit seinem Zuspruch und mit seinem Gebete beizustehen. — Er deutete ihr damit an, daß er selber sich jedes geistigen Einflusses auf sie zu enthalten, und ihr nur in weltlichem Verkehr zu begegnen gedenke.

Während dann die Baronin sich zu Pater Theophilus wendete, erkundigte der Abt sich bei dem Fräulein nach dem Befinden Seiner Eminenz des Bischofs. „Er hat mich auf die Nachrichten verwiesen,“ sagte er, „welche Sie mir von ihm geben würden, und er hat es dabei nicht unterlassen, mir mitzutheilen, daß er Ihrer schönen Stimme, Ihrem vortrefflichen Gesange mannigfache Erheiterung zu verdanken gehabt habe, deren ich nun, da ich die Musik sehr liebe, durch Ihre Güte vielleicht auch theilhaftig zu werden hoffen darf.“

Viktorinen kam diese Wendung des Gespräches sehr erwünscht, denn sie erleichterte ihr die Gelegenheit, sich nach Benediktus zu erkundigen. Sie war übrigens, so fern sie auf sich achtete, vor jenen Mißgriffen und Taktlosigkeiten durchaus sicher, in welche ihre Mutter leicht verfiel, sie gab also schicklich die begehrte Auskunft. Nur das Lob, welches der Bischof ihr als Sängerin gespendet hatte, wollte sie nicht gelten lassen.

„Meine Stimme,“ sagte sie, „überschreitet in keiner Weise das Maß des Gewöhnlichen; und Sie, Hochwürden, haben Grund, sehr große Anforderungen an den Gesang zu stellen, der Sie erfreuen soll; denn ein herrlicheres Organ, als das, welches ich gestern in der Kirche hier vernommen, meine ich nie zuvor gehört zu haben.“

„Sie haben also unserem Gottesdienste beigewohnt?“ fragte der Abt, der Wohlgefallen an ihr fand, und nicht Anlaß hatte, die Mutter in ihrer leise geführten Unterredung mit Pater Theophilus zu unterbrechen.

„Ja!“ versetzte Viktorine, „und zwar mit ungewöhnlicher Erhebung. Es ist mir gestern in Ihrer Kirche zum ersten Male die Vorstellung gekommen,

daß jede künstlerische Anlage schon an sich ein Glück und eine Gnade ist. Ich trat zerstreuten Sinnes in das Gotteshaus, und verließ es erhoben und mit einer idealen, um nicht zu sagen, einer frommen Besitzesfreude über die bescheidene musikalische Begabung, deren ich theilhaftig worden bin."

Sie hatte in diesen Worten der flüchtigen Aufwallung, welche sie gefühlt, eine Bedeutung gegeben, an die zu glauben sie selbst sofort geneigt war, und der Abt war weit davon entfernt, ihr dieselbe zu bestreiten; er bestärkte sie vielmehr in ihrer Ansicht.

„Ich habe," sagte er, „als ich jung war, wie Sie, einmal plötzlich einen ähnlichen Eindruck empfangen und er ist ein Wink von oben gewesen, der für mein Leben entscheidend geworden ist. Ich verstehe also Ihr gestriges Empfinden wohl. Und wenn ich auch nicht annehmen möchte, daß diese Stimmung in Ihnen, der an das Weltleben Gewöhnten, eine nachhaltige werden könnte, so ist sie immerh beachtungswerth. Eine zeitweilige Abgeschiedenheit vo seinem Alltagsleben thut übrigens dem Menschen i Allgemeinen gut und noth. Sie giebt ihm Anlaß erproben, welche Hilfsmittel er in sich selbst b was er den Andern und was er sich selber an

friedigung verdankt. Es ist bei solchen Versuchen manch Einer inne geworden, wie unzulänglich er ist, ohne die stützende Kraft von oben, die uns nicht fehlt, sofern wir sie suchen; und es ist deshalb höchlich zu beklagen, daß die fromme Sitte, nach welcher die Weltleute sich in früheren Tagen zur Zeit der großen Kirchenfeste in die Klöster zurückzogen, um dort ihre Andacht zu verrichten und Einkehr in sich selbst zu halten, mehr und mehr verabsäumt worden ist."

Er brach damit auch von diesen Betrachtungen schnell wieder ab, und bemerkte, Viktorine werde, wie er hoffe, sich der Muße hier erfreuen, da der Bischof sie nicht nur eine treffliche Sängerin, sondern auch eine geschickte Malerin nenne. Er werde sich die Freude machen, die Damen in ihrer Wohnung aufsuchen zu kommen, und werde es ihr danken, wenn sie ihm Gelegenheit geben wolle, sie singen zu hören und ihre Zeichnungen zu sehen. Er machte sie und die Baronin danach mit freundlicher Andeutung auf die schönsten Aussichtspunkte des Thales und der Umgegend aufmerksam und erhob sich dann, sie zu entlassen. Auf seinen Wink gab Pater Theophilus ihnen das Geleit.

Als sie in den Hof gelangten, kam ihnen die eine Klasse der Klosterschüler entgegen, von einem jungen Geistlichen geführt, dessen ungewöhnliche Schönheit den Frauen sofort in das Auge fiel.

„Das ist Pater Benedikt!“ rief Viktorine.

Der Ausruf überraschte den Greis. „Woher kennen Sie den Namen? Und was bringt Sie auf die Vermuthung, daß eben dieser Bruder der Träger desselben ist?“ fragte er mit dem eifersüchtigen Mißtrauen seines Standes.

Viktorine konnte sich des Lächelns darüber nicht erwehren.

„Seien Sie ruhig, Pater Theophilus!“ versetzte sie. „Ich weiß es nicht durch Zauberei, sondern auf die natürlichste Weise von der Welt. Ich habe oben auf der Matte vor Frau Jakobäa's Hause gezeichnet, und aus dem Zwiegespräch zwischen ihr und unserm Doktor erfahren, daß sie einen Sohn hat, der Benediktus heißt. Abends, als wir Frau Jakobäa in der Kirche trafen, und den Gesang bewunderten, sagte sie, der Sänger sei ihr Sohn, und ich mache jetzt eben die Bemerkung, daß der junge Pater ihr sehr ähnlich sieht.“

Sie trat dabei, ehe der Greis es hindern konnte rasch an den jungen Mönch heran.

„Wie glücklich sind Sie, daß der Herr Ihnen eine Stimme gegeben hat, die zu den Herzen spricht,“ sagte sie. „Sie haben uns, als wir gestern neben Ihrer Mutter unsere Abendandacht verrichteten, gerührt und recht erhoben, und wir Weltleute können das Beides leider sehr gebrauchen! Haben Sie Dank dafür, Pater Benedikt, ich hoffe Sie noch oft zu hören!“ — darauf grüßte sie ihn, belustigte sich über des jungen Mannes Betroffenheit und über seine stumme, verlegene Verbeugung, und ging dann rasch mit den beiden Andern davon.

Fünfzehntes Capitel.

Die Baronin war von dem Ernste und der Innigkeit, mit denen Pater Theophilus sich ihrer an=nahm, tief ergriffen. Sie bat ihn, sofern seine anderen Pflichten es ihm gestatteten, ihr täglich eine Stunde zuzuwenden, und nachhelfend in ihr dasjenige aufzu=bauen und zu befestigen, was, wie sie sagte, in den Glücklicheren, die christlichen Familien entsprossen seien, sich als ein angebornes Erbe eingewurzelt finde.

Sie schilderte ihm dabei, wie wenig gewissenhaft der Geistliche, der sich ihrer Vorbereitung für den Eintritt in die katholische Kirche unterzogen hatte, diese Vorbereitungen betrieben, und wie er sich durch ihres Mannes in diesem Punkte etwas leichtfertige Gesinnung zu einer Eile und Oberflächlichkeit habe verleiten lassen, die ihr schmerzlich gewesen und un=

genügend erschienen wären. Als eine wahre Schicksalsfügung sehe sie es an, daß ihre körperlichen Leiden, welche sie nun zu segnen beginne, sie genöthigt hätten, sich hier in diese Weltabgeschiedenheit zurückzuziehen, wo der Herr ihrer Seele die Stärkung vorbereitet habe, deren dieselbe bedürftig sei und die auch ihrer Tochter zuzuwenden ihr Mutterherz inbrünstiglich begehre.

Pater Theophilus hatte unter diesen Verhältnissen wenig Mühe und kaum ein paar Tage nöthig, das unbeschränkte Vertrauen der Baronin zu gewinnen. Er erfuhr nicht nur, was sie selber von sich zu glauben wünschte, und von Andern geglaubt haben wollte, sondern sein scharfes und geübtes Auge erkannte auch sehr bald in ihr jene eitle Selbstsucht, die unfähig, irgend Etwas außer sich selbst zu lieben, danach verlangte, wo möglich auch von dem Vater im Himmel als ein bevorzugtes Wesen begünstigt, von der Mutter-Kirche als ein besonders geliebtes Kind betrachtet und behandelt zu werden. Sie strebte danach, auch im Jenseits die vielbeneidete Baronin Landesheimer zu sein; sie wünschte dereinst in ihrer himmlischen Heimath die Geltung und das Ansehen zu erlangen, deren sie hienieden unter ihren Umgangsgenossen allmälig theil-

haftig geworden war; und wie ihr Gatte nicht kleinlich zu erwägen und nicht zu kargen gewohnt war, wo es sich darum handelte, an sein Ziel zu kommen, so war sie auch durchaus geneigt, sich die Sicherstellung ihres jenseitigen Wohlbefindens, sich die ewige Seligkeit und die himmlischen Freuden schon hienieden ein Erkleckliches kosten zu lassen, sofern sie dadurch zu erreichen sein sollten. Sie wußte das mit vieler Geschicklichkeit anzudeuten, als einmal zwischen ihr und ihrem Berather die Rede auf die Lehre von den guten Werken kam; und ohne die Bedeutung derselben über die Gebühr hervorzuheben, unterließ der Pater es nicht, die Baronin in den guten Vorsätzen zu befestigen, welche sie über die zweckmäßige Verwendung irdischen Besitzes zu hegen versichert hatte.

Ehrlicher noch als über sich selbst, äußerte sich die Baronin über ihr Familienleben, über den Charakter ihres Gatten und ihrer Tochter; und sogar diese Letztere gewann auf ihre Weise, wenn auch nicht Vertrauen zu dem Pater, so doch die Neigung, mit ihm zu verkehren, weil er, ohne sie aufzusuchen, sich von ihr finden ließ, so oft sie sich ihm näherte.

Er gab ihr Auskunft über Alles, was ihr in dem Thale auffiel, er stand nicht an, ihr das Kloster=

leben, das sie viel beschäftigte, in der Weise darzu-
stellen, wie es ihm erschien; und er zeigte sich auch nicht
verletzt, als sie ihm ohne Aufforderung bekannte, daß
sie bisher nie ein besonderes relig[illegible]öses Bedürfniß
empfunden habe. Er bemerkte mit b[illegible]lliger Gelassen-
heit, der Herr suche Jeden auf se[illegible]nem besonderen
Wege, und wisse die rechte Stunde [illegible] und das rechte
Mittel für einen Jeden wohl zu fin[illegible] Manchen
Glücklichen habe erst die harte Schul[illegible]ben.
seinem Heil geführt.

Viktorinen gefiel das nicht, un[illegible]er Theophilus,"
Sanftmuth sie sicher machte, schütt[illegible]
Kopf.

„Verdammen Sie mich nicht, [illegible] dem Wege geht
sagte sie, „wenn ich es ausspreche, [illegible]mir einen harten
es mit mir nicht. Unser Herrgott [illegible]; mit Strafen
Kopf und ein trotziges Herz ge[illegible]ichtet, sie haben
hat man also bei mir nie Etwas a[illegible]laube vielmehr,
mich immer nur verschlechtert. [illegible] verstehe, oder
daß Glück, großes Glück, wie ich [illegible]n mich in An-
der Genuß eines vollkommenen [illegible]hmelzen machen
betung niederwerfen, in Demuth [illegible] werden lassen,
könnten. Mich müßte Gott sehr glü[illegible]n." Und als
um mich gut und fromm zu ma[illegible]

fürchte sie, daß der Pater sie nicht verstehen, oder sie tadeln möchte, fügte sie rasch hinzu: „Sehen Sie, Pater Theophil, ich sagte es schon dem Herrn Abte; in meinem ganzen Leben habe ich mich nicht so bis in des Herzens Tiefe bewegt gefühlt, als neulich an dem Abende, an welchem ich Ihren jungen Pater zum ersten Male in dem Dämmerlicht der Kirche singen hörte. Ich bin seitdem an jedem Abende dort gewesen, und neulich ist es mir in Ihrer Kirche klar geworden, daß es eigentlich die Künste sind, oder vielmehr die Kunst als Einheit gedacht, in welcher sich mir Gott und das Göttliche im Menschen am Klarsten offenbart."

Obschon der Pater für die Kunst Empfänglichkeit besaß, mußten solche Worte ihm doch verwerflich erscheinen; allein er war vorsichtig und klug genug, mit Denen, die er zu gewinnen hatte, in der Sprache zu verkehren, welcher sie sich selbst bedienten.

Er erhob deshalb kaum einen Tadel gegen Viktorinens Ausspruch, sondern entgegnete ihr in seiner gelassenen Weise, daß er sie und ihre Meinung zu verstehen glaube, wenn er dieselbe auf ihr rechtes Maß zurückführe und beschränke. „Ich vermag der Kunst für mein Theil," sagte er, „nicht die Bedeutung beizulegen, die Sie ihr zugestehen, doch hat die Kirche

den Künsten von jeher die ihnen gebührende Anerkennung und Stellung eingeräumt. Sie hat sich derselben stets zur Zierde ihres Gottesdienstes, zur Erhöhung und Steigerung der gebundenen Empfindung, zur Verstärkung des Empfindungsausdruckes mit Vorliebe bedient, und unter ihren eigentlichen Dienern, von den Päpsten und den Kardinälen bis hinab in die Hallen unsrer stillen Klöster, haben begnadigte Männer sie geübt. Frà Angelo il beato, Frà Bartolomeo schufen ihre unsterblichen Gemälde in des Klosters Hallen, und der Lobgesang, der Sie bei uns mit seiner göttlichen Gewalt ergriffen hat, verdankt einem Ordensgeistlichen sein Entstehen.“

„Das ist's ja, was ich meine!“ fiel ihm Viktorine ein, der es ebenso wie dem Pater nicht große Ueberwindung kostete, sich fremder Meinung anzupassen, wo ihr daran gelegen war, sich Geltung zu verschaffen; „das war es, was ich sagen wollte!“

Aber der Pater legte auf ihre Zustimmung kein großes Gewicht, und ohne sich von ihr in seiner Rede unterbrechen zu lassen, fügte er hinzu: „Pflegen Sie also immerhin gewissenhaft in sich die Liebe für die Kunst; denn ernste Vertiefung in dieselbe, namentlich in die heilige Musik, wird und muß Sie mit Noth-

wendigkeit auf Ihr eigenes inneres Sein hinweisen; und des Allmächtigen und Allweisen Wege sind, ich wiederhole es mit Demuth, mannigfach und unerforschlich für des armen Erdenkindes blödes Auge und für sein kurzsichtig Erkennen. Vielleicht ist die Liebe für die Kunst in Ihnen jenes hoffnungsreiche Aufdämmern des Morgenrothes, das den Aufgang eines schönen Lichtes, den Durchbruch jenes wahren Glaubens verkündigt und verheißt, der zur Erkenntniß führt. Nur fragen Sie sich ehrlich und gewissenhaft, in wie weit Sie in sich als eine Wahrheit fühlen, was Sie mir ausgesprochen haben. Man ist nur in zu vielen Fällen gegen sich leichtgläubiger, als man es sein dürfte, und betrügt sich dadurch um sein wahres Heil."

Der Doktor war inzwischen herangekommen, daß er die letzten Worte dieser Unterhaltung noch vernommen hatte. Das war gegen Viktorinens Absicht. Sie hatte sich in den paar Tagen bei verschiedenen Anlässen gegen ihn in einer Weise geäußert, die ih[illegible] die Wahrhaftigkeit dessen, was sie von sich vor dem Pater ausgesagt, mit Recht bezweifeln lassen konnte und sich, wenn auch in der schonendsten Weise, im Beisein eines jungen Mannes von dem Pater zurechtgewiesen und ermahnt zu sehen, war ihrer Eitelkeit

verdrießlich. Auch in diesem Falle kam je-
schlossene Gewandtheit, welche sie nicht leicht im
ließ, ihr mit geschickter Ausrede zur Hülfe.

„Wie scharf Ihr Blick ist!“ sagte sie, „un
er Anderen dazu verhilft, sich selbst erst in dem r
Licht zu sehen. Ich machte, während Sie no
mir sprachen, eine neue und mich überraschende
fahrung. Sie haben Recht, vollkommen Recht!
ich bin leichtgläubiger gegen mich gewesen, als ich
ahnte oder dachte. Als ich vorhin jene Behauptu
über die Wirkung aussprach, welche die Kunst bish
auf mich gemacht hat, vermuthete ich doch im Grun
nur von mir, was ich behaupten wollte. Es w
ein Axiom, ein Wunsch, ein Einfall! Nennen S
es, wie Sie wollen! Als aber mein eigenes Wo
mein Ohr berührte, klang es mir wie ein fremdes
wie ein Gedanke, den aus mir selber zu erzeugen ic
nicht vermocht haben würde; und doch empfand ic
meinen tiefen Zusammenhang mit aller Kunst leb
hafter als je zuvor, als eine mich erhebende und be-
glückende Wahrheit — als einen Segen. Mit einem
Worte: ich erkannte und fühlte, was ich nur ver-
muthet! Ich besaß, was ich ersehnt hatte!“

„So gebe Gott, daß diese Wahrheit sich in Ihnen

mehr und mehr befestige, daß sie in Ihnen wachsen und wirken möge!“ entgegnete der Pater, dessen Auge prüfend auf ihr ruhte. Er reichte ihr damit die Hand und wollte sich entfernen. Sie neigte sich tief vor ihm, so daß er segnend seine Rechte über ihrem schönen Haupte schweben ließ. Dann sagte er dem Doktor Lebewohl und ging von ihnen fort.

Viktorine blickte ihm eine Weile nach, der Doktor ließ seine Augen nicht von ihr. Sie bemerkte es und fragte, was er damit wolle.

„Ich möchte wissen, was Sie im Schilde führen; wissen, welche Bedeutung Pater Theophilus für Sie hat?“

„Wie sonderbar!“ rief sie, „Sie mißtrauen mir! Sie setzen irgend eine Absicht, einen Zweck bei mir voraus. Das ist nicht schön von Ihnen, aber das Mißtrauen gehört zu eines tüchtigen Arztes Eigenschaften, ich muß es Ihnen also wohl verzeihen, und ich thue es um so leichter, als Sie in Ihrer Ansicht irren. Was kann ich hier in diesem Thale wollen, als mich, so gut es gehen will, vergnügen, während meine Mutter ihre Nerven ausruht und belebt? Was kann ich mit dem Pater und mit Seinesgleichen wollen, die mir Nichts sein, Nichts bieten können, und deren ich vielleicht kaum mehr gedenken werde, wenn unser

Aufenthalt in Ihren Bergen nach wenig
zu Ende sein wird? Ich möchte, wie Sie
denken können, die Zeit hier oben do
und gar verlieren! Ich möchte sie auch
Theil benutzen. Und das Wesen der Klo
hier in der Weltabgeschiedenheit zu stud
so anziehend als unterhaltend. Wollen
zu einem Vorwurf machen, der Sie d
Beobachter sind?"

„Ich hoffe dies dereinst zu werd
Doktor an.

Viktorine verneigte sich scherzend.
den!" sprach sie. „Als ob ich es nicht
mich und meine Mutter und deren kle
schon jetzt vollauf durchschauen!"

Er wollte das von sich abweisen,
daran. „Wozu diese gesellschaftliche
Ziererei? Ist das die freie Offenheit des
Schweizers? Da sind Sie mit mir in
daran! Denn wie ich Ihnen neulich sa
einen guten Kameraden an mir finden,
Ihnen heute, daß ich wirklich über
wahrhaft sein kann."

„Wahrhaftigkeit setzt ein ruhiges

und viel innere Unabhängigkeit voraus, und diese Eigenschaften —“

„An diese Eigenschaften einer Frau zu glauben, hat man in Ihren Vorlesungen Sie noch nicht gelehrt!“ fiel ihm das Fräulein spottend ein. „Nun, Doktor! so gönnen Sie es mir, in diesem Falle Ihren Lehrer vorzustellen; und ihren Lehrern pflegten die Herren doch von Anfang meist zu glauben und auf sie zu schwören.“

Er betheuerte, daß er bereit sei, ihr zu glauben, was sie auch von sich behaupten möge.

„Auch wenn ich Uebles von mir sage?“ fragte sie.

„Auch dann,“ entgegnete der Doktor, der im Augenblicke völlig unter dem Banne ihrer Reize und ihrer spielenden Gefallsucht stand. „Auch dann — vorausgesetzt, daß Sie es mir gestatten, Sie gegen sich selber zu vertheidigen.“

„Gut denn! So will ich's Ihnen nur gestehen: ich erkenne im Grunde auf der Welt Nichts an als nur mich selbst. Ich und mein Vergnügen, ich und mein Zeitvertreib und mein Behagen sind, wenn ich's recht bedenke, mein alleiniger Zweck, mein einziges Ziel —“

„Aber Sie sind großmüthig, Sie sind f

fiel ihr der Doktor ein.

„Weil ich Nichts dadurch entbehre, wei
in fröhliche Gesichter sehe und weil ich's li
man meiner gern und ehrenvoll gedenkt."

„Mein Fräulein!" rief der Doktor,
diese Art von Ehrlichkeit nicht finden konn
einer solchen, das fremde Urtheil völlig gering
Selbstüberhebung nie zuvor begegnet
mögen Sie so sprechen! Sie wären doch
einem Anderen weh zu thun —"

„Um mein Wohlbehagen zu befördern
gänzte sie mit dreistem Sinne. „Das we
nicht; das müßte ich erst erfahren und erp

Er stand vor ihr, um eine Antwo
verlegen. Er wußte in der That nicht,
ihr denken sollte.

Das machte ihr erst rechte Freude. „
wohl, Doktor!" sprach sie, „daß von mir g
lei zu lernen ist und daß es in dem Herz
Geiste der Frauen, die Ihr Herren sammt
als das schwächere Geschlecht behandelt,
weicher Gefühls-Seligkeit Ihr spreche
hättet Ihr das Sein und Wesen je der

wogen und erforscht, — daß es unter uns Frauen harte egoistische und kalte Herzen mit heißen und doch klare Köpfen giebt, von denen Eure Philosophen sich nicht träumen lassen, weil solche Frauen es nicht eben nöth finden, sich dem Bereich kurzsichtiger Gelehrsamkeit nahen!“

Sie lehnte sich darauf mit gekreuzten Armen den Stuhl zurück und sah in die Ferne hinaus. entstand eine Pause. Der Doktor war unangeneh betroffen. Er fühlte sich verletzt durch die Rolle, wel Viktorine ihm aus hochmüthiger Laune aufzuzwing dachte, und er vermochte dem stolzen weltgewand Frauenzimmer gegenüber doch nicht das rechte W zu finden, um sich vor der Ueberlegenheit zu schütze die sie ihn fühlen lassen wollte.

Indeß sie kam ihm noch einmal zuvor. Mi jenem Lächeln, das wie ein warmer Sonnenstrahl de kalten herrschsüchtigen Ausdruck ihrer Mienen weg schmolz, sagte sie, indem sie sich erhebend ihre Han ihm auf die Schulter legte: „nicht wahr? wir taug Nichts, wir Frauen aus der großen Welt? und Si werden nicht einmal glauben, daß man mir glaube dürfe? — Das ist noch ein Glück! Denn was fing ich nun an, hier, wo wir auf Sie angewiesen sind

wenn Sie mich nicht für meine eigne T
halten wollten? wenn Sie all das Schl
von mir dächten, das ich mir eben nach
— Haus und Hof müßten Sie ja vor mir
Mutter und Schwester vor mir warnen
Theophilus bitten, mit einem Exorcismus
zu Hülfe zu kommen! Und daß Sie n
Apage! zugerufen haben, das ist es eig
mich am meisten wundert!" —

Sie hatte sich damit, unruhig w
weilen trotz ihrer guten Manieren sein k
in den niedrigen Sessel fallen lassen,
offenen Gallerie stand, und warf mit
die langen schwarzen Locken von der er
zurück. Der Doktor lehnte ihr gegenüb
der Pfeiler, auf welchen das Vordach ruh
die Arme über einander geschlagen und
noch einmal mit unverwandtem Blick.

Das fiel ihr lästig. „Nun? und
fragte sie ihn plötzlich.

Er hatte sich inzwischen gesammel
„Apage! werde ich nicht rufen!" sagte e
ich Ihnen in der That zu danken für di
an mir nicht verloren sein soll."

ine eigne Verläumderin
ll das Schlechte wirklich
r eben nachgesagt habe?
e ja vor mir verschließen,
mir warnen; den Pater
Exorcismus Ihrem Hause
daß Sie mir noch kein
s ist es eigentlich, was

—

unruhig wie sie es bis-
eren sein konnte, wieder
en lassen, der auf der
warf mit rascher Hand
von der erhitzten Stirn
ihr gegenüber an einem
Vordach ruhte. Er hatte
lagen und betrachtete sie
m Blick.

„Nun? und was nun?"

gesammelt und gefaßt.
n!" sagte er, „doch habe
nken für die Lektion, die
ll."

„Sie sind entschlossen, sich vor mir zu hüten
meinte Viktorine.

„Ich glaube, daß man das sehr nöthig hat!"
gegnete er ihr.

„Sehen Sie, Doktor! wie schnell wir vor
kommen!" sagte sie mit einem Tone, dem der D
eine leise Empfindlichkeit anzuhören meinte. „
muth gegen Freimuth! Das ist der Weg zu
guten Kameradschaft, die ich uns prophezeite. —
lassen wir den Scherz auf sich beruhen. Sie
ernsthaft geworden und ich bin es auch!"

Sie erhob sich wieder, lehnte sich neben ihm
die Brüstung der Gallerie, sah eine Weile in
Thal hinaus und sagte dann mit einer Ruhe, die
jungen Mann fast noch mehr überraschte als die Sce
die sie ihn eben hatte durchleben lassen: „Sie ah
es gar nicht, Doktor! wie das Leben, das wir füh
wie die Gesellschaft, in der ich mich bewege und
welcher ein Jeder Anspruch an unser Einen ma
die Nerven überreizt und das Gefühl abstumpft.
selber bin ich so wenig überlassen, daß ich selten e
mal die Zeit gewinne, an mich selbst zu denken, m
auf mich selber zu besinnen."

„Daß Sie nicht zufrieden mit Ih
zuständen sind, das grade hätte ich nicht
fiel der Doktor ein. „Sie sehen sehr
und scheinen mir vollkommen mit sich E
Sie merken daran, daß ich noch nicht
beobachten im Stande bin."

„Ich scheine gesund und scheine
wiederholte sie. „Es ist eben Alles Schei
umgiebt, und man hat sogar die Aufgabe, ja
dasjenige zu scheinen, wofür uns zu ha
Andern beliebt. — Ich wollte, Sie kennte
wie ich sie kenne! — Unter dem Scheine
der Gesundheit sind wir Alle krank! gemü
um es richtig zu bezeichnen! Und so gelar
der Uebersättigung! so müde von dem E
irgend Etwas, das uns freuen könnte!"

Und abermals brach sie in ihrer R
ab. Der Doktor sah sie wie eine unerwar
erscheinung an. Sie kam ihm wirklich wi
krank vor, er wußte sie in seine bisherigen E
und Vorstellungen nirgend einzureihen
sie immer so unerwartet abbrach, das mac
noch doppelt unheimlich. Es war ihm d

en mit Ihren Lebens-
tte ich nicht vermuthet!"
sehen sehr gesund aus,
mit sich Eins zu sein.
noch nicht richtig zu

und scheine zufrieden!"
Alles Schein, was uns
e Aufgabe, ja die Pflicht,
uns zu halten es den
, Sie kennten die Welt,
dem Scheine der Freude,
krank! gemüthskrank —
Und so gelangweilt von
von dem Suchen nach
könnte!"
in ihrer Rede plötzlich
eine unerwartete Natur-
n wirklich wie gemüths-
bisherigen Erfahrungen
einzureihen und daß
ch, das machte sie ihm
war ihm deshalb sehr

willkommen, daß seine Mutter nach ihm schickte u
daß diese Unterredung, deren Zweck und Ursache e
nicht begreifen konnte, so ihr Ende fand.

Viktorine hingegen war verdrießlich, als er
verließ. Was sie eigentlich gewollt, was sie im S
gehabt mit Allem, was sie gegen Pater Theophil
gegen den Doktor ausgesprochen hatte, das zu s
oder es sich selber zu erklären, wäre sie kaum
Stande gewesen.

Sie hatte, wie es ihre Art war, einem Ei
einer Laune maßlos nachgegeben. Das Bedür
immerfort Aufsehen und Bewunderung zu erre
hatte sie allmälig dahin gebracht, sich vor jedem M
in einer ihn überraschenden Rolle darzustellen, un
konnte ihr deshalb leicht begegnen, daß sie sich in
Wahl derselben in Bezug auf ihr Publikum,
auch in der Behandlungsweise ihres Themas geleg
lich vergriff. Sie ging dann in solchen Fällen re
mäßig weiter, als sie es gewollt hatte, oftmals wei
als ihr Gegenüber es vertragen konnte; und wi
ihren Willen that sie bei solchen geflissentlichen E
hüllungen ihrer vermeintlichen Seelengröße u
Originalität mitunter Blicke in ihr eigentliches Wes
vor denen sie unwillkürlich zusammenschreckte, und

sie für den Moment jene Seelenleiden
annähernd empfinden ließen, mit denen
Abwechslung wegen gelegentlich zu schmück

Sie fühlte sich dann ein paar Stunde
unbefriedigt, ihr bangte vor ihrer Uebersät
schauderte vor dem, was — wie *sie es* d
nennen liebte — Dämonisches in der Tiefe
nach Befriedigung und Freude lechzend, i
borgen lag; ja sie konnte Thränen *des* M
gießen über sich und über ihr Geschick,
nicht vergönnt hatte, schon in früher Jugend
Liebe still beglückt, ein unbeachtetes Dasei
zu genießen.

Sie gefiel sich aber niemals besser, *als*
Rührung, sie sah auch niemals schöner a
der vorübergehenden Ermattung, welche ihren
Seiltänzereien folgte, und sie würde auch h
geistigen Genusses theilhaftig geworden sein,
sich nicht sagen müssen, daß sie den Doktor
zaubert, nicht gewonnen, sondern durch ih
treibung achtsam auf sich selbst gemacht, und
sie ernüchtert habe.

Sechszehntes Capitel.

ähnlich sah, und ohne des Doktors A
warten, drückte sie ihm, nachdem er di
Auseinandersetzungen der Baronin auf
gehört hatte, ihr Wohlgefallen an dem

„Es ist etwas Geheimnißvolles ir
umgrenzten Stückchen Erde,“ sagte sie, „
wunderbar Beruhigendes. Ich war ge
recht tief aufgeregt. Sonst klingt das in
Tage nach. Heut ist Alles so still und
daß ich meine, es sei auch immer so g
mache überhaupt hier lauter mir neue
In der Stunde unserer Ankunft erquick
Stille des Thales, entzückte mich der Ge
über den Häuptern der anderen Erdbewohne
und dem gewohnten Alltagsleben und d
menschen so weit entrückt zu sein. Am
dritten Tage überfiel es mich wie eine
Berge rückten mir zusammen wie Gefäng
Ich stellte mir vor, daß ich hier bleiben, h
daß ich, um des Dichters Wort zu brauchen,
Thales Gründen den Ausgang nicht mehr fin
ich konnte diese Angst selbst vor meiner M
geheim halten, und jetzt —“

„Und jetzt?“ fragte der Doktor.

„Nicht das Geringste!" betheuerte de
Viktorine konnte sich eines Lächeln
wehren. Die Mutter war ihr immer for
sie sich im Glauben emporzuschwingen
denn sie verstieg sich dabei meist auf fals
sie warf auch in der Regel wie in einem
wahllos durcheinander, was sie an religiös
eben so wahllos aufgelesen hatte; und V
merkte also, ohne sich durch die ermahnen
rede der Baronin in ihrem früheren Ge
irgendwie stören zu lassen, wie sie erst jetz
allmälig, zu einem Gleichgewichte in dieser
und fremden Welt gelange, wie sie da
lieben beginne.

„Seit ich durch Sie und durch den
und mehr die Bedingungen kennen le
welchen diese kleine Gemeinde hier lebt,
der und jener Familie irgend etwas Näh
beschäftigt mich das Alles!" sagte sie. „I
müßte, mit Wohlgefallen aus, wie leicht es
Wesentliches zu leisten; ich stelle mir vor,
in den verschiedenen Häusern und in den H
Bewohner aussehen mag. Ich betreffe mi

zu sprechen. Der Doktor schickte sich an. Als er sich schon empfohlen hatte zuschritt, sagte Viktorine: „Sie sprach Benediktus; kommt der niemals in nie zu seiner Mutter? Ich bin ihm einzig Mal begegnet, als wir den M Herrn Abte kamen."

„Die jungen Mönche gehen selt aus," antwortete ihr der Doktor. jedoch schon zweimal in der Morgenfrüh auf der Klostermatte an, und ging m

Damit verließ er sie, um sich n und zu dem Abte zu begeben. Es wa nicht lieb, daß er gerufen wurde, ehe gemeldet hatte. Er wußte, mit wie der Abt auf seine Würde und auf bezeugungen hielt, mit welchen man Klosters in dem Thale von alten Zeite hatte, und der Doktor brauchte für seine die Geneigtheit des Klosters, und des Ab

Auch war es in der That ein Vo der Abt den Doktor ansprach, als dies erbietigen Gruße, der dem frühere ziemte, vor ihn hintrat.

Manne die Unterwerfung schwer, doch
stehe zu Befehl.

Der Abt ließ sich Zeit. Er nahm
Prise aus der Dose, die er in der H
sprach darauf: „Wie die Verhältnisse
mal unter Gottes Zulassung in unserm
haben, steht mir freilich kein eigentliche
zu, darüber zu entscheiden, was der B
Thale mit und auf seinem Grund und
will, sofern des Klosters und der Ge
fahrt nicht dadurch geschädigt wird.
war also befugt, so wie sie es gethan
haus zu erweitern, ein neues zweites
ihrem Grund und Boden zu erbauen,
Bedürfnissen der Reisenden anzupassen,
Berge jetzt durchziehen. Mich will jedoch
ehe Du daran gingst, hier eine Kuran
gründen, hätte es sich gebührt, darüber zu
des Klosters Rath und Meinung einzuhole

Der Doktor wollte auffahren, nahm
zusammen. „Hochwürden,“ sagte er ruhig
bestimmt, „haben mir eben selbst einge
Jedermann berechtigt sei, hier sein Ge
eigenem Ermessen zu betreiben; und ich b

Brauen auf den Doktor gerichtet, sagte er
für Deine Heimath, der Dank, den Du ur
schuldest, hätten Dich von selber zu so
legung führen sollen, hätten Dich in jede
stimmen müssen, vor allem Anderen unse
über Dein Unternehmen einzuholen."

Der Doktor hatte den Abt, wie es f
ruhig zu Ende sprechen lassen und wä
Zeit gehabt, sich die Frage vorzulegen
derselbe wolle. Es lag nicht in der
Klosters, Streitigkeiten anzuregen, bei de
in diesem Falle, sicher sein konnte, nicht
davon zu tragen. Man mußte also etwas
im Sinne haben; und weil es für den D
aus geboten war, sich das Wohlgefallen de
Herren zu erhalten, erwiderte er mit schickli
keit, es freue ihn, versichern zu dürfen,
würden ihm Unrecht thäten.

„Es war nicht rücksichtslose Selbstsu
würden! nicht allein mein Vortheil," sagte, e
vielmehr Vorsorge für die Heimath, di
meinem Plane leitete. Unser Thal ist arm a
quellen; alljährlich verlassen uns tüchtige
um als Söldner in Rom und Neapel

sehr verpflichtet sein, wenn Sie mir
Streifen Landes für diese Einricht
sich entschließen wollten.“

Der Abt antwortete ihm nicht g
Miene war jedoch heller, sein
geworden. „Wo hast Du denn die
lernen?“ fragte er.

Der Doktor war überzeugt, daß
Pater Theophilus dies und vieles An
die Baronin selbst erfahren hatten.
noch etwas Besonderes über sie zu wiss
etwas Anderes als sie von sich ausgesagt
Empfehlungsbrief des Bischofs von ihr
Der Doktor fing deshalb zu vermuthen
zu dem Abte nur beschieden worden sei,
eine Auskunft über die Fremden zu erth

Er berichtete also, was er aus den
des Professors wie aus den Gespräche
Frauen selbst, über sie und ihre
Günstiges vernommen hatte. Er ließ
Fragen ihm den Anlaß dazu boten,
erwähnt, daß die Baronin bereits
Bekannten aufgefordert habe, ihr in das
nachzukommen; und selbst der großen Woh

zu tragen haben, wenn Nachtheile
und für die Gemeinde aus Deiner Un
erwachsen; wie Dir anderseits das d
Weise entstehende Gute anzurechnen sei
wirst es voraussichtlich in Händen hab
der Fremden unserm Thale und unser
Dankbarkeit geneigt zu machen, und e
sein, wenn Du dieses thätest. Wie lang
daß die Kurzeit Deiner Gäste bei uns

Der Doktor überhörte das in die
deutungsreiche „bei uns" absichtlich. E
worauf es abgesehen war.

„Die Dauer des Verweilens," sagt
bei jedem Kranken nach der Wirkung
sein, welche ich mir für sein Uebel von
Aufenthalte versprechen darf. Indeß um
auch in der vorgeschrittenen Jahreszeit
festzuhalten, bedarf ich eben des Terrains,
ich Hochwürden schon vorhin gesprochen ha

„Du weißt," gab ihm der Abt zurück
äußere kein Klosterland, und dürfte es
thun."

„Ich weiß es, Hochwürden! Indeß hil
nach Hochwürdens eigenen Worten das K

Bedürfnissen in Bezug auf die Colonnade
zu können; und melde ihr, daß ich sie
die vierte Nachmittagsstunde besuchen will
ihrem Ergehen selbst zu überzeugen."

Ganz Unrecht hatte der Abt mit der Behauptung nicht gehabt, daß die Errichtung einer Kuranstalt einen zerstreuenden Einfluß auf die Klosterschüler haben werde; denn seit Viktorinens Ankunft war das fremde Fräulein in den Arbeitssälen der Schüler, wie auf dem Spielplatz und bei den Spaziergängen, der Gegenstand der Unterhaltung und der Neugier.

Die Einen hatten erzählen hören, daß sie gleich in der ersten Stunde Geld im Thale ausgetheilt habe, die Andern hatten sie unter einem Baum auf einem rothen Teppich sitzen sehen, die Dritten waren ihr begegnet, wie sie in langem Kleide, auf ihrem schön geschmückten Saumthiere nach einem der Höhenpunkte hinaufgeritten war, und wieder Andere waren an des Doktors Hause vorübergekommen und hatten sie

singen, so schön singen hören, daß es ganz überirdisch anzuhören gewesen war.

Wer sie erblickt, oder irgend Etwas von ihr vernommen hatte, ward darum beneidet und hatte seine Freude daran, das Einfache, was er erlebt, bis in das Märchenhafte zu verschönern. Wer ihr danach begegnete, wollte, selbst wenn er sich in seinen Erwartungen betrogen fand, nicht weniger, sondern womöglich noch etwas größere Herrlichkeiten als sein Vorgänger an ihr wahrgenommen haben; und da sich auf diese Weise der übertreibende Ehrgeiz der Knaben in die Sache einschlich, so geschah es, daß sich, während sie noch unter den Augen ihrer jugendlichen Bewunderer lebte, bereits ein Mythus über Viktorine zu bilden anfing, der weit hinausging über die Wirklichkeit und Wahrheit, und endlich auch auf die Phantasie der Ordensbrüder seinen Einfluß übte. Vor Allem war das bei Benedikt der Fall.

Die flüchtige Begegnung mit ihr, ihre Schönheit, die Lebhaftigkeit, mit der sie an ihn herangetreten war, hatten ihn überrascht, und die Aeußerungen des Pater Theophilus über ihren herrlichen Gesang, hatten ihn begierig gemacht, sie auch einmal zu ... Alltäglich, wenn er die ihm anvertrauten

das Freie zu führen hatte, war er beflissen, seinen Weg so einzurichten, daß er kommend oder gehend des Doktors Haus berührte. Es war jedoch in demselben, wenn er vorübergekommen war, immer still gewesen, und auch gesehen hatte er Viktorine nicht, obschon er nach ihr ausgespäht nach allen Enden hin, soweit sein scharfes Auge reichte.

Er wußte nicht, woher es also war, aber die Zeit hatte ihr rechtes altes Maß für ihn mit einem Male verloren. Die Stunden kamen ihm bisweilen unbegreiflich lang vor, während die Tage ihm schneller als je zuvor dahinflogen. Es war überhaupt Etwas anders geworden; er empfand das, ohne daß er sich's erklären konnte. Er war heiterer, als er sich je gefühlt hatte, und wie er dann darüber mehr und mehr nachzusinnen anfing, meinte er, das Wiedersehen des Doktors und die Unterhaltungen, welche er mit ihm gepflogen, hätten ihn erfreut und seinen Gedanken eine neue Richtung und einen neuen Aufschwung gegeben. Er trug ein wirkliches Verlangen danach, dem wiedergekehrten Freunde baldmöglichst zu begegnen, und er nannte es deshalb einen glücklichen Zufall, daß er, die Spiele der Scholaren überwachend, in dem Klostergarten saß, als der Doktor von dem Abte kam.

Benedikt ging ihm rasch entgegen
schüttelte ihm die Hand. „Wie
wandeln," rief er. „Wie lang ist's
wir Beide hier, wie diese Buben, die
warfen und die großen Kugeln schwa
der gute Pater Markus nicht aufhörte
Unglück und über die Schäden abzuär
anrichten und uns zuziehen könnten.
nun hier an seiner Stelle; doch ohn
wie ich zuversichtlich hoffe!"

„Er war alt und schwach geworden," sagte Benedikt, „und hier auf dieser Stelle, hier auf dem Spielplatz, unter der Scholaren Augen, ist er ein=geschlafen, um hienieden nicht mehr zu erwachen."

„So gut wird es nicht einem Jeden! leben ist oft ein verdammt Stück Arbeit!" meinte der Andere mit der Kaltblütigkeit des ... da er jedoch merkte, daß Benedikt v... seiner Aeußerung zurückschreckte, setzte er, um e... Entgegnung vor=zubeugen, rasch hinzu: „was mi... bei dem Eintritt in den Spielplatz vorhin überrasch..., war die Dauer ... hiesigen Zustände, und das ...estehende im We... So wie diese Buben haben w...r, so haben di... schlechter der Schüler hier vor uns gespielt, so ...

hier Knaben und Jünglinge wohl noch lange nach uns spielen —"

„Und sich hinaussehnen in die Welt, wie wir es hier gethan!" fiel Benedikt ihm ein, „um —"

„Um sich nachher in ihrer Heimath, im selbstgewählten Berufe, wie wir es thun, freiwillig zu beschränken!" setzte der Doktor mit klarer Heiterkeit hinzu.

Benedikt antwortete ihm nicht darauf. „Du scheinst anderer Meinung zu sein," bemerkte der Doktor.

Der junge Mönch blickte nachdenklich vor sich hin. „Warum schweigst Du?" fragte ihn der Freund.

„Ich möchte nicht," sagte der Andere, „daß Du es falsch auslegtest, indeß ich dachte darüber nach, wie der Mensch in seiner verblendeten Willkür immer wieder darauf verfällt, von der Freiheit seiner Entschließungen zu sprechen, wo er sich mit unabweislicher Ergebung in den Willen der Vorsehung zu fügen, und nur danach zu trachten hat, daß er die Wege verstehen lerne, die sie vor ihm ausbreitet, damit er sie auch freudig und zuversichtlich wandele. — Du hast mir neulich in so hellen Farben die Welt geschildert, die jenseits unserer Berge liegt, und mit so beredtem Worte von den Menschen gesprochen, unter denen Du

in den großen Städten des Auslandes geleb
ich Deine Rückkehr in die Heimath nicht
einen Akt Deiner freien Selbstbestimmung
vermag. Du bist heimgekommen, weil der
Gottes Dich hier geboren werden ließ, weil
Deinen leben, und weil Du hier den Dir an
Besitz am Besten zu verwerthen denkst. D
Nothwendigkeit ständest Du wohl schwerlich h

Der Doktor sah ihn prüfend an. De
Mönch hing mit einem ängstlich gespannten A
an des Freundes Lippen, so daß es denselbe
Augenblick ungewiß über die Antwort machte,
er ihm geben sollte. Die Begegnungen un
spräche, welche er in den letzten Tagen mit B
gehabt, hatten ihm denselben in neuer Weis
ziehend und lieb gemacht. Er zweifelte nicht d
daß die kräftige Natur des jungen Benediktiners s
an dem ihm aufgezwungenen geistlichen Gew
trage und er ging mit sich zu Rathe, ob es
gemessener sein dürfte, ihn zu schonen, oder ihn
müthig zu behandeln. Aber durch seinen Beruf da
hingewiesen, dem Uebel, dessen Zeichen vor ihm lag
forschend auf den Grund zu kommen, entschied er
für ein offenes Aussprechen, und fragte ihn desh

unumwunden: „bedarfst Du vielleicht, mein Freund, des Glaubens an die allgemeine Unfreiheit des Menschen, um Dich mit der Deinen abzufinden?"

Benedikt mochte diese Frage nicht erwartet haben, denn sie erschreckte ihn offenbar; indeß die strenge geistige Zucht, in welcher er erwachsen und gehalten worden war, hielt ihn auch jetzt in ihren Schranken fest.

„Ich dachte nicht im Besonderen an mich," versetzte er, „wenn schon es mir im Sinne lag, wie wir nur in dem festen Vertrauen auf die Weisheit der Vorsehung vor jenen unruhigen Verlangnissen gesichert sind, unter deren Einfluß das beharrliche Arbeiten an dem uns zugewiesenen Theile ganz unmöglich sein würde. Es muß des Verlockenden so vieles geben in der Welt, aus der Du herkommst! Wie könntest Du das Alles frohen Geistes entbehren, glaubtest Du nicht, daß eben hier der Platz Dir ausersehen ist, an welchem gerade Du mit Deinen Kräften Deine Dir zuertheilte Aufgabe zu lösen hast, bis des Herrn Wille anders über Dich verfügt?"

Der Doktor blieb ihm geflissentlich die Antwort auf die Frage schuldig. Das beunruhigte Benedikt. „Du scheinst diese Ueberzeugung nicht zu theilen!" sagte er.

„Was kommt es darauf an, sofern [illegible]
gleichem Resultat gelangen?“ erwiderte [illegible] Doktor.
„Ich bedarf des Glaubens an mich selb[illegible] des Ver-
trauens zu mir selbst, um zu leisten, wa[illegible] zu leisten
vermag. Du hast desselben Glaubens [illegible] Vertrauens
nöthig, und wirst sie nöthiger noch ha[illegible]en, wenn Du
darauf angewiesen sein wirst, der geist[illegible]e Tröster und
Berather für Andere zu sein. Ich [illegible]che die Kraft,
die ich gebrauche, zunächst in mir und [illegible]neinem Wissen;
Du schöpfest sie aus der Quelle De[illegible]ines Glaubens.
Genug, daß wir sie haben, und a[illegible] mit Sicherheit
in uns beruhen.“

Benedikt ließ es ebenfalls dab[illegible] bewenden, be-
sonders, da der Doktor nach der Thurmuhr empor-
sehend, sich es vorwarf, so lange verweilt zu haben.
Er schritt der Gartenthür zu, Benedikt gab ihm das
Geleit, aber er sprach nicht mehr zu ihm. Als sie
jedoch bereits dem Ausgang nahe waren, [illegible]
plötzlich: „Eines hast Du doch vor [illegible]
hast herrliche Erinnerungen, [illegible]
Wider meinen Willen muß ich [illegible]
Genüsse denken, deren Du letzthin [illegible]
hast. Ich möchte die großen [illegible]
phonieen kennen, möchte große [illegible]

„Und bist doch selbst der Gegenstand höchster Bewunderung für eine große Sängerin!" fiel ihm der Doktor scherzend ein.

In des jungen Mönches Antlitz regte sich keine Miene, nur in seinen Augen leuchtete es freudig auf. Er wußte also, was der Andere meinte, und sich selbst vergessend, sagte er: „Ich habe sie noch nicht gehört!"

„Wen?" fragte der Doktor, den die Jugendlaune überkam.

„Die Fremde, welche bei der Mutter neulich vorsprach, und die bei Euch zur Kur ist!" setzte er hinzu.

„Komm einmal herüber!" sagte der Doktor. „Sie singt sehr oft und viel, und sie wird vor Dir sehr gerne singen; denn wirklich, sie bewundert Dich. Für den heutigen Nachmittag habe ich den Herrn Abt bei unsern Damen anzumelden!"

Er zog bei den Worten die eigene Uhr heraus, und machte sich mit einem eiligen Lebewohl auf seinen Weg.

Achtzehntes Capitel.

Die Baronin hatte den Kaffeetisch selbst geordnet, sie wollte wenigstens Alles gethan haben, was an ihr war, den verehrten Gast gebührend zu empfangen und ihm das Verweilen in ihrer einstweiligen Behausung angenehm zu machen. Auch die Wirthin, der zum ersten Male die Ehre widerfuhr, den hochwürdigen Herrn Abt über ihre Schwelle treten zu sehen, hatte sich beeifert, das ohnehin saubere und freundlich gehaltene Haus in seinem besten Lichte erscheinen zu machen.

Nur Viktorine ließ sich in ihren gewohnten Beschäftigungen nicht im Geringsten stören. Sie saß auf der Gallerie, ihre frisch gepflückten Pflanzen für das Herbarium ordnend, ohne darauf zu achten, wie die Baronin die Sessel anders stellen ließ, wie sie

diesen Vorhang schloß und jenen öffnete [illegible] mitgebrachte silberne Kaffeegeräth in d[illegible] zu setzen und zierlich aufzustellen suchte.

Daß man sich um Etwas, was [illegible] nicht bekümmerte, konnte die Baronin [illegible] weichenden Gefühle ihrer großen Wi[illegible] nicht lange ertragen.

„Wie kann man sich nur in [illegible] trocknen so versenken!“ rief sie der To[illegible] zu.

„Man muß sich hienieden doch die Zeit ver- treiben, bis man in den Himmel kommt, Mama!“ gab die Tochter ihr zur Antwort; und mit der Keck- heit des verzogenen Kindes, welches am Wenigsten die eigene Mutter schonte, setzte sie hinzu: „Es sucht eben ein Jeder auf seine Weise, Mama, wie er sich durch das Leben schlägt, und wie er sich die Aussicht in den Himmel öffnet! Du hast die Koketterie des Silber- zeuges, und hoffst Dir mit Deinem Moccakaffee den Weg des Heils zu ebnen und zu kürzen; ich will versuchen, ob ich mich eitel auf mein holdes Selbst [illegible] verlassen [illegible] ob ich mir nicht des Jenseits P[illegible]rten mit Gesang [illegible] schließen kann. [illegible] Preußenkönig [illegible] Selig werden muß, wie der [illegible] eigene Façon.“ gesagt hat, d[illegible] ein Jeder [illegible]

Die Baronin zeigte sich verletzt. Sie nannte die Leichtfertigkeit der Tochter unverantwortlich, sie versicherte ihr, daß sie sie damit ängstige, daß sie ihr den Seelenfrieden damit raube, dessen sie so nöthig habe. Sie schalt sie ihres Vaters rechte Tochter, die für Nichts Empfindung habe, als für die Befriedigung ihrer jedesmaligen Laune; sie sprach sich rasch in Zorn, und that danach gerührt.

Viktorine stand am Spiegel und ordnete die schönen Flechten ihres Haares, und ringelte die langen schwarzen Locken über die Finger, um sie dann frisch und glänzend auf die vollen Schultern niederfallen zu lassen. Sie war ausschließlich nur mit sich beschäftigt. Mit einem Male wendete sie sich um.

„Rege Dich nicht auf, Mama!“ sagte sie, indem sie die Hände auf der Mutter Schulter legte, und sie auf die Stirn küßte. „Es macht Dich gleich so roth, und Du weißt, die starke Röthe kleidet Dich nicht gut. Ich bin auch nicht so gottlos als ich Dir erscheine, Du — — Nun Mama! so weltentfremdet und so himmelssehnsüchtig, als Du es glaubst, bist Du wirklich nicht; und jetzt sind wir ja noch allein. Kann ich dafür, wenn ich nicht rasch begreife, wenn ich noch

fest wurzle in dem alten irdischen Sündenboden, dem ich entsprossen bin?"

Die Mutter sah sie mit einer Art von Schrecken an. Viktorine lachte laut und herzlich. „Sei un-besorgt, Mama!" sagte sie. „Je fester ich in meinem alten mir vertrauten Boden stehe, um so dreister un sicherer kann ich die Augen und die Hände hoch heben, um zu erlangen, was mein Herz begehrt. mich gehen, wie ich mag! Laß mich ergreifen, nach es mich gelüstet: zunächst in jedem Auger das Nächste, und," fügte sie mit neuem Scherz „bete Du nur immer recht mit Eifer für mein S heil, während ich mir hienieden das Leben z schönen trachte wie ich mag und kann. Ich b einmal ein Vergnügling! Dein allweiser S mich dazu erschaffen. Kann ich das änder könnte ich's, wärst Du im Stande es zu Wolltest Du mich anders haben, als ich bin,

Die Mutter drückte sie an ihr Herz. halte Dich!" rief sie, von der Tochter ko reiz überwältigt. „Wie Du heut wieder Und die Farbe, die Du hast, seit wir hie Man gönnt sich's nicht allein! Heut

Graf Dich einmal sehen! oder die Friedemanns, die sich so viel mit ihren Farben wissen. Schade daß es hier so einsam ist!"

„Einsam?" wiederholte die Tochter, „wir haben ja den Pater Theophil, wir haben unsern hoch gelehrten jungen Doktor, haben den schönen geheimnißvollen Pater Benedikt, auf dessen Bekanntschaft ich förmlich lüstern bin — und da kommt auch schon der Abt! — Du bist sehr anspruchsvoll, Mama! Ich unterhalte mich und finde mich in jede Lage, indem ich mir ein Ziel vorsetze. Warte nur, Du sollst es noch erleben, Mama! Ich singe dem Abte wie dem Bischof, noch die Biondina vor, und stelle noch dies Haus, das Thal, das Kloster auf den Kopf."

Sie hielt in ihrem phantastischen Plaudern inne, denn der Diener meldete Seine Hochwürden den Herrn Abt. Die beiden Frauen erhoben sich. Der Ausdruck schelmischen Uebermuths verschwand von Viktorinens Antlitz, Mutter und Tochter gingen dem hochverehrten Gaste entgegen, ihn schon in dem Vorsaal gebührend zu begrüßen.

Der Pater, welcher ihm bis an des Hauses Schwelle das Geleit gegeben, hatte ihn verlassen, der Abt besuchte die beiden Fremden ganz allein; und

wenn er auch, ohne ihn abzuwehren, der Frauen Hand-kuß annahm, so zeigte doch die gute Art, in welcher er die Baronin nach ihrem Sessel führte, ebenso wie die Freundlichkeit, mit der er zwischen [illegible] und ihrer Tochter Platz nahm, daß er gekommen sei, die Aufwartung, welche die beiden Frauen dem geistlichen Herrn gemacht hatten, als Weltmann zu erwidern.

Er war viel herumgekommen in seinen jüngeren Jahren, hatte sich in Rom zu verschiedenen Malen aufgehalten, und war seiner Zeit im Auftrag seines Ordens in Frankreich, wie in Spanien und in Portugal gewesen, die dortigen Klöster und ihre Bibliotheken kennen zu lernen. Er wußte, [illegible] nach denjenigen Personen seiner Bekanntschaft erkundigte, mit denen die Frauen möglicher Weise in Berührung gekommen sein konnten, es [illegible] verrathen, daß er gleich ihnen einem [illegible] mannsgeschlecht entstamme, wie er daneben [illegible] zudeuten unterließ, daß es ihm in den [illegible] reichen Lebenskreisen, denen der neue Baron und die Frauen sich anzuschließen getrachtet hatten, an weitreichenden Verbindungen nicht fehle.

Die Baronin hörte ihn mit Bewunderung [illegible]. Seine große Ueberlegenheit und Viktorinen [illegible]

schaftlicher Takt hielten sie in angemessenen Schranken, ja sie machten ihr die Schaustellung ihrer Frömmigkeit, wie ihre sonstigen kleinen Ziereréien und gelegentlichen Prahlereien fast unmöglich. Sie konnte gar nicht dazu kommen, von den Herrlichkeiten, welche sie besaß, von den Auszeichnungen, deren sie genoß, von dem Einfluß ihres Mannes, und noch weniger von den Vorzügen zu sprechen, welche ihrer Tochter vor allen anderen Frauenzimmern eigen waren. Denn Viktorine hatte frühzeitig erlernt, der Mutter wie dem Vater, wo es erfordert war, das ungehörige Wort auf das Geschickteste zu entziehen; und wenn die Baronin nur der Genugthuung theilhaftig ward, daß ihre Tochter nach Gebühr gewürdigt wurde, daß sie dem Vater schreiben und später es allen Verwandten und Bekannten sagen konnte, wie auch der Abt des Benediktiner-Klosters von ihrer Viktorine ganz bezaubert gewesen sei, so hatte sie für den gegenwärtigen Fall ihren Kostenpreis heraus, und konnte ihrem Seelenheile unter des Paters Leitung obliegen, an dessen huldigender Bewunderung für ihre Tochter ihr nicht eben viel gelegen war.

Freilich versuchte sie es zu verschiedenen Malen, dem Abte näher zu kommen, indem sie auch ihm er-

zählte, was sie dem Pater zum De[illegible] holt, wie sie und der Baron im [illegible]en schon wieder- Helfen ihre größte Befriedigung ge[illegible] Geben und im war jedoch gleich bei der Hand, sie [illegible]öffen; Viktorine an der Fortsetzung dieser Erklärungen [illegible]it einem Scherze zu hindern.

„Werden Hochwürden mich verdammen," sagte sie, „wenn ich Ihnen bekenne, daß mir an dem sogenannten eigentlichen Bedürfniß meiner Mitmenschen weit weniger gelegen ist, als an ihrer Freude?"

Es war das auch wieder eine von den Behauptungen, welche sie wie Leuchtkugeln funkelnd in die Höhe zu werfen liebte, obschon sie wußte, daß sie unhaltbar wären und leicht in Nichts zusammenfielen; aber sie glänzten doch für einen Augenblick, und unterhielten sie und auch die Anderen während eines solchen, und das war ihr genug.

Der Abt neigte freundlich sein kluges Haupt.

„Das ist natürlich," entgegnete er, „da Sie die Vorstellung nicht haben, was die Entbehrung des Nothwendigen bedeutet; aber wenn Sie sich mit der Frau Baronin nach dem in der Welt beliebten neuen Grundsatz in die Arbeit theilen, wenn die Frau Mutter dem Nothwendigen begegnet, und Sie das Schöne und Erfreuliche hinzuthun, so wird man

doppelt zu segnen haben, was auf diese Weise geleistet werden kann."

Er ließ es dabei kurz bewenden; das hatte Viktorine nicht erwartet. Es machte sie also verlegen und es war ihr deshalb sehr willkommen, als der Abt ihr sagte, da sie zu erfreuen liebe, wolle er sie daran mahnen, daß er sie singen hören solle. Sie ließ sich dazu nicht erst bitten, sondern erhob sich alsobald und setzte sich an das Instrument.

Es war ein geringes viel benutztes Pianino, indeß sie wußte es gut zu behandeln, so daß man es gerne hören mochte, und nach einigen einleitenden Akkorden intonirte sie das mächtige Adoramus von Palästrina, das vor einigen Tagen auch in der Kirche gesungen worden war.

Der Abt belobte sie, als sie es beendet hatte. Er verstand Musik zu würdigen, er hatte auf seinen Reisen die Meisterwerke der geistlichen Musik in vollendeten Ausführungen kennen lernen, und es gefiel ihm, sich als Kenner zeigen zu dürfen. Das machte Viktorinen Lust, zu singen. Sie trug, da der Abt sie dazu aufforderte, ihm noch das alte Et incarnatus est von Josquin de Près aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und endlich den aus dem achten Jahrhunderte

stammenden Lobgesang auf Rom, das herrliche: O Roma nobilis vor, das der Abt nicht kannte, und das einen lebhaften Eindruck auf ihn machte.

Sie erbot sich bereitwillig, es für ihn aufzuschreiben.

„Von der schönen Tenorstimme gesungen," sagte sie, „die wir in Ihrer Kirche alltäglich neu bewundern, muß das Lied noch eine ganz andere Wirkung machen als von der meinen; denn der getragene Gesang ist eigentlich nicht meine Stärke. Hätte ich mehr an die Befriedigung meiner Eitelkeit als an den vermuthlichen Geschmack von Hochwürden gedacht, so hätte ich um die Erlaubniß gebeten, Ihnen ein paar der Volksliederchen vorsingen zu dürfen, mit denen ich den Herrn Bischof bisweilen während unseres gemeinsamen Badeaufenthaltes erheitern durfte."

Der Abt bat sie ganz nach ihrer Wahl und Neigung zu verfahren. Er hatte Vergnügen an dem ihm fremd gewordenen Verkehr mit Frauen aus der sogenannten schönen Welt, er mochte sich auch nicht strenger und abgeschlossener zeigen, als der Bischof es gethan hatte, und die italienischen und französischen Volkslieder glitten so leicht und spielend von der schönen Sängerin frischen vollen Lippen, daß er keinen An-

stoß daran nahm, als Viktorine endlich die Melodie von der träumerischen Biondina anstimmte, und ihm ihr

La biondina in gondoleta
L'altra sera gh'o menà;
Dal piacer la povereta
La j'a imbota indormenzà.
La dormiva susto brazzo
Mi ogni tanto la svegiava
Ma la barca che ninava
La tornava a indormenzar.

in sanft gezogenem, weicher und weicher hinschmelzendem Tone von Anfang bis zu Ende vortrug.

Sie stand dann auf, während ihr siegesfroher Blick die Mutter flüchtig suchte. Der Abt hatte sich offenbar an dem Gesange erfreut, und sich überhaupt die Stunde hindurch bei den Frauen sehr wohl unterhalten.

Als er sich dann erhob, ihnen Lebewohl zu sagen, sprach er dabei die Hoffnung aus, daß die Colonnade, zu welcher das Kloster dem Doktor auf der Frau Baronin Wunsch den nöthigen Grund und Boden verpachtet habe, den beiden Frauen gute Dienste leisten möge, die wiederzusehen, ehe sie das Thal verließen, er in jedem Falle noch gedenke.

„Und ich darf Hochwürden meine Abschrift senden?“ fragte Viktorine.

„Sie soll in unserer Bibliothek willkommen sein,“ versicherte der Abt, „denn die geübteren unter den musikalischen Zöglingen unserer Anstalt werden die herrliche Hymne gewiß mit Nutzen und mit Dank studiren.“

Die beiden Frauen folgten dem Abte, ehrerbietig wie sie ihn empfangen hatten, auch bis hinab an des Hauses Ausgang, wo die Wirthin und ihre Kinder ihn erwarteten. Der Doktor aber erbat und erhielt vom Abte die Erlaubniß, ihm bis in das Kloster das Geleit zu geben.

Neunzehntes Capitel.

Der Besuch des Abtes in dem Kurhause war ein wichtiges Ereigniß. Niemand konnte sich entsinnen, daß ein Abt des Klosters sich zu einem solchen Schritte je herbeigelassen, und man hatte von dem bevorstehenden Ereigniß also den ganzen Morgen hindurch überall gesprochen. Wer, wie die Kinder, von seinem Hause fort, und von der Arbeit eben abkommen konnte, hatte sich aufgemacht, zu sehen, wie der Abt das neue Pensionat des Doktors durch seine Gegenwart beehren, und wie lange er bei den fremden Frauen bleiben würde, die dadurch in den Augen der Gemeinde eine noch viel höhere Bedeutung erhielten.

Drüben, auf den Baumstämmen, die zum Aufarbeiten für den Bedarf des Winters vor dem Hause lagen, hatten sich ein paar alte Frauen mit ihren

Strickzeugen förmlich niedergelassen, um [illegible] wo möglich ihren Handkuß anzubringen und den Seg[en] des Abtes zu erlangen, wenn er das Haus verlassen [illegible] würde; und als dann Viktorinens Gesang erklungen, waren die Leute herbeigekommen, ihn zu hören.

So hatte sich wieder einmal ein [illegible] von fern vor dem Hause versammelt, und die S[illegible] an der ihrem Spaziergang heimkehrend, dies scho[illegible] dorten erblickt, hatten ihren Führer angelegen, mit ih[illegible] Pension vorbeizugehen, um zu sehen, was [illegible] gäbe. Die eine Klasse war nach kurzem Ste[illegible] bereits von dannen gegangen und in den [illegible] Klosterhof hinein gezogen, als Benedikt mit seinen [illegible] die Nähe des Hauses kam, in welchem man [illegible] noch vermuthen konnte, und neugierig wie die [illegible] selber, ließ er einen Halt machen, als er Vi[ktorinens] Gesang herniederschallen hörte.

Benedikt horchte hoch auf. Er hatte niemals einen andern Gesang gehört, als den der Männer- und Knabenstimmen in seinem Kloster, oder die Volkslieder, die aus den rohen Kehlen der Burschen und Mädchen des Dorfes gelegentlich bis in die stillen Zellen hineingedrungen waren. Die Töne aber, die er jetzt vernahm, die waren etwas Anderes, [illegible] waren

Etwas, wovon er die Vorstellung noch nicht gehabt hatte, bis zu dieser Stunde.

Eine ihm ganz neue Empfindung, für deren Ausdruck er nicht Worte hatte, durchströmte sein ganzes Wesen, als die süßen wollüstigen Klänge der venezianischen Barcarole von Viktorinens voller, kunstgeübter Stimme, meisterhaft vorgetragen, sein Ohr berührten. Er verstand die Worte nicht, aber die Melodie und mehr noch ein unbestimmtes Etwas in der Stimme, machten ihm das Herz erbeben, und bemächtigten sich seiner mit unwiderstehlicher Gewalt. Er mußte tief aufathmen, um nicht zu weinen vor Angst, vor Freude. Er hätte so stehen bleiben und diese Stimme hören mögen fort und fort, und doch trieb es ihn von dannen, und er wußte, daß er hier nicht weilen könne, nicht einmal weilen dürfe.

Es kostete ihn eine Ueberwindung, als er den Knaben, die gleichfalls noch zu bleiben wünschten, das Zeichen zum Aufbruch geben mußte; aber er hatte sich mit ihnen schon entfernt und der Gesang war auch bereits verstummt, als sein starkes musikalisches Gedächtniß unwillkürlich noch die träumerisch süßen Klänge wiederholte, als er noch immer den Ton jener Stimme in der eignen Brust nachzittern fühlte.

Er war zerstreut bei seiner Arbeit, er fand die gewohnte Sammlung auch nicht in der Kirche wieder, als die Mönche sich zum Abendgottesdienste in dem Chor versammelten. Fremde, weiche Melodien wollten sich vordrängen durch die altgewohnten strengen Weisen; und erst als er selber an der Orgel saß, kam Stille und ernste Andacht über ihn, daß er Einkehr halten konnte in sich selbst, und sich emporschwingen konnte zu der Vorstellung, mit solchen Stimmen wie diejenige, welche er heute vernommen habe, werde einst im Himmel lobgesungen werden vor dem Herrn von den Geistern der Seligen, wenn die Erdenschwere sie nicht mehr belaste.

Während dessen saß Viktorine an dem Theetisch ihrer Mutter, an welchem der Doktor seinen Platz wie immer eingenommen hatte.

Sie war, wie sie es nannte, im höchsten Grade von den ausgezeichneten Manieren des Abtes angethan. Sie behauptete, sich förmlich geehrt und geschmeichelt zu fühlen durch den Antheil, den er ihr erwiesen, durch den Beifall, welchen er ihr gezollt habe; „und,“ setzte sie hinzu, „wenn ich nur wüßte, nach welcher Seite hinaus seine Zimmer gelegen sind, so wollte ich als Bänkelsängerin dann und wann an

seinen Fenstern vorüberziehen, und ihn mit noch weit besseren und fröhlicherern Liedern unterhalten, als denjenigen, die ich ihm heute vorgesungen habe."

„Scherze nicht," warnte die Mutter, „und mißbrauche nicht die Nachsicht und Duldsamkeit, welche der hohe geistliche Herr Dir heute bewiesen hat."

„Nachsicht? Duldsamkeit?" rief Viktorine, die jeder Einwand sofort zum Widerspruch reizte. „Wer hindert denn das Volk, oder wer hindert die italienischen Drehorgelspieler, wenn sie vor den Mauern des Klosters vorüber wandern, ihre lustigsten Lieder abzusingen? Und wenn meine lustigen Lieder die frommen Brüder sehnsüchtig machen nach der Lebenslust der Gottlosen — nun, um so besser! Sie gewinnen dann doch eine Gelegenheit, sich in der Selbstüberwindung zu erproben, einer Versuchung zu widerstehen, ihre Tugend an der Verlockung zur Sünde zu üben, und sich mit dem erhebenden Bewußtsein zur Ruhe zu legen, daß sie besser sind als wir, daß sie nicht sind wie Unsereiner!"

Die Baronin fand sich der Tochter gegenüber ein für alle Mal waffenlos. Ihre Versuche, sie zurecht zu weisen, waren eben nur Scheingefechte, mit denen sie sich und dem sogenannten Anstande ein schwaches

Genüge zu thun für nöthig hielt; denn von dem unvergleichlichen Geiste ihrer Viktorine und von deren Unwiderstehlichkeit ein für alle Mal überzeugt, blieb ihr nach dem Anlauf, den sie wagte, doch niemals etwas Anderes übrig, als die erneuerte Bewunderung ihrer Tochter, und die Aussicht auf die Freude, welche die Wiederholung von Viktorinens Worten dem Vater in dem nächsten Briefe machen werde.

Anders jedoch verhielt sich's mit dem jungen Arzte. Viktorine gefiel ihm immer weniger, je öfter er sie sah. In demselben Grade aber, in welchem das Wohlgefallen nachließ, das ihn anfangs zu ihr gezogen hatte, nahm das Verlangen zu, diese ihm völlig fremde Erscheinung kennen und verstehen zu lernen. Er wollte wissen, was sie beabsichtigte, er konnte nicht begreifen, was ihr an der Bewunderung eines bejahrten Klostergeistlichen gelegen sein, oder welchen Werth es für sie haben könne, einem jungen Mönche zu begegnen, der gar Nichts gemein hatte mit der Welt, die sie die ihre nannte; und er sprach es ihr im Beisein ihrer Mutter unumwunden aus, wie die Erklärungen, welche sie ihm neulich über ihr Verhalten gegeben habe, ihm dasselbe keineswegs verständlich gemacht hätten.

Sie sah ihn an und schüttelte erstaunt den Kopf.

„Ich weiß nicht, Doktor!" sagte sie, „wie Sie es angefangen haben, Ihre Studien zu absolviren und alle die Lehren Ihrer Professoren in sich aufzunehmen, wenn Sie so schwer verstehen und begreifen und glauben wollen, was ich Ihnen nun doch schon zu verschiedenen Malen klar und deutlich ausgesprochen habe. Aber Ihr gelehrten Herren müßt Alles erst in eine Formel bringen, um es Euch anzueignen. Nun denn: Da haben Sie also die Formel kurz und klar und einfach, daß Sie sie gar nicht mißverstehen können: ich bin eine herzlose Kokette! — Verstehen Sie mich jetzt, und wissen Sie, was das bedeutet? Oder soll ich's Ihnen erst beschwören, daß ich nicht leben kann, ohne Eroberungen zu machen? Ich habe es auf Ihre Eroberung, auf die Eroberung des Abtes angelegt, und will mit eignen Augen sehen, wie sich ein Naturkind in einer Benediktinerkutte gegenüber einer herzlosen Kokette ausnimmt! — Ich bin so etwas wie ein weiblicher Vampyr, wie eine Sphinx oder eine Loreley. — Nur daß ich mich nicht gleich vom Felsen stürze, wenn man das Räthsel löst, und auch überhaupt nicht verlange, daß man sich vom Felsen stürzt um meinetwillen! — Verstehen Sie mich jetzt?

und sind Sie jetzt im Klaren mit mir und über mich und über meine spukhafte Verderblichkeit?

Sie lachte dabei mit ihrem übermüthigen Lachen, so daß der Mutter erneute Abmahnung davor in Nichts zusammenfiel, und der Doktor es unmöglich fand, ihren Worten irgend eine ernsthafte Bedeutung beizulegen. Einer Frau wie Viktorine gegenüber war er selber ein Naturkind, und völlig unfähig, sich in einen Charakter hineinzudenken, dem das Wagniß einen Genuß gewährte, je dreister und bedenklicher es war, und der eine Befriedigung darin empfand, durch dies dreiste Wagen zu blenden und zu täuschen.

Sprudelnder vor ausgelassener Laune und liebreizender als in dieser Stunde, hatte sie der Doktor nie gesehen. Es verdroß ihn freilich, daß sie ihn immerfort verspottete, daß sie ihm anrieth, vor ihr auf seiner Hut zu sein, daß sie ihn allen Ernstes fragte, ob er es denn nicht merke, wie sie just heute darauf ausgehe, ihn durch ihren falschen Freimuth sicher zu machen, um ihn zu bezaubern. Er konnte ihr heute weniger als jemals zürnen, und wider seinen Willen blieb er weit über die gewohnte Stunde in den Zimmern der Baronin.

Als er sich dann entfernen wollte, reichte Viktorine

ihm die Hand, und sie ihm treuherzig schüttelnd sprach sie: „Geben Sie sich nur zufrieden, Sie sind mir nun einmal verfallen und ich lasse Sie nicht wieder los. Aber warnen Sie der Sicherheit wegen immerhin den Pater Benedikt. Ich schreibe die alte römische Hymne für den Herrn Abt auf, und sie soll gesungen werden von den Klosterschülern. Daß ihm oder seinen Schülern nur kein Schaden dadurch geschieht!"

„Verlassen Sie sich darauf, daß ich es thue!" entgegnete ihr der Doktor mit einer Art von Schrecken und sehr ernsthaft.

„Aber thun Sie es bald!" scherzte Viktorine „ich komme Ihnen sonst zuvor!"

Zwanzigstes Capitel.

Es war ein herrlicher Morgen, der dem Abend folgte. Alles glänzte, Alles funkelte in der Natur. Die Sonne und die Luft, der Schnee auf den Gipfeln des Gebirges und die Gletscher unterhalb des Schnees, die in wechselndem Farbenspiele leuchteten, je nachdem der Sonnenschein sie traf. Die wallenden Wassermassen, die hier und dort herniederschossen, schimmerten wie flüssiges Silber. Der Thau, der noch von den Aesten der Bäume hernieder tropfte, glitzerte in buntem Scheine, und an den Büschen und auf dem vollen Gras der Wiesen, blinkte und strahlte es, als wäre ein Diamantenregen auf das Thal herab gefallen. Kein Lufthauch regte sich, kein Schall, kein Laut.

Die Stille war überwältigend, als Viktorine aus dem Garten in die Wiesen ging. Sie hatte das helle

Morgenkleid ein Wenig aufgeschürzt, sich das Fortkommen zu erleichtern, ein feuerrother Shawl hing über ihrem Arm, ihr Skizzenbuch trug sie in der Hand.

An dem Steg, der über den Mühlbach führte, blieb sie stehen. Die Erhabenheit der Natur überwältigte sie. Sie hielt sich an der leichten Lehne und sah dem Verstäuben des Wassers zu, wie es von dem breitgezahnten Rade der Klostermühle niederträufte, und dann wieder in Eins gesammelt, rasch hinabschoß durch das Thal, und weit und weiter bis hinunter in den See.

„Glänzen! schimmern! verstäuben und unterschiedslos verschwinden in dem Unerfaßbaren, das man als das All bezeichnet!" sagte sie unwillkürlich zu sich selbst, und es flog ein Schatten über ihre Züge. Aber im nächsten Augenblick hob sie ihr Skizzenbuch empor und schrieb stehenden Fußes den Gedanken, wie er ihr gekommen war, in dem Buche nieder; denn er gefiel ihr, und sie wußte Jemand, dem er besser noch gefallen sollte, wenn er ihn in einem Briefe von ihrer Handschrift lesen würde.

Sie folgte dem Lauf des Wassers bis zu der Stelle, da der Weg emporstieg in's Gehölz. Es wehte

ihr aus den Büschen frisch und kühl entgegen, und so leichten Fußes sie auch war, konnte sie nur langsam steigen, denn der Pfad war noch vom Thau getränkt und glatt.

Eine Viertelstunde und darüber mochte sie so gegangen sein, als es heller in dem dichten Holze wurde. Breite Sonnenstrahlen fielen durch die Zweige, goldiges Licht lagerte sich auf den altbemoosten Steinen. Die Eidechsen schlüpften, sich zu sonnen, schnell hervor, die Käfer erhoben sich, die trocken gewordenen Flügel regend, und aus dem Tannendickicht, das über dem Laubgebüsch die Klostermatte einschloß, quoll warmer Harzgeruch balsamisch auf.

Das Licht war blendend, als sie aus dem Holz heraustrat, blendend selbst für Viktorinens Auge. Sie mußte es flüchtig mit der Hand bedecken. Als sie dann um sich schaute, sah sie den Pater Benediktus vor sich.

Er saß lesend auf einer der beiden Bänke, welche da oben aus rohen Stämmen aufgerichtet waren. Sein Hut lag neben ihm, das Sonnenlicht wob durch die Aeste der beiden großen Lärchenbäume hellen Schimmer um sein jugendliches Haupt.

Als er Viktorine gewahrte, erhob er sich. — „Bleiben Sie! Bleiben Sie ganz ruhig, Pater Bene-

dikt!" rief sie, indem sie mit freundlichem Gruße rasch, wie es ihre Weise war, an ihn herantrat. „Ich gehe augenblicklich fort! Ich will Sie nicht in Ihrer Andacht stören!"

Er hatte sein Buch zugeschlagen und den Hut zur Hand genommen. „Auch meines Verweilens ist hier nicht mehr lange," entgegnete er. „Der Unterricht beginnt um die siebente Stunde, ich muß hinab in meine Klasse."

„Und Sie gehen alle Morgen auf diese Matte, sich im Gebete hier zu sammeln?" fragte Viktorine.

Es fiel ihm nicht auf, daß sie sich von seiner Gewohnheit unterrichtet zeigte, und nur dem letzten Theile ihrer Frage begegnend, versetzte er: „Ich glaube, sich zu sammeln ist dies nicht der Ort. Selbst zum Lesen ist's hier oben fast zu schön!"

Die einfachen Worte überraschten sie, denn der Ausdruck seiner Mienen, der Ton seiner Stimme gaben ihnen eine besondere Bedeutung trotz der Zurückhaltung, welche die klösterliche Zucht ihm angeeignet hatte. Viktorine fand ihn schöner noch, als er ihr bisher erschienen war, und auch das schüchterne Wohlgefallen entging ihr nicht, mit welchem er an ihrem Antlitz hing.

„Wie verschieden man empfindet!“ bemerkte sie, indem sie ihre Augen auf ihn ruhen ließ. „Mich macht das Betrachten dieser herrlichen Natur zu frohem Dank geneigt, und weil Alles um mich her so schön und so erhaben ist, frage ich mich hier weit eher als sonst irgendwo: Bist du in Harmonie mit so viel Schönheit? Bist du werth, sie zu genießen? — Das aber dünkt mich, das ist Andacht, ist Gebet und Gottesdienst!“

„Für Sie kann das wohl sein!“ versetzte er. „Sie kennen die Welt, welche jenseits dieser Berge liegt; ich aber —“ er brach mit einem Seufzer ab.

„Nun Sie?“ fragte Viktorine.

„Ich kenne Nichts als dieses Thal und diese Berge! Ich bin zudem an jedem Tage hier!“ gab er ihr zur Antwort.

„Und was fesselt Sie denn gerade an die Klostermatte?“ fragte sie.

Er sah sie an, als verstehe er nicht, was sie mit dieser Frage wolle. Er hatte sich gegen den Stamm des Baumes gelehnt und die Arme in einander geschlagen. Die Stellung war ebenso natürlich als anmuthig; Viktorine, die sich auf der Bank niedergelassen, hatte Freude an seinem Anblick.

„Ich meine,“ wiederholte sie, „
hier oben muß Ihnen doch erwünscht s
ihn immer wieder suchen.“

„Ich gehe hierher,“ sagte er mit tr
„wie ich mich bisweilen niedersetze an
ohne recht zu wissen, was ich will!“

„So sind Sie vermuthlich gewohnt, wie eine Künstlerseele am Instrument zu phantasiren, und geneigt zu träumen und zu schwärmen in der Einsamkeit und Stille der Natur!“ bemerkte sie.

Er blieb ihr die Antwort darauf schuldig; aber das Roth, das seine Wangen färbte, und der erstaunte Blick, mit welchem er sich zu ihr wendete, zeigten ihr, daß sie ihn errathen habe.

„Ich habe Sie gestern singen hören!“ sagte er dann plötzlich, und hielt wieder inne.

„Und ich bin hier hinaufgekommen, um hier im Freien einen Hymnus aufzuschreiben, den ich gestern dem Hochwürdigen Herrn vorgesungen habe, einen Lobgesang auf Rom, den er von Ihren Schülern singen lassen will. Kennen Sie ihn vielleicht schon?“

Er verneinte dies. „So will ich Ihnen gleich die erste Strophe singen,“ sagte sie und mit Klarheit

die Töne einsetzend, trug sie ihm den Anfang des altehrwürdigen Gesanges vor:

O Roma nobilis
Orbis et domina,
Cunctarum urbium
Excellentissima;
Roseo martyrum
Sanguine rubea,
Albis et virginum
Liliis candida.
Salutem dicimus
Tibi per omnia!
Te benedicimus
Salve per saecula!

Sie ließ das mächtige **salve per saecula!** in lang getragenen Tönen voll und gewichtig ausklingen, und sie selber fühlte sich davon ergriffen. Die Musik erschien ihr in der tiefen Einsamkeit bedeutender, ihre Stimme gewaltiger, der Klang der lateinischen Sprache prächtiger, und die anbetenden Segensworte, die ein Jahrtausend überdauert hatten, ehrwürdiger als je zuvor.

Der junge Mönch stand regungslos vor ihr, die Hände wie zum Gebet gefaltet, das Auge im Entzücken an die Sängerin gebannt. Er hielt sich nur mit Mühe, daß er nicht vor ihr niederkniete. Seine

Erschütterung rührte Viktorine und schmeichelte ihr zugleich.

„Nicht wahr!“ sagte sie, als der letzte Ton verhallt war, „das lohnt des [illegible] Aufbewahrens, das ist groß!“

„Waren Sie in Rom?“ f[illegible] [illegible] einem Traum erwachend.

„Ja! zu verschiedenen Malen,“ entgegnete sie [illegible] aus ihm. „Und jedes Mal, wenn am fernen Horizonte vor meinem Auge die Kuppel der ge[illegible] ihrer Majestät erhob, habe ich der [illegible] von Menschen gedacht, die durch die weite Fläche der Campagna pilgernd, bei dem gleichen Anblick das te benedicimus, salve per saecula! mit begeisterter Inbrunst ausgerufen haben. — Sie müssen sehen auch nach Rom zu kommen, Pater Benedikt, schon als Musiker und Sänger!“

„Wenn ich wollen dürfte!“ stieß er hervor und drängte zurück, was ihm noch auf der Lippe schwebte. Aber diese wenigen Minuten hatten wie ein urplötzlich hereingebrochener Orkan seine Seele aufgeregt. Wie mühsam er sich zu beherrschen strebte, er vermochte den Strom seiner Gedanken und Empfindungen in [illegible]

dem Augenblicke nicht einzudämmen in die ihm eng und strenggezogene Schranke; und wider seine Absicht fortgerissen, sagte er: „Ich habe dieses Thales Grenze nur ein einzig Mal, nur als Knabe für wenig Stunden überschritten, und ob ich es in der Zukunft je einmal verlassen werde, ob ich jemals hinauskommen werde aus dem engen Kreise, den diese Berge und unseres Klosters Mauern meinem Blicke ziehen, darüber zu entscheiden hab' ich nicht."

„Aber Ihr Wünschen würde man vielleicht beachten!" fiel sie ihm ein, weil die Leidenschaft in seiner Stimme ihre Theilnahme erweckte.

„Mein Wünschen?" wiederholte er, und hielt wie vor sich selbst erschrocken auf das Neue inne. — Seine Selbstbeherrschung machte Viktorine betroffen, sie wußte nicht gleich, was sie ihm sagen sollte, und ihr Schweigen gab dem Aufgeregten seine Fassung und die ihm angewöhnte Haltung wieder.

„Ich habe nicht zu wünschen," sagte er mit erlernter Gemessenheit, „ich habe zu vertrauen in des Herrn allweise Güte und meinen Oberen zu gehorchen. Was sein Wille, was ihr Befehl mir zuerkennt, das habe ich zu thun und zu segnen!"

Sein Auge senkte sich, wie er die Worte sprach;

der helle Glanz der Jugend, der emporgeflammt war in seinem schönen Antlitz, war plötzlich wie erloschen, und sich flüchtig vor ihr neigend, sagte er ihr, der gesellschaftlichen Form nur wenig kundig, ein kurzes Lebewohl.

Sie sah ihm nach, wie er mit raschem Schritte die Höhe niederstieg, bis er endlich in des Klosters Mauern ihrem Blick entschwand.

„Der Schritt ist viel zu rasch und stolz für einen Klosterbruder; und zum Entsagen ist der nicht gemacht!" sagte sie zu sich selbst. — Dann setzte sie sich nieder, nahm aus ihrem Skizzenbuche ein Notenblatt hervor und brachte, ihn leise singend, den alten Hymnus zu Papier.

Ende des ersten Bandes.

Benedikt

von

Fanny Lewald.

Zweiter Theil.

Berlin, 1874.
Druck und Verlag von Otto Janke.

der helle Glanz der Jugend, der empor[illegible] in seinem schönen Antlitz, war plötzlich wie erloschen, und sich flüchtig vor ihr neigend, sagte er ihr, der gesellschaftlichen Form nur wenig kundig, ein kurzes Lebewohl.

Sie sah ihm nach, wie er mit raschem Schritte die Höhe niederstieg, bis er endlich in des Klosters Mauern ihrem Blick entschwand.

„Der Schritt ist viel zu rasch und stolz für einen Klosterbruder; und zum Entsagen ist der nicht gemacht!" sagte sie zu sich selbst. — Dann setzte sie sich nieder, nahm aus ihrem Skizzenbuche ein Notenblatt hervor und brachte, ihn leise singend, den alten Hymnus zu Papier.

Ende des ersten Bandes.

Benedikt

von

Fanny Lewald.

Zweiter Theil.

Berlin, 1874.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

und meinte dann: „Unser Koch ist berühmt für seine Chokoladen — er ist überhaupt berühmt — der beste Koch der Stadt! Ich halte darauf, nicht um meinetwillen,“ setzte sie hinzu. „Sie sehen ja, ich verlange wenig, ich genieße auch nicht viel — aber es paßt sich so! — Wissen Sie, es kommt uns so zu, und es muß auch so sein. Viktorinchen hat Recht darin, es muß Alles harmoniren, Alles!“

Die Wirthin sagte, das sei gewiß sehr richtig und es verstehe sich ja von selbst, daß man sich das Be schaffe, wenn man es bezahlen könne.

„Es ist nicht um den Genuß!“ fing die Baronin wieder an, „es ist nur um den Anstand! — Aber setzen Sie sich doch!“ schaltete sie plötzlich ein — „setzen Sie sich, es ist ja weiter Niemand hier und wirklich, ich habe Sie sehr gern.“

Die Wirthin nannte das eine große Ehre für sich und ließ sich, da sie gerade Besseres nicht zu thun hatte, bei ihrem Gaste mit der Bemerkung nieder, ein Weilchen könne sie schon bleiben.

„Wirklich! ich bewundere Ihre Thätigkeit!“ versicherte die Baronin. „Wenn ich es mir so bedenke, daß Sie früh den Mann verloren und Alles selbst in die Hand genommen, und die Kinder erzogen, und

„Man sollte doch denken,“ meinte die Wirthin, „wenn man das Fräulein sieht, daß ihm zu seinem Glücke gar Nichts fehle.“

„Heute nicht — und morgen nicht!“ seufzte die Mutter, indem sie die Augenbrauen mit sehr sprechendem Ausdruck in die Höhe zog — „aber — ich würde das nicht Jedem sagen, indeß vor Ihnen thut es Nichts, Viktorinchen ist bald dreißig Jahre — und dreißig Jahre, das ist ein Abschnitt, selbst für ein Mädchen, dem man es nicht ansieht, und daß unsere Tochter eines reichen, eines — warum soll ich das nicht sagen? — eines sehr reichen Mannes, vornehmer Leute, eines großen Hauses Kind ist. — Gott hat uns mit Hab und Gut gesegnet und sie ist unser einzig Kind!“

„Da hat sie also nur zu wählen,“ sagte die Wirthin, „wenn sie sich verändern will.“

„Das hat sie! und das hat sie ja gehabt, seit sie uns herangewachsen ist! Die größten Partien! Junge schöne Männer von den ersten Häusern in ganz Deutschland und aus Frankreich. Sie hätte Alles haben können! einen Fould! einen Pereyre! einen Rothschild! denken Sie sich!“ sagte die Baronin, des höchsten Erstaunens der Wirthin mit Sicherheit gewärtig.

Die aber mußte mit jenen Namen offenbar die richtige Vorstellung doch nicht verbinden, denn sie sagte einfach: „Sie haben ihr also wahrscheinlich nicht gefallen, und sie will warten, bis der Rechte kommt! Da thut sie wohl daran!“

„Wohl! wohl!“ erwiderte die Mutter, „was heißt wohl? Es waren Millionaire, große Namen! Sie hätte ein Haus, ein großes Haus, ein erstes Haus machen können, wo sie gewollt hätte! Aber sie wollte keine Convenienz-Partie — sie wollte eine Liebes-Heirath. Gut! Sie konnte das auch haben! Alles haben! Es kamen Cavaliere aus alten Familien, Männer vom Hofe! — Hät sie sie genommen? — Sie wollen mein Geld! hat sie gesagt und hat den Einen fortgeschickt und den Andern fortgeschickt —“

„Es wird nicht der Letzte gewesen sein!“ tröstete die Wirthin.

„Gewiß nicht! Viktorinchen ist ja heut noch reizend! Haben Sie's nicht gesehen, der Herr Abt war auch von ihr bezaubert, bezaubert sag' ich Ihnen! Und selbst der ernste Pater Theophilus kann seine strenge Miene nicht behalten, sowie sie ihn nur anlacht! Sie hätten sehen sollen, wie der Bischof ihr gehuldigt hat in diesem Sommer. Er und sein Neffe,

der schöne Graf Stefano — alter, gar alter Adel! römischer Adel — und ein Mann! Sie machen sich keine Idee von ihm! — Wie gern hätte der Bischof es gehabt! und ich — wie gern!“

„Und das Fräulein hat auch diesen nicht gemocht?“ fragte die Wirthin. „So hat es vielleicht heimlich einen Andern im Sinn?“

„Gott bewahre! Gott bewahre! Freilich im Sinne hat Viktorinchen immer Etwas, denn ich glaube, sie hat eine wunderbare Phantasie; und hätte unser Herrgott uns nicht so mit Hab und Gut gesegnet, daß sie's Gottlob nicht nöthig hat, so hätte sie etwas Großes werden können: eine Malerin, eine Dichterin, eine große Sängerin; denn sie kann Alles, was sie will. Es ist ihr Alles nur ein Spiel und was ihr gerade in den Sinn kommt, das ist ihr in dem Augenblicke Alles. Jetzt hat sie hier nur das Thal und das Kloster und den Abt und den jungen Menschen — den Mönch — wie heißt er nur? im Sinne, — aber,“ — sie bog sich vertraulich zu der Wirthin hinüber und sagte: „Sie sind doch auch Mutter und wenn Ihre Verhältnisse auch nur klein sind, werden Sie mich doch verstehen! — Könnten Sie nur vielleicht hier oben, in einem der Nachbarhöfer ein

Quartier ausfinden — ein anständiges Quartier? — Sie verstehen mich doch?"

Die Wirthin mußte bedauernd und sich entschuldigend erklären, daß sie leider die Absicht der Baronin nicht errathe.

„Nicht? — Merkwürdig! und Sie sind doch eine sehr gescheidte Frau! Sehen Sie," fuhr sie fort, indem sie näher an die Aufhorchende heranrückte und sich vorsichtig umsah, ob Niemand in der Nähe sei, — „es kommt Alles auf die Fassung an — auf die rechte Fassung, meine ich — bei Juwelen und auch sonst! — Und der Graf ist ein Mann, wie man keinen Andern findet. Solch einen Solitair muß man für sich selber, ohne alle Fassung glänzen lassen! Das habe ich meinem Manne, hat mein Mann auch dem Herrn Bischof gleich geschrieben, als wir uns hier niedergelassen hatten — und er ist dazu bereit!"

„Wer? Wozu?" fragte die Wirthin, der die Baronin immer unverständlicher wurde, je behutsamer dieselbe sich auszudrücken strebte.

„Der Graf!" sagte diese endlich. „Er ist Oberst in der Nobelgarde Seiner Heiligkeit, er kann nicht immer, wie er möchte, von dem Dienste fort. Aber er wird herkommen in fünf, sechs Wochen, wenn meine Kur

beendet ist. Hier oben, wenn Viktorinchen keine andere Zerstreuungen hat, wenn sie sich nur die Zeit nimmt, ihn kennen zu lernen — wenn sie sehen wird, daß er sich nicht hat abschrecken lassen — daß er beharrlich ist! Und stellen Sie sich vor, ein leiblicher Großneffe Seiner Heiligkeit! — ein leiblicher Großneffe! — Wenn ich das erlebte! — Sie können sich's nicht denken! — Welchen Palast sie wollten, würde mein Mann ihnen kaufen in Rom! welchen sie nur wollten!“

Nun endlich wußte die Wirthin doch, worauf es abgesehen war, und sie versprach, für das Nöthige zu sorgen, wobei die Baronin es ihr denn zur heiligen Pflicht machte, von der Sache weder dem Doktor noch der Tochter das Geringste zu offenbaren; vor Allem aber keine Andeutung fallen zu lassen, welche Viktorinen es kund geben könnte, daß ihre Eltern irgend wie im Bunde mit dem Grafen wären. „Sie hat so ein poetisches Gemüth! sie ist so romantisch!“ sagte sie, „ein Naturkind in der großen Welt! ein Wunder für uns selbst! Alle Leute, die sie kennen, sagen es, es ist nicht zu glauben, wie sie ist!“

Sie hatte die letzten Worte noch nicht vollendet, als Viktorine in das Zimmer eintrat. „Von wem

ist die Rede? wer ist die Unglaubliche?" fragte sie, indem sie mit ihren schönen Augen heiter um sich blickte.

Ein süßliches Lächeln glänzte auf der Mutter Antlitz. „Wer sonst als Du mein Herz! Sehen Sie, wie sie aussieht! — Wie das Leben! Gott sei Dank!"

„Ach so!" rief Viktorine, und sich zu der Wirthin wendend, versetzte sie mit einem dreisten Spotte, der ihr aber wohl anstand: „Ich fürchte, Sie werden mich bald so satt haben, als ich mich selbst. Es giebt ja gar nichts Vernichtenderes für das Wohlgefallen, für das der Anderen wie für das eigene, als wenn man sich von Kindheit auf, an jedem Tage immer wieder als ein Wunder aufgetischt wird! Ich bin mir zum Ueberdruß dadurch geworden, und Jeder, der mich zu bewundern vorgiebt, ist mir's ebenso!"

„Viktorinchen!" tadelte die Mutter.

„Kann ich's ändern?" entgegnete die Tochter. „Ich suche ja seit Jahren einen Menschen, der mich nicht mag, und der mich meidet, um —"

„Um was zu thun, mein Engel?" fragte die Baronin.

„Um endlich einmal Etwas zu haben, was mir

nicht angeboten wird; was ich mühsam wie erringen muß: und um mich aus reinem zum Zeitvertreib, in eine Leidenschaft für ihn betheuerte Viktorine, während sie in bester die Gallerie hinausging.

Die Wirthin machte ein bedenkliches schlichter gesunder Verstand errieth die schlim welche sich hinter diesem übermüthigen Sch Sie dankte ihrem Schöpfer, daß der Do Braut von Herzen eigen war; aber sie wa davon entfernt, zu ahnen, wie rückhaltlos si in den Worten preisgegeben hatte.

Schon zwei Tage hintereinander war sie Morgens hinaufgestiegen nach der Klostermatte, ohne dort, wie sie es erwartet hatte, dem jungen Mönche wieder zu begegnen. Das beschäftigte sie und machte sie ungeduldig. Hielt man ihn ab, seinen gewohnten Morgengang zu machen? Hatte er freiwillig darauf verzichtet? und weshalb das Eine? oder weshalb das Andere? Wußte man im Kloster, daß sie ihn allein gesprochen hatte? hatte er es erzählt? gebeichtet? Wich er aus freiem Willen einem erneueten Zusammentreffen aus, weil er sie gefährlich für sich glaubte?

Sie hätte das wissen mögen! — Sie sah ihn

nimmer noch in seiner anbetenden Bewunderung vor sich stehen, die schönen Augen auf sie gerichtet. Mit solcher Inbrunst hatte ihrem Gesange noch nie zuvor ein Mensch gelauscht. Der Ausdruck seiner Mienen, seine Stellung, hatten sich ihr mit großer Deutlichkeit eingeprägt, so deutlich, daß sie meinte, sie wieder geben zu können. Sie hatte es gestern versucht, ihn aus der Erinnerung zu zeichnen, sie versuchte es heut nochmals, es hatte ihr nicht gelingen wollen. Die alten vortrefflichen Maler, die hatten es verstanden, solche unschuldsvolle Anbetung zu malen. Sie vermochte es nicht — und wie sollte sie es auch? So hatte ja noch Niemand vor ihr dagestanden? Solch eine Hingebung konnte nur in dem Schutze von Klostermauern noch gedeihen!

Sie hatte den Hymnus zierlich in das Reine abgeschrieben, den Anfang mit einem schön gemalten Buchstaben verziert; nun sah sie ihre Arbeit noch einmal sorgsam durch, und sandte sie mit einigen verehrungsvollen Zeilen in das Kloster hinüber. Der Diener war vorgelassen worden und brachte ihr des Abtes persönlichen Dank. Er werde den Hymnus sehr bald im Kloster singen lassen, hatte er gesagt.

Das genügte Viktorinen nicht. Sie selber wollte

ihn von Benediktus hören, für dessen Stim[me] sie ihn aufgeschrieben hatte. Am Abend zur Vesper b[egann die] Baronin wie an jedem Tage den ...hen intonire[n], hörte sie ihn die gewohnten Strophen, aber er sa[ng] war der Schluß des Abendsegens seit zwei Tagen schöner noch als sonst. Es schie[n], habe er von ihr gelernt wie man die Töne langsam getragene Verbindung mächtiger ... lassen könne.

Unter dem Portale traf sie mit ... den Schwestern Benedikts zusammen. ... und Baronin hatten ab und zu ein paar Worte mit i[hnen] Frauen gewechselt, heute stellte sie sich ihnen, als sie und draußen auf der breiten Freitreppe der Kirche waren, plötzlich in den Weg.

Sie sagte, die Mutter und sie hätten schon die ganze Woche hindurch einmal die Schwestern in dem Armenhause besuchen wollen, aber wenn man Nichts zu thun habe, theile man seine Zeit nicht ein, und lasse sie ungenutzt verstreichen.

Es war nun zwar von einem Gange nach dem Armenhause zwischen ihr und der Baronin die Rede nie gewesen, indeß die Letztere griff den Gedanken augenblicklich auf. Sie erkundigte sich um die Zahl

der Alten, der Kranken und der Waisen, die man dort zu verpflegen habe; sie hatte solche Fragen, da sie Wohlthaten zu üben gewohnt war, oft gethan, sie und die Tochter zeigten also Einsicht in dasjenige, worauf es in solchen Anstalten vor allem Andern ankam, und das gefiel den frommen Schwestern, gefiel auch Jakobäa, die sich dadurch gegen ihre Weise zum Verweilen bestimmen ließ.

Die Abrede für den Besuch des Armenhauses wurde dann genommen, die Schwestern gingen mit ihrem freundlich bescheidenen Gruße schnell, die versäumten Augenblicke einzuholen, ihrem Hause zu, und wie danach auch Jakobäa sich entfernen wollte, meinte Viktorine, der Sonnenuntergang verspreche heute besonders schön zu werden, sie möchte noch spazieren gehen.

„Doch nicht allein! jetzt, wo die Sonne bald herunter ist!“ meinte die Baronin.

„Frau Jakobäa, nehmen Sie mich mit!“ bat Viktorine, als komme ihr das eben in den Sinn.

„Es thut Ihnen Niemand Etwas!“ sagte Jakobäa, „Sie können hier in Gottes Namen gehen, wann und wo Sie immer wollen.“

„Gewiß,“ entgegnete das Fräulein, „ich bin auch keineswegs ängstlich, nur die Mutter ist's.“

„So kommen Sie!“ sprach Jakobäa.

„Jean soll mich holen kommen,“ sagte Viktori[a] zur Mutter gewendet, „und mir einen Shawl mi[t] bringen, ich werde oben bei Frau Jakobäa auf ih[n] warten.“

Die Mutter rieth der Tochter noch, sich ja nich[t] zu erhitzen oder zu erkälten, und Dies und Jenes zu thun und nicht zu thun, und ging darauf allein die kleine Strecke in die Pension zurück.

Zweites Capitel.

Wie alle Bergbewohner, stieg Frau Jakobäa langsam den Berg hinauf, Viktorine hatte ihren Schritt zu mäßigen, wenn sie an ihrer Seite bleiben wollte. So gingen sie ein Ende schweigend neben einander her. Mit einem Male fragte das Fräulein, ob Jakobäa die Vesper auch zur Winterszeit besuche?

„Alle Tage!“ gab sie ihr zur Antwort, „und die Frühmette ebenso!“

Das Fräulein meinte, in der schlechten Jahreszeit müsse das beschwerlich sein, und bei schlechtem Wetter ganz besonders.

„Man gewöhnt's!“ versetzte darauf die Andere.

„Sie sehen dabei freilich Ihre Töchter und hören Pater Benediktus singen!“ bemerkte das Fräulein, ohne daß Jakobäa eine Antwort darauf gab.

Inzwischen waren sie eine Strecke über das hinausgekommen und Viktorine blieb stehen, hinter dem schroffen Grat des Berges, der das gegen Osten abschloß, plötzlich der Mond empor und der Abendstern zu funkeln anfing, während letzte Streif des Sonnenballes noch im Verschwunden war.

„Welch ein wundervoller Anblick! welch' ei unvergleichliche Farbenpracht!" rief sie unwillkürli aus. —

Jakobäa blieb ebenfalls stehen. „Ja," sagte sie, „schön ist's. Einstmalen hat mich's auch gefreut."

„Und freut Sie's jetzt nicht mehr?"

„Wenn mich grad Einer darauf bringt. Von selber acht' ich nicht darauf!" sagte Jakobäa.

Die ganze furchtbare Vereinsamung der finstern Frau sprach aus diesen ihren Worten, und ohne zu bedenken, was sie damit that, rief Viktorine: „Gewiß! Zum Freuen gehören ihrer Zwei!"

„Was wissen Sie davon! Sie sind ja noch allein!" warf Jakobäa hin, sich an ihr erstes Zusammentreffen mit der Fremden offenbar erinnernd.

„Oh! ich habe doch Eltern, Freunde, liebe Freunde!"

Jakobäa machte mit dem Kopfe eine geringschätzende Bewegung.

„Rechnen Sie das für Nichts?“ fragte Viktorine. Sie erhielt darauf gar keine Antwort, und sie gingen wieder vorwärts.

Plötzlich flog es wie ein Lächeln über Jakobäa's hartes Antlitz. „Kinder muß man sehen,“ sagte sie, „wenn sie zum ersten Male darauf achtsam werden und die Hände ausstrecken, um danach zu langen: nach dem Mond und nach den Sternen, als wär's für sie da! Als könnte man es ihnen geben! Und das Weinen, wenn's nachher doch nicht zu haben ist! wenns ganz ferne ab vorüberzieht! — Es ist die erste Lektion, die sie bekommen, ihre erste Lektion im Verzichten und Verzagen!“

Sie sah wie eine der Sibyllen aus, während sie die Worte, der Hörerin kaum achtend, vor sich hin sprach.

„Es muß hart sein, so wie Sie, alle seine Kinder von sich thun zu müssen,“ bemerkte Viktorine, um zu zeigen, daß sie das Schicksal der Familie kenne, jedoch Jakobäa ging nicht darauf ein.

„Liegen muß ein Jeder, wie ihn der Herrgott bettet!“ entgegnete sie, aber ihr Ton und ihre Mienen zeigten von Ergebung und von Demuth keine Spur.

„Sich so aufrecht zu erhalten wie S
Viele nicht im Stande gewesen sein!“ hu
lein wieder an, um die Unterhaltung
bringen.

„Ich kann's nicht leiden, wenn ma
klagt, und war immer gut bei Kräften!“
ihr Jakobäa kurz und trocken.

„Das sieht man noch an Ihnen u
Ihren Kindern. Vor einigen Tagen habe i
Benediktus kennen lernen!“

„Sie?“ fragte die Mutter plötzlich a
dend. „Sie? Wie kam denn das?“

„Ich traf ihn einen Morgen auf
matte und redete ihn an.“

„Davon hat er mir Nichts gesagt!“
Mutter. Viktorine sagte, er habe wohl
daran gedacht, denn es sei schon ein paar
und dann erkundigte sie sich, ob er oftm
Mutter komme.

„Jetzt häufiger als in früheren Ta
gegnete ihr diese. „Es that ihm wohl
wehe, denn er hing auch an dem Hause;
sollte er nicht? Nun hat er es verschme
zufrieden.“

„Ich hätte meinen einzigen Sohn nicht fortgegeben," behauptete Viktorine mit harter Dreistigkeit.

Jakobäa schreckte auf. Zum ersten Male richteten sich ihre dunkeln Augen fest auf der Fremden Angesicht. — „Und was hätten Sie gethan?"

„Ich wäre mit meinem Kinde auf und davongegangen in die weite Welt."

„Eine Bettlerin?" stieß Jakobäa hervor, indem sie ihre starke knochige Rechte fest um das feine Handgelenk des Fräuleins legte — „Landläufig und eine Bettlerin? — Ich habe es gewollt, und nicht gekonnt!"

„Es leben Millionen ohne Haus und Hof mit ihren Kindern von der Hände Arbeit!" sagte Viktorine, welcher der Vorgang immer interessanter wurde.

„Sie haben das wohl nicht gekannt und nic probirt!" rief Jakobäa, „und gegen des Allmächtig Hand und Willen krümmt sich der arme Erdenwu vergebens. Nichts wollen, Nichts hoffen, Nichts v langen — und aushalten auf seinem Platz und me der Arbeit bis zuletzt! — Das ist's! Das ist Aufgabe und meine Buße."

Sie hatte Viktorinens Hand wieder losgela und sie gingen schweigend durch den Abend hin gelangten sie bis vor Jakobäa's Haus.

„Kommen Sie hinein!“ sagte die Besi
Jene stehen blieb. „Die Sonne ist hinu
sind erhitzt und es weht frisch aus der
Drinnen sind Sie sicher!“

Damit ging sie voran die Stiege hina
das Haus. Die Mägde und Knechte, die
der Arbeit heimgekommen waren, sahen es
wunderung. Keiner von ihnen hatte es erl
Jakobäa einem fremdem Gaste ihre Thüre
Wer nicht Geschäfte mit ihr hatte, kam
Hauses Schwelle nicht.

Das Zimmer hatte nichts Besonderes.
die gewöhnliche Stube, wie jedes alte Bo
sie in dem Lande zeigt. In der Mitte
schwere Tisch, wie er von je gestanden ha
Hausfrau rückte für die Fremde einen Stu
der Mond fiel durch das Fenster schräg hi
streifte mit seinem Licht des Tisches blankgeputz

Viktorinen war es sonderbar um's H
fühlte sich unter dem Banne dieser Frau.
seit langen Jahren hatte ihr das rechte Wo
und jetzt versagte es sich ihr zu ihrem eig
staunen.

Jakobäa stand hochaufgerichtet vor ihr,

der niederen Stube noch viel größer und mächtiger aus, als in der Kirche und im Freien.

„Hier hat er gesessen, hier an diesem Fleck," hob sie mit einem Male an, „und hat hingestarrt wie in den Tod! Und dazwischen hat er den Kopf versteckt in seine Hände, als wollt' er das Leben nicht mehr sehen, das vor ihm lag! — Ich hab' hier grad über ihm gestanden und er hat Worte gesprochen, die hier," sie schlug mit der Hand gegen ihre Brust, „wie eingegraben in mir sind! Aber da war kein Rath und keine Hilfe! Er ist fortgegangen, wie in das kalte Grab. — Nachher ist Alles einerlei! hat er zu mir gesagt. Und so war es denn auch. Es ist nun Alles einerlei!" —

Sie wendete sich von Viktorine ab und setzte sich, die geballte Hand gegen den Kopf gepreßt, in der Fensterecke nieder. Seit langen Jahren, seit sie ihre Leidensgeschichte einmal bruchstückweis der Jugendfreundin anvertraut, von der Viktorine sie vernommen hatte, war kein Wort mehr davon über ihre Lippen gekommen. Nun saß sie da, so finster, so erbittert, als grolle sie sich darüber, daß sie untreu gegen sich selbst geworden war. Was kümmerte denn auch die Fremde das Schicksal, das auf diesem alten Hause

lag? Und wie war es gekommen, daß sie sich hatte fortreißen lassen, über das zu reden, — zu einer Fremden zu reden, was doch nicht abzuändern war?

Während aber Jakobäa sich brütend in sich selbst versenkte, regte die unruhige Phantasie ihres [illegible]aftes die weithintragenden Schwingen; denn die Glü[illegible]liche hatte es noch nicht erfahren, daß es ein Unabänderliches gebe, so lange der Tod den Umgestaltungen des Menschenlebens nicht seine finstere Gewalt entgegengestellt hat. Sie war auferzogen in dem Glauben an die Macht des Willens, an die Unfehlbarkeit der Kraft, wenn sie sich mit Muth und mit Beharrlichkeit ve bindet. Sie hatte dafür in ihrer Familie die unw[illegible] leglichsten Beispiele und Beweise. Man mußte n wie ihr Vater und wie dessen Vorfahren es get und wie ja auch die weltklugen Väter der Gesell Jesu es seit Jahrhunderten übten und lehrten Mittel wollen, die zum Zwecke führen. Was lag hier im Grunde so Unabänderliches vor, wenn Ben wirklich widerwillig in den Orden eingetreten wenn er sich unglücklich fühlte in dem Kleide, trug? — Hatte denn noch kein andrer Mi Kutte abgeworfen? War noch nie ein Mönch de lichen Zucht entflohen? Sah Benedikt den

aus, als wäre er geboren, auf das Leben, auf Glück, auf Liebe zu verzichten? Mit einer Gestalt, wie die seine, mit seinen Augen und mit seiner Stimme war man für das Kloster nicht bestimmt, war es ein gutes Werk, ihn aus den Banden zu befreien, die ihn gefangen hielten.

Ihre Gedanken waren in weiten Sprüngen rastlos vorwärts gegangen, als der Diener an die Thüre klopfte, den die Baronin ihr nachgesendet hatte. Sie stand auf, die Hausfrau that desgleichen.

„Schönen Dank für Ihre Gastfreundschaft,“ sagte sie, indem sie der Letzteren ihre Hand hinreichte. „Lassen Sie sich's nicht verdrießen, daß Sie mich mitgenommen haben. Das Schicksal ist gar häufig klüger als wir selbst. Es führt die Menschen oft zusammen, ohn[e] daß sie ahnen, was es mit ihnen vor hat. Wer weiß wozu es gut ist, daß ich hier gesessen habe!“

„Was soll da gut, was kann da übel sein?“ ve[r]setzte Jakobäa. „Aber Sie haben hellen Mondsche[in] für die Heimkehr und das ist gut für Sie. Das Sch[…] ist schön im Mondschein, wenn man von dieser Se[ite] kommt.“

„Und ich darf wiederkehren, Frau Jakobäa? od[er] darf ich's nicht?“

„Wenn Sie wollen, so kommen Si
Jakobäa und gab ihr das Geleit bis hinaus
Thüre. — Sie stand noch auf der Gallerie
ihr nach, als Viktorine im Niedersteigen ihr
tuch zum Gruße schwenkte und leichten He
Einsamen mit heller Kehle „Gute Nacht“ z

Jakobäa erwiderte es ihr nicht. Sie
unter ihrem Vordach nieder, wie sie drinne
hatte an dem Fenster, und die ganzen lan
undzwanzig Jahre lagen vor ihr, daß sie sie ü
wie mit einem Blicke.

Denn es war wieder einmal jährig! —
Tag, vor fünfundzwanzig Jahren war es z
gebrochen mit einem Schlage, all ihr gan
für immerdar. Heut vor fünfundzwanzig Ja
Maurus fortgegangen aus dem Thale, un
zurückgeblieben, einsam, beschimpft, verlassen
Schuld beladen, — sie und ihre Kinder.

War es die Erinnerung gewesen an di
angst jener lang begrabenen Zeit, die ihr h
Menschen Nähe lieb gemacht? Oder was w
ihr den Mund erschlossen hatte der Fremd
über? — Sie wußte es sich selber nicht
und doch gereute sie die letzte Stunde jetzt n

Aber was hatte die Fremde gemeint mit der Klugheit des Schicksals, von der sie so geheimnißvoll gesprochen hatte? Sie verstand es nicht, und mußte doch daran auf ihrem Lager denken, bis sie die Augen schloß.

Drittes Capitel.

Auch Viktorine fand den Schlaf nicht gleich wie sonst. Sie, die es immer liebte, sich ihrer guten Gesundheit und ihres gesunden Schlafes zu berühmen, erzählte dem Doktor, als sie ihn am Morgen sah, daß sie in dieser Nacht nur wenig Ruhe genossen habe, daß sie aber trotzdem frisch und munter sei, weil sie sich mit allerlei Planen und Projekten, ja, sie könn sagen, mit der Durchführung eines Romanes beschäftig habe. Er fragte, wie sie dazu gekommen sei?

„Ja! wie kommt man zu der Erdichtung eine Romans?" gab sie ihm zur Antwort. „Ich habe mir d bisher selbst nicht vorstellen können, nun aber weiß i es aus eigner Erfahrung. Man hört von einem Menschen von einem Ereigniß, die etwas Auffallendes an sich haben

Man denkt, wie mag es zugegangen sein, we[...]che
müssen zusammengewirkt haben, damit diese[r]
sich so entwickelte, dieses Ereigniß möglich werde[n]
Was dürfte wohl aus diesem Menschen in
kunft werden, oder wie möchten die selts
schlungenen Fäden dieser Verhältnisse Glück
zu entwirren sein? — Und in dem Nachden
die Vergangenheit, in dem Errathenwollen
kunft, in dem Wunsche, dieselbe vernünftig
zu sehen, erfindet und schafft man eine M[...]
Vorgängen —“

„Die wir nächstens als einen Roman
bekommen werden!“ fiel ihr der Doktor i[...]

„Durchaus und ganz gewiß nicht!“ entge[...]
ihm. „Sie mahnen mich aber an das W[...]
italienischen Kardinals, das ich Ihnen wie[...]
würde, wenn ich nicht das sarkastische und im
hochmüthige Lächeln kennte, mit welchem Sie
herabsehen, wenn wir Ihnen von der große[n]
von jener Welt, in der wir leben, einmal sp[...]

Der Doktor wehrte den Vorwurf von
und Viktorine, die offenbar Lust hatte, das Er[...]
eigniß mitzutheilen, sagte: „Als wir vor ein[...]
den Winter in Rom zubrachten, hatte sich d[...]

Personen-Verwechslung das Gerücht verbreitet, daß ich Schriftstellerin sei. Ein Kardinal, den wir häufig trafen, redete mich als solche an, und ich mußte die Ehre von mir ablehnen. „Oh,“ rief er, „das freut mich! Ich habe es im Grunde auch nicht für wahrscheinlich gehalten. Weshalb wollten Sie auch Romane erdichten, da Sie jung und schön genug sind, sie erleben zu können!“ — „Und ich hoffe,“ setzte sie mit scherzender Anmuth hinzu, „ich habe nicht zu sehr gealtert in dem einen Jahre.“

Sie sah in dem Augenblicke wieder äußerst reizend aus, so daß der Doktor sich mit eigener Verwunderung über seine Geistesgegenwart zu dem Komplimente emporschwang: man habe jedenfalls Demjenigen Glück zu wünschen, den sie sich zum Helden eines von ihr zu erlebenden Romanes ausersehe. Aber er fand mit dieser Schmeichelei bei ihr den rechten Anklang nicht.

„Kennen Sie mich noch so wenig,“ sagte sie, „daß Sie glauben, ich für meine Person würde mich auf die Noth und die Qualen einer Liebesgeschichte einlassen. Dazu bin ich ja viel zu selbstisch, viel zu klug und in gewissem Sinne auch zu träge! Aber ich denke es mir sehr verlockend, wie ein Deus ex machina

mit der aufklärenden Fackel in der Hand,
dunkles Schicksal Licht bringend heranzutreten
zu lösen und Menschen in die ihnen zu
Lebensbahnen einzuführen, von denen sie
Verschulden ausgeschlossen worden sind."

„Und solchen Menschen, solchen Schicksalen
Sie hier begegnet zu sein?" fragte der D
einer bangen Ahnung.

„Und wenn ich Ihnen mit einem Ja ent

„So würde ich Sie beschwören," sagt
tiefem Ernste, „bleiben Sie den Menschen fe
innerstes Wesen Sie nicht begreifen, in d
schauungen Sie sich auf keine Weise hinein
vermögen. Heil zu bringen sind Sie da völ
Stande, Unheil anzurichten nur zu sehr gen

„Wie feierlich Sie mit einem Male
scherzte Viktorine, weil sie es nicht verrathe
daß die strenge Mahnung und der sittliche
jungen Mannes, auf den sie bisher mit
Gleichgültigkeit herabgesehen hatte, ihr wi
Willen Achtung abnöthigten. Indeß, es
leicht, sie in ihrem Selbstvertrauen zu erschütt
konnte sich nach ihrer Meinung weit leich
Geistesbeschränktheit der Thalbewohner, in

der hiesigen Lebenszustände hineinversetzen, als der Doktor die Freiheit des Handelns und Wirkens, oder die Möglichkeiten zu ermessen im Stande war, an welche eine bevorzugte Stellung und große Mittel ihr zu denken erlaubten. War doch der Doktor selber ein Kind dieses engen Thales und hatte immer, wann und wie er es auch verlassen hatte, in verhältnißmäßigen Beschränkungen gelebt.

Sie fand es dreist von ihm und eigentlich vermessen, daß er sich als ihres Gleichen ansah, daß er es sich herausnahm, sich mit seinem Urtheil über sie zu stellen, sich zu ihrem Mentor aufzuwerfen. Und es waren ja eigentlich auch nur müßige Spiele der Phantasie gewesen, denen sie sich überlassen hatte. Denn was war ihr Jakobäa? Was galt ihr das Haus der Maria Josepha? Was kümmerte es sie, wenn Benediktus alt und grau in seiner Kutte wurde? — Doch nein! um ihn, um Benediktus war es schade. — Und des Doktors Warnung hatte so entschieden wie eine Herausforderung geklungen, daß sie angethan war, eine thatsächliche Widerlegung zu erfahren.

Sie war aufgeregt und wußte nicht wodurch. Aber es war ihr lieb, daß der Doktor in dem Augenblicke die Sache auf sich beruhen ließ. Sie sprachen

von andern Dingen, Viktorinens Phantasie blie[b]
auch als der Doktor sie verlassen hatte, mi[t]
Planen für Benedikt beschäftigt. Im müßige[n]
dankenspiel glitt sie von einer Vorstellung zur a[n]
bis sich in ihr endlich die Idee festsetzte, wie [...]
es sein müsse, in der großen Welt als die Besc[...]
und Retterin eines ungewöhnlichen Talentes [...]
scheinen, dem ungemeiner Beifall um so weniger e[...]
würde, wenn es auf geheimnißvollen und dorne[...]
Pfaden an sein Ziel gekommen sei. Und [...]
im Grunde denn so Schweres dabei durchzuse[...]
Eine Flucht! — es war Nichts leichter, wen[n]
Thales Grenze einmal überschritten war. Ein
des Cultus? ein Wechsel in der Form der
anbetung — wer konnte vor einem solchen
schrecken, wenn in seiner Brust der Genius leben[...]
Sie mußte durchaus mit Benediktus einmal [...]
sie mußte ihm näher treten, sein Vertrauen ge[...]
ihn aufklären über sich selbst und über sein
Mit einem Worte — sie mußte ihn befreien!
Es war dies eine Aufgabe, ein Ziel, die
und mehr zu reizen begannen; und sich zu [...]
was sie reizte, war sie nicht gewohnt. Alles
bisher gelungen, was sie sich noch jemals vorge[...]

hatte; selbst der Zufall hatte sich ihr, so oft sie sei
Gunst bedurft, geneigt erwiesen, als ob auch er
ständnißvoll ihr huldigte, weil sie ihn zu erken
und zu benutzen wußte. Sie rechnete also auch
diesem Falle mit Zuversicht auf ihn; und ihres
lingens so sicher wie ihres Wollens, erlabte sie sich
der künftigen Siegesfreude, ehe noch der Kampf
gonnen hatte.

Daß sie dem jungen Pater heute noch
doch sehr bald begegnen werde, davon war sie ü
zeugt. Indeß sie sah ihn nicht und nicht einmal
Klasse, die er spazieren zu führen hatte; er m
also nicht die sonst gewohnten Wege wählen und
interessirte sie immer auf das Neue zu wissen, ob
in solchen Dingen aus freiem Antrieb oder nach
haltener Anweisung zu handeln habe. Fragen m
sie darum weder den Pater Theophilus noch
Doktor, und dieser fand es nicht nöthig, ihr
theilen, daß er Benedikt um die Zeit der Spiel
im Klostergarten geflissentlich gesucht, und ihn
dort getroffen habe.

Es war ihm, nachdem er eine Weile mit
geplaudert hatte, nicht schwer gefallen, das Ge
auf die Bewohner seines Hauses hinzulenken.

Benediktus sagte ihm, daß er das Fräulein h
lernen. Der Doktor erkundigte sich, wie d
ihm gefallen habe.

„Das mußt Du mich nicht fragen, d
Vergleichung fehlt!“ entgegnete ihm Benedikt
ein rasches heißes Roth sein Antlitz überflo

„Du hast sie also schön gefunden?“

„Wie eine Erscheinung stand sie mit ei
oben auf der Matte vor mir!“ fiel Bene
die Frage überhörend, oder ihr aus dem We
„Ich mußte mich besinnen, um ihr ant
können. Und wie sie singt!“

„Sie hat gesungen?“ fragte der Dokt
Sorge um den Freund im Wachsen war,
ihn sprechen zu machen wünschte. „Wie ka
den Einfall?“

„Es war Alles plötzlich, Alles wunde
man's im Traume erlebt, wie man's in
sieht! Unfaßbar und doch unvergeßlich!“ sagt
und schwieg, bis er sich zusammenraffend, die
machte: „Wir studiren jetzt den Hymnus
hohe Lied auf Rom, das sie für unsere
gesendet hat.“

„Nimm Dich in Acht vor ihr!“ fuhr der Dokt
rasch heraus.

„Vor Viktorinen?“ fragte Benedikt.

„Woher kennst Du ihren Namen?“

Und wieder ergoß sich die Röthe über des junge Mannes Angesicht, und den Blick abwendend von de Freunde, sagte er: „Er stand auf jener Abschrift, welch das Fräulein für unsern Herrn Abt gemacht h Ich hatte danach die Hymne vierstimmig für Schüler umzusetzen.“

„Hüte Dich vor ihr!“ wiederholte der Dokt „sie ist eine Komödiantin!“

„Eine Komödiantin?“ rief der junge Mön „das ist unmöglich, das kann sie nicht sein.“

Der Doktor mußte lachen, so wenig er in dies Falle auch dazu geneigt war. „Nimm es nicht w[illegible] lich!“ sagte er. „Sie singt und spielt nicht vor Leuten im Theater, sie tanzt nicht auf dem S — aber Komödie zu spielen und auf dem Seile tanzen liegt sehr in ihrer Art. Sie ist so schön falsch — so Etwas von der Frau Venus, die Ritter Tannhäuser verlockt, in ihren Zauberber treten und ihn in demselben festhält, daß selbst Papstes Lösung ihn nicht mehr vor ihr errettet.“

Er sprach wie im Scherze, aber der jung
stand verstummt, und Jener redete mit Gefl
von andern Dingen. Benedikt hörte und an
auf seine Fragen mit zerstreutem Sinn, der
hatte nach seiner Ansicht jetzt gethan, was seine
war, und zum Verweilen fehlte ihm die Ze
dem Augenblicke aber, in welchem er sich er
wollte, fuhr Benediktus wie aus einem Trau
und als wäre von gar nichts Anderem die R
wesen zwischen ihnen, sagte er: „Pater The
denkt von den Fremden gut. Er nennt si
müthig und rühmt der Frau Baronin Ehrfur
der Kirche.“

„Ich habe nicht das Gegentheil behaupt
der Pater, dem sie beichten, kennt sie natürlich
als ich und besser!“ sagte der Dokt r, für
seine Bedenken hatte, sich über die sei er Ob
vertrauten, in seinem Hause lebenden Frau en mißb
und abfällig ausgesprochen zu haben. „U nd am E
setzte er hinzu, „was kümmert mich der Cha
dieser Fremden auch! was kümmern sie nun vo
Dich! Sie bleiben ja nicht lange hier, Du sie
wohl kaum wieder!“

Er ging damit seiner Wege, aber des D

psychologische Unerfahrenheit hatte dem Freunde mit der Warnung keinen guten Dienst geleistet.

Die Phantasie des jungen Mönches war durch das Zusammentreffen mit Viktorine leidenschaftlich aufgeregt. Er sah sie im Traum der Nacht vor seinen Augen, er hörte, wenn er den Hymnus am Klavier oder an der Orgel spielte, ihn von ihrer Stimme singen. Sie wurde für ihn zu dem Sinnbilde von Rom; und wenn es ihn hinzog, wie sie es ihm geschildert hatte, gen Rom zu pilgern, war es nicht die Stadt der Städte, war's nicht nur Rom, wohin die Sehnsucht ihn verlockte, — es war ein anderes, heftigeres Sehnen, das ihn antrieb, das ihm das Herz erweiterte, erwärmte, und ihn unruhig machte bei allem seinem Thun.

Er war sich vollständig bewußt, daß es anders mit ihm stand, als noch vor wenigen Tagen. Er klagte sich der Ungeduld, des Eigenwillens an, wenn er sich in selbstständigen Wünschen und Hoffnungen erging, statt in Ergebung abzuwarten, was der Wille seiner Oberen über ihn dereinst beschließen würde. Es war, bei der Entwicklung, die er unter den Augen derselben genommen hatte und bei den guten Erwartungen, die man von ihm hegte, zum Oeftern [illegible] die

Rede davon gewesen, ihn einmal in späterer eine Reise machen zu lassen, um ihn dem des Ordens vorzustellen, wobei er denn auch als thunlich, die anderen auf dem Wege l Niederlassungen der Benediktiner kennen ler vielleicht, da er Neigung verrieth, die Welt z von dem Haupte des Ordens eine ihm ang Verwendung finden konnte. Dieser Aussic man sich sogar bedient, um ihn durch den auf dieselbe zum Fleiße anzuspornen, als er den Klassen gewesen war; während man zugle ermangelt hatte, ihn daran zu erinnern, daß n jenigen Brüdern solche ehrende Auszeichnung gewendet würden, deren völliger Hingebung Orden und deren strenger Unterwerfung unt Regeln man sich versichert halten durfte.

Er selbst hatte dem Zeitpunkte, in welche ihn vielleicht reisen lassen würde, stets mit und Hoffnung entgegengesehen, aber die Unru sich jetzt seiner bemächtigt hatte, war anderer A so heftig, wie er sie nie gekannt seit jenem Ta welchem er mit bittrem Widerstreben in die K schule eingetreten war.

Er hatte sie in den letzten Jahren weit s

in sich aufsteigen fühlen, die Wünsche, welche er in seiner Knabenzeit gehegt, die schweren Kämpfe, welche der Verzicht auf das Weltleben ihn gekostet hatte. Jetzt tauchten sie wieder plötzlich aus seiner Erinnerung hervor, so daß er endlich, um sich selber zu beschwichtigen, sich der Vorstellung überließ, das Zusammentreffen mit dem einstigen Spielgenossen und die Erzählungen desselben seien es gewesen, welche ihn so verwirrend aufgeregt und ihm das zufriedene Insichberuhen für den Augenblick genommen hätten. Er hatte den Doktor deshalb geflissentlich vermieden und die Unterredung mit dem Doktor hatte ihm dargethan, daß er damit das rechte Theil für sich gewählt habe.

Er durfte sich es nicht gestatten, von Viktorine sprechen zu hören und von ihr zu sprechen; aber deshalb blieben des Doktors Aeußerungen ihm nicht weniger räthselhaft. Er verstand nicht, was der Freund damit gewollt hatte, nicht, wie er darauf gekommen war, ihm Vorsicht zu empfehlen. Was sollte und konnte die Warnung ihm bedeuten, welche der Doktor gegen ihn ausgesprochen hatte? War er denn etwa ein Weltmann, ein Edelmann, dem man eine Bewerbung um Viktorine zutrauen durfte? Was hatte er

ihr gemein? Was konnte er, der Klostergeistliche, fürchten haben von einer vornehmen Frau, die seinem Horizonte vorüberzog wie einer der Komet die man anstaunt, so lange sie in dem Gesichtskr stehen, und deren Wiederkehr man oftmals nicht erle Was konnte der Doktor gegen Viktorine haben, we der Abt sich ihr und ihrer Mutter wohlgeneigt wies! wenn Pater Theophilus sie seines Antheils u seiner Achtung würdig hielt? — Sollte der Dok etwa selber sein Auge auf das Fräulein gewend seine Wünsche bis zu demselben erhoben haben u abgewiesen worden sein? Wahrscheinlich war d nicht, denn er war verlobt und war auch klug gen die Entfernung zu ermessen, die ihn von einer V torine trennte; aber aufgefallen war es Benedikt, d Jener ihm nie von seiner Braut gesprochen hat und da die Leidenschaft der Liebe den Menschen ve messen machen soll, wer konnte es wissen, wozu seinen Freund verleitet haben mochte?

Je länger er darüber nachsann, um so fest überzeugte sich Benediktus, daß nur eine persönlic Kränkung den Doktor angetrieben habe, Viktorine hart zu beschuldigen. Es war ja nur natürlich, wer ihre Schönheit, ihre anmuthvolle Güte, ihr u

vergleichlicher Gesang das Herz eines Mannes entzündet hatte, dem es vergönnt war, ihr zu nahen, für den es keine Sünde war, sie anzubeten, sie zu lieben, sie zu begehren und nach Befriedigung für seine Wünsche mit allen seinen Kräften anzustreben.

Einen Augenblick lang hatte er dem Freunde gezürnt, jetzt beklagte er denselben — und beneidete ihn doch. Denn der Doktor konnte sie sehen und sprechen, so oft als er es wollte; er konnte sie singen hören jeden Tag: die süßen träumerischen Weisen, die alten überwältigenden Hymnen und — das war es, ja! das war es ganz allein, was Benediktus für sich selber wünschte. Es war seine Liebe für die hochheilige Musik, die ihn immerfort an Viktorine zu denken nöthigte, es war das berechtigte Verlangen, andere Musik zu hören, als die er selber machte, die ihm plötzlich die Mauern seines Klosters drückend erscheinen ließ, und ihm die alte Sehnsucht nach der Ferne in der Seele wach gerufen hatte.

Er glaubte in sich beruhigt zu sein, nachdem er für seinen Zustand diese neue Erklärung gefunden hatte, die ihn nicht zwang, gegen denselben anzuringen oder sich in der Beichte eines ungehörigen, sündhaften

Verlangens zu beschuldigen; und er gönnte
deshalb auch, in den frühen Stunden des
Tages wieder, harmlos die alten Wege aufz
und außerhalb des Klosters mit dem Buche
Hand seinen Gedanken einsam nachzuhängen,
schon er die Klostermatte, auf welcher er z
schiedenen Malen mit dem Doktor, und auch an
Morgen mit Viktorinen zusammengetroffen wa
flissentlich vermied.

Er hatte seine Mutter lange nicht besucht;
den großen Bäumen neben ihrem Hause w
Morgens kühl und schattig und den Platz am B
hatte er von Kindheit auf geliebt. In frie
Sinnen war er durch das Dorf gegangen und
Rand des Wildbaches emporgestiegen, der obe
den Bergen kommend, seiner Mutter Grundstü
der Westseite begrenzte. Das Rauschen des
hatte in seiner Kindheit immer einen geheimniß
Reiz für ihn gehabt; es wiegte ihn auch heut
seinem Gleichmaß in ein sanftes Träumen ein,
er gesenkten Hauptes, die Hände hinter sich ge
gegen seine Gewohnheit ohne sich umzusehen,
und weiter gegangen war, so daß er erst in

Augenblicke, als er vor seiner Mutter Hause anlangte und Viktorine gewahrte, die unter den Bäumen auf der Bank am Brunnen saß.

„Man muß Glück haben!“ rief sie ihm entgegen, als er sie bemerkte. „Ich war verdrießlich, als Ihre Mutter nicht zu Hause fand und wollte wieder hinuntergehen. Da aber sah ich Sie hinaufkommen und beschloß es abzuwarten, ob Sie sich hierher wenden und ob ich nicht eine Gesellschaft für den Heimweg finden würde.“

„Ich wußte nicht, daß Sie meine Mutter kennten!“ sagte er, weil er doch Etwas sagen mußte, um seine Ueberraschung zu verbergen.

„Oh!“ entgegnete sie ihm, „ich bin schon öfter und in dieser Woche fast alle Tage hier gewesen; ich sehe, Frau Jakobäa hat ganz Recht, Sie besuchen sie zu selten, Sie haben Nichts davon erfahren.“

Benedikt hörte das mit einer ungläubigen Verwunderung. So lange er denken konnte, hatte seine Mutter mit Niemandem freiwilligen Verkehr gepflogen. Er verstand nicht, was sie dazu bewogen haben mochte, gegenüber dieser Fremden von ihrer Gewohnheit abzuweichen, und es blieb ihm auch nicht Zeit, darüber

lange nachzudenken, denn Viktorine sagte, nun die Gegend in Begleitung ihres Führe und zu Pferde nach allen Seiten hin du habe von den verschiedenen Höhen auf hinabgeschaut, und jetzt könne und müss Doktor beistimmen, der sie gleich an dem ihrer Ankunft zu diesem Hause hinaufgef weil man hier in der That weitaus di Aussicht habe.

Benedikt freute sich dieses Lobes. „Es sagte er, „man hat nirgend eine so vollständ schau; und besonders beim Sonnenaufgang, das Mondlicht über dem Thale liegt, müßten oben stehen!"

„Ihr Haus hat nicht nur die schönste ist auch das stattlichste des Thales," bem Fräulein.

„Mein Haus?" wiederholte der junge einer Miene und einem Tone, die aussprac er selbst verschwieg.

„Es ist in der That recht hart für Ihre hub Viktorine an, „daß alle Ihre Kinder sie haben, daß nicht Eines bei ihr geblieben ist dies schöne Haus vererben könnte; und sie h

an dem Hause, muß an ihm hängen — an so ehrwürdigem Besitz. Es ist wirklich hart für sie."

„Hat meine Mutter sich darob beschwert?" fragte Benediktus.

„Braucht es denn erst der Worte, uns das Natürliche verstehen zu machen?" entgegnete sie ihm statt der Antwort. „Und," fügte sie hinzu, „unser Verständniß für die Menschen im Allgemeinen wie für den Einzelnen wächst mit dem Antheil, den wir an ihnen nehmen." — Sie hielt inne, sah ihn forschend an und sagte dann: „auch von Ihnen weiß ich mehr, weit mehr, als Sie vermuthen."

„Von mir?" fragte er erstaunt, „was ist von mir zu wissen und zu sagen?"

„Die Art, mit welcher Sie vorhin die Worte „mein Haus" sprachen, hat Sie verrathen," meinte Viktorine. „Es schmerzt Sie noch heute, daß Sie nicht mehr in diesem Hause wohnen. Auch verstehe ich das vollkommen. Der Hinblick auf solch ein angestammtes altes Erbe verlängert für unsere Phantasie unser engbemessenes Dasein; und es ist kein Ersatz dafür, daß das Kloster, dessen Mitglied Sie geworden sind, noch um viele Jahrhunderte älter ist, als Meister Josephens Haus. Der Mensch verlangt durchaus

nach einem Eigenen, heftet sich nur an d
und will Genugthuung für sich selber ha
das Ich, der finstere Despot, ist nun einm
ertödten in unserer Brust. Es bleibt leben
wir es bezwungen zu haben glauben, es
immer neuen Gestalten wieder, wenn wir
wähnen — und könnten wir Ihren H
könnten wir den heiligen Vater fragen, der
Peters Throne sitzt, so befragen, daß sie
traurige und unerbittliche Wahrheit eingestehe
sie würden es nicht verbergen dürfen, daß si
für sich selber hegen, daß man nicht voll
entsagen, seine Selbstsucht nicht vollständi
leugnen, auf seines Willens Ausübung nic
zichten vermag. Gott hat uns so geschaffe
— die Hand auf's Herz! wünschen und w
streben und ersehnen Sie denn Nichts, al
Klosters Mauern Ihr täglich Tagewerk
geschriebener Arbeit und in vorgeschriebener
bis an Ihr Lebensende pflichttreu zu verrich

Er gab ihr keine Antwort. Er hatte
von ihr auf der Ecke des mächtigen Bau
niedergelassen, der zur Tränke ausgehölt, se
aus dem Röhrbrunnen empfing, und starrt

auf den Boden nieder. Er wagte nicht, sie anzuseh[illegible] es war genug, es war mehr, als er ertragen konn[illegible] daß er es aussprechen, von ihrer Stimme es a[illegible] sprechen hörte, was, seit er in das Kloster eingetret[illegible] war, nie völlig aufgehört hatte, ihn gelegentlich [illegible] quälen, und was er gerade in den letzten Zeiten imm[illegible] wieder hatte durchdenken müssen, obschon er es nied[illegible] zukämpfen getrachtet, in mancher langen Nacht, [illegible] Selbstanklagen, in Zerknirschung und flehendem Ge[illegible]

Was er sich kaum einzugestehen erlaubt, [illegible] nannte es ein Selbstverständliches; wovon er sich [illegible] scheuem Schrecken abgewendet hatte, das stellte sie [illegible] ein Nothwendiges vor ihm auf. Die Gestalten, [illegible] denen er wie zu den Heiligen emporgesehen, zog [illegible] mit dreister Sicherheit hernieder in den Kreis i[illegible] urtheilenden und wägenden Betrachtung. Sie pred[illegible] die Lehre von dem eigenen, Genuß begehrenden [illegible] Befriedigung fordernden Willen; sie lockte ihn hin[illegible] zutreten auf den Boden dieser Welt, sie schien [illegible] tadeln zu wollen, ihn und Alle, die mit ihm [illegible] empfanden, die entsagt hatten, wie er selbst — [illegible] es fuhr kein Strahl vom Himmel nieder, und [illegible] Erde unter ihren Füßen that sich nicht auf, [illegible] sie [illegible] verschlingen — und ihn mit ihr!

Er hob die Augen zu ihr empor, ihm da in aller ihrer Schönheit, ihn an[lächeln]d sie mitleidvoll und doch so glorreich, wie eine d[er] seligen auf dem Bilde über dem Hochaltar des deſſen Flügelthüren nur eröffnet wurden großen, der Menschheit ihr Heil verkündenden des Jubeljahres! — Und dennoch war kein ihren Worten!

Wie die Versuchung trat sie an ihn her Fliehen das Einzige war, was ihm zu seiner übrig blieb. Aber Fliehen? — Wenn er verließ, wenn er von dannen ging, wenn er was in diesem Augenblick ihm durch die Se[ele] wenn man ihn bannte in die enge Zelle konnte sagen, ob er sie jemals wiedersah? ob Stimme jemals wieder hörte? — Er konnte von ihr scheiden! Sie wenigstens sollte glauben, daß er nichts Anderes begehrt, als d ihm geworden; sie sollte wissen, was ihn fort hatte aus der Welt, nach der er einst so h langt. Ihr wollte er bekennen, ihr vertraue ihn in des Klosters Zelle hineingewiesen hatte gewiesen hatte in das schwarze Mönchsgewand das sein Herz sich eben jetzt in heißem Schmerz

Er konnte seine Gedanken nicht ordnen, se Empfindungen kaum wahrnehmen, geschweige de bewältigen. Es war ein Riß geschehen in sein Inneren; eine trostlose Tiefe klaffte in ihm auf. durch einen Zauber schaute er in sein eigenes und wußte kaum, was er dort erblickte, und ob sein Herz war, in das er sah. Er wollte spre und wußte nicht, was zuerst zu sagen! Für den stand, der plötzlich über ihn gekommen war, fe ihm das Wort, ihn auszudrücken.

„Ich war der Kirche angelobt, noch ehe ich Licht der Welt erblickte!“ stieß er endlich rasch her „ich hatte keinen Willen, keine Wahl!“

Der Schmerz, mit welchem er das sagte, schütterte Viktorine; seine Jugend, seine Schö rührten sie. „Ich weiß das,“ sagte sie, „ich vertraut mit Ihrem und Ihres Hauses ga Schicksal!“

Er schlug die Hände vor das Gesicht und in sich versunken sitzen. Viktorine fühlte ein Mitleiden mit ihm. So tiefe Eindrücke hatte von dem kleinen Abenteuer nicht erwartet, und dem Selbstbetruge, der ihr um so leichter fiel, alle Arten religiöser Anschauungen geläufig

ohne daß eine einzige eine feste Wurzel in i
gar einen zwingenden Einfluß auf sie hatte,
sich ihr plötzlich als eine ernste Aufgabe,
heilige Pflicht dar, Benediktus der Welt u
Mutter zurückzugeben, ihn und Jakobäa
machen von den Banden, in welche des Kloste
reichende Voraussicht die unglückliche Gattin
schlagen hatte. —

Mochte man es Zufall, mochte man
Himmels Fügung nennen, soviel stand für L
fest, sie war durch eine wundersame Verkettu
Umständen in dies Thal gekommen. Sie
Benedikt, mit seiner Mutter und mit den Vo
in deren Leben, ohne daß sie es gesucht hat
durch einen höheren Willen bekannt geworden
Himmel hatte ihr, nach ihrer Meinung, recht
lich die verschlungenen Fäden dieses traurig
schickes in die Hand gespielt; er mußte also
daß sie hier entwirrend und befreiend eingriff. W
sie noch darüber nachsann, boten sich auch
phantastischen Geiste rasch wie durch Eingebu
Mittel und ein Ausweg dar, die, wie sie glaub
zum Ziele führen, und für Benedikt wie für Ja
Rettung und Befreiung bringen konnten.

Sie legte ihre Hand auf des jungen Mönches Schulter, und mit kräftigem Zuspruch sagte sie: „Muth, Pater Benedikt! richten Sie sich auf! Gott will nicht, daß der Mensch verzage! Wir sollen uns des Daseins freuen und ihm in Freuden dienen.“

Er schüttelte schwermüthig das Haupt. „In Freuden dienen?“ sprach er ihr langsam nach und hielt dann inne, bis er, wie mit sich selber redend, in die Worte ausbrach: „Ich glaubte es zu vermögen! ich glaubte mich überwunden, lange schon überwunden zu haben. Ich hatte Stunden, Tage, Zeiten, in denen ich mich glücklich pries, nach unsres Heilands Vorbild der Anderen Schuld auf mich genommen zu haben, der Eltern Sünde zu büßen und zu sühnen. Was wird mein Leben sein fortan? — Nacht! Nacht! — Ein verzweifelndes Ringen in hoffnungslosem Dunkel!“

Sein Klageruf drang ihr zu Herzen, es kam ein schauderndes Bangen über sie, aber sich selbst und ihn ermuthigend, rief sie ihm zu: „Kein Lebender und kein Geschick ist hoffnungslos!“

Er beachtete es nicht. „Wenn Sie es wüßten,“ sagte er, sich zum ersten Male mit seinen Worten zu ihr wendend, „wie sie auf mich herniederfuhr, die

erste Kunde von meiner Eltern Mißgeschick und s
that! wie Alles, Alles zusammenbrach, als ich
nahm, daß meiner Mutter Eid mich zwang, der
für immer zu entsagen —" Seine Stimme be
hielt sich mit Gewalt zurück.

„Und Sie haben nie daran gedacht, — ef Vitt
„daß der Kirche Gnadenfülle unerschöpflich
— Sie haben nie daran gedacht, hinauszuziehe
diesen Bergen, durch die Länder pilgernd bis
heiligen Vaters Thron, um niedergeworfen vo
der die Macht hat zu lösen wie zu binden, Verg
und Absolution zu erflehen für die Eltern, von
Sie geboren sind? Vergebung und Befreiung
selbst zu suchen, wenn die Bande Sie drücken,
Sie freiwillig nicht auf sich genommen habe
Sie haben nie daran gedacht, wie anders Ihre
den Abend ihres Lebens noch genießen würde,
sie sich sagen, daß Maria Josephens Stamm
erlöschen, daß ihr Haus nicht an das Kloster
muß? Sie hätten wirklich nie daran gedac
unvergleichliche Gabe des Gesanges, die de
als reichen Segen Ihnen zugetheilt hat,
benutzen als in Ihres Klosters Chorgesängen?

Er antwortete ihr nicht. Er war wie

er hatte keinen Boden mehr unter den Füßen, keinen Halt mehr. Es war zu jäh, zu plötzlich, zu gewaltsam! Er fühlte sich losgerissen von der Stelle, in der er bis dahin festgewurzelt, losgerissen und wie ein Atom umhergeschleudert in des Weltalls Wirbel. Losgerissen von der Gemeinschaft, die seine Welt gewesen war; hingeschleudert ihr zu Füßen — ihr, die vor ihm stand in ihrer hehren Schönheit! die zu sehen und zu hören ihm Beseligung gewährte.

Sein Schweigen fing sie zu ängstigen an, sie mußte ihm zu Hülfe kommen.

„Ich habe einen Fehler gemacht, Pater Benedikt," sagte sie, indem sie sich freundlich zu ihm neigte. „Wir Weltleute sind plötzlicher Anregungen, schnell wechselnder Eindrücke, lebhafter Erschütterung mehr gewohnt als Sie. Uns überraschen neue Vorstellungen nicht, wir erschrecken nicht vor großen Umgestaltungen, ja nicht einmal vor dem sogenannten Unerhörten. Wir wissen, daß schon Mancher das geistliche Gewand von sich geworfen hat, ohne deshalb dem Verderben anheim zu fallen. Mit Ihnen ist das anders. — Mein Antheil an Ihnen, meine Freude an Ihrer unvergleichlichen Stimme, mit der Sie die ganze große Welt erobern würden, und die etwas rasche Gewaltsamkeit

meiner Natur haben mich unvorsichtig gemacht
hätte, statt Sie unvorbereitet in den Tagesgl
führen, in welchem ich Sie leben sehen möchte,
nur des Lichtes Schimmer zeigen, und es Ihne
lassen sollen, ihm nach, ihm entgegen zu gehe
Ihren Weg aus eigener Nothwendigkeit zu fin
Aber das ist nun geschehen, ist nicht mehr zu
und zu bereuen vermag ich's nicht. — Frag
sich selbst, ob Sie der Kunst, ob Sie der Ki
Sie im Diesseits, ob Sie im Jenseits leben
Nur daran halten Sie sich fest: der Mensc
was er will und muß; und für das ihm Noth
findet sich die Hilfe. Er kann alle Bande
und er bricht sie, sobald er fühlt, daß er
Und selbst die Kirche ist nicht unerbittlich
der weiß, wie man zu bitten hat."

„Sie kennen die Kirche nicht!" sagte B
halb laut vor sich hin.

„Ich kenne sie und kenne ihre Fürste
gegnete Viktorine mit ihrem siegesfrohen Lä
den Lippen; und dem jungen Manne die
Abschied reichend, wollte sie sich entfernen.
hielt sie fest, wie der Versinkende sich an
retter klammert, und die Augen mit Verl

sie richtend, flehte er: „Gehen Sie nicht von mir, ohne mir zu sagen, daß ich Sie wiedersehe!“

„Auf Wiedersehen also, und auf bald!“

„Wo aber? wann?“ rief er dringend und voll Leidenschaft.

„Nicht morgen und wohl in dieser ganzen Woche nicht!“ sagte Viktorine nach raschem Ueberlegen, „denn ich habe einen Ausflug vor, der mich für mehrere Tage von hier ferne halten wird. Wenn Sie aber an dem Mittelfenster meiner Gallerie wieder meinen Strohhut hängen sehen, komme ich am nächsten Morgen nach der Klostermatte, und wir sprechen dann mehr von Ihnen und von Ihrer Zukunft.“

Sie gab ihm, ehe sie ihn verließ, mit ermuthigenden Worten noch einmal ihre Hand. Sie war sehr angenehm erregt durch das Abenteuer, das sich ihr hier oben so unerwartet dargeboten hatte; denn sie hegte das Bewußtsein, sich mit großem freiem Sinne eines Menschen angenommen und sich eine Aufgabe gestellt zu haben, die ihr Ehre machen, die ein bedeutendes Gewicht in die Schale ihrer Erinnerungen legen mußte, wenn es ihr gelänge, sie siegreich durchzuführen.

Und wie sollte ihr das Unternehmen nicht gel
— War sie doch Viktorine, ihres Vaters Tochter!
sie doch schön und ihres Vaters Einfluß nach
Seiten weit verzweigt und mächtig!

Viertes Capitel.

Die Baronin war an Ueberfluß gewöhnt, sie mußte also Alles reichlich haben, selbst Vertraute für ihre Plane wie für ihre Hoffnungen, und sie wußte sich dieselben auch mit umsichtiger Gewandtheit zu verschaffen, ohne sich dadurch den Schein eines Verrathes gegen sich selbst zu geben.

Daß sie mit der Wirthin Rücksprache darüber genommen hatte, ob es möglich sein würde, den Grafen Stefano in einem der anderen Häuser schicklich unterzubringen, war nothwendig gewesen, und es war nach ihrer Meinung ebenso nothwendig und natürlich, dem Pater Theophilus in vertraulichem Gespräche die Frage vorzulegen, ob er glaube, daß es als ein Eingriff in das Walten der Vorsehung zu

erachten sei, wenn man es sich angelegen sein
seinem Kinde die Lebenswege nach dem eigenen
Wissen zu erschließen und vorzubereiten.

Der Pater hatte mit gewohnter Vorsicht ih
gegnet, solche Entscheidung sei nicht unbedin
geben, es komme dabei vor Allem auf die beso
Umstände des Falles an. Die Baronin hatte
kein Bedenken getragen, auch ihm mitzutheilen
sie der Wirthin ein paar Tage zuvor kund g
und er hatte danach nicht ermangelt, ihre Gew
zweifel mit der Erklärung zu beruhigen: wie
Eltern, als natürlichen Vorgesetzten ihrer Kinder,
anstehe, diese so zu führen, daß sie nicht etw
Verblendung, oder um einer Grille wegen das
von sich wiesen, welches des Herrn Huld ihr
seiner Weisheit zuzuwenden beschlossen haben
Er hatte sich bei der Gelegenheit genau um die
hältnisse des Bewerbers erkundigt, hatte vo
Baronin alles Dasjenige erfahren, was ihrem
auf dessen Anfragen über den Grafen Stefan
richtet worden war, und der Pater hatte sein
Sorge getragen, das zarte Gewissen der bes
Mutter nach Kräften zu beruhigen.

Abends saß er seinem Abte gegenüber in

stillen luftigen Gemache vor dem Schachbrett. Der Gottesdienst war lange schon gehalten, das Nachtessen in dem Refektorium eingenommen worden, kein Laut regte sich in dem ganzen Flügel, in welchem die Zimmer des Abtes sich befanden.

Die Fenster nach dem Garten standen offen, der kühle Nachtwind trug den Duft des Reseda und der Nelken in den hohen Raum, und bewegte das leichte Tuch, mit welchem der hochwürdige Herr selber das Bauer seiner Drossel verhängt hatte, die mit dem Sonnenuntergange die klugen Augen geschlossen und das feine Köpfchen unter dem Flügel zur Ruhe gebracht hatte.

Der Abt hatte das Skapulier, den seidenen Gürtel und das Käppchen abgelegt, den enganliegenden Kragen seines Rockes aufgehakt und die Stiefel gegen die weichen Schuhe umgetauscht, welche die geschickte Hand einer ihm ergebenen Klosterfrau für ihn verfertigt hatte. Die Lampe brannte auf dem Tische. Zu seinen Füßen lagen zwei schöne Cypernkatzen. Ein aus dem Oriente heimkehrender Verwandter hatte sie ihm im verwichenen Jahre mitgebracht, und eben hatte der dienende Bruder den Becher heißen gewürzten Weines herbeigetragen, den der Abt gegen die Ein-

wirkung der schnell sinkenden Temperatu
Abende zu genießen pflegte.

Die Partie war beendet. Der Abt, r
Pater Theophilus im Spiele wie ih
überlegen war, hatte sie gewonnen, un all
der Sieg erfreute, obschon er ihn oft wie
so brachte den Andern die vielgewo gem
nicht aus seinem sanften Gleichmuth. nte
schön geschnitzten Figuren sorgsam in E
liche Kästchen, und sagte, ohne sich as
schäftigung zu unterbrechen: „Es steht in
viel Besuch bevor.“ uns

Der Abt fragte, von wannen Theophil
vermuthe?

„Die Frau Baronin erwartet Anverwa
Familie mit Sohn und Tochter!“ meldete d
„Das Fräulein bricht morgen in der Frühe
auf, ihnen bis über den See entgegen zu gehe
Rückweg denken sie gemeinsam durch das G
birge und über die Paßhöhe zu machen.
Ende des Monats hat der Herr Baron seine
angezeigt, und ich habe von der Mutter her
daß man einen Bewerber um der Tochter Han
falls hierher beschieden hat.“

Der Abt hatte sich gemächlich in den Armsessel zurückgelegt. Er streichelte den Kopf des Kätzchens, das sich ihm auf das Knie gesetzt hatte, da es ihn nicht mehr beschäftigt sah.

„Sie sind sich so gar wichtig, diese Art von Leuten," sagte er, „daß sie sogar für das Einfachste und Gewöhnlichste immer besonderer Zurüstungen zu bedürfen glauben! Sie hätten das vor vier Wochen in dem Badeorte bequemer haben können. Aber diese Heirath, die weit hinausgeht über Alles, was ihres Gleichen je erwarten konnte, muß noch mit einer romantischen Zuthat gewürzt und aufgetragen werden, um der Phantasie der Tochter und der Eitelkeit der Eltern ganz genug zu thun. Sie wollen sich den Anschein des prüfenden und überlegenden Zögerns geben, wo sie Alles in Bewegung setzten an das Ziel zu kommen, und mit beiden Händen zugegriffen haben."

Der Pater hörte mit Erstaunen, daß der Abt die Wünsche der Familie kannte. Er hatte gemeint, eine Neuigkeit zu berichten und fand sich nun darin getäuscht. „Hochwürden wissen es also schon?" fragte er.

„Daß Graf Stefano hierher kommt? Das hat man mir gemeldet," gab der Abt zur Antwort,

während er bedächtig aus dem schön
Pokale nippte.

„Die Mutter sprach mit mir davon, i
denken hege, in wie weit die Vermittlung
rathsam und als zulässig zu erachten sei!
der Pater.

„Eine Gewissenhaftigkeit post festum
der Abt, „da die Sache eine abgemachte
Bischof hat für seinen Neffen des Vaters
halten. Der Baron muß also doch der Z
seiner Tochter auf eine oder auf die and
sicher sein!“

„Die Baronin hat Vorkehrungen getr
Grafen eine Wohnung im Dorfe zu ermit
merkte Theophilus, der seine Niederlagen
weniger leicht ertrug, als bei dem Spiele,
dem Abte einen Vorschlag zu unterbreite
welcher dem Kloster nützlich sein konnte.
hatte heut kein Glück, denn noch einmal kam
Abt zuvor.

„Graf Stefano wird in unsern Gastg
wohnen!“ sagte er. „Ich habe seinem Oh
getheilt, daß unser Haus zu seinen Dienst
Es giebt dem Grafen die gebührende Z

wenn er hier unser Gast ist; uns aber kommt es zu, es darzuthun, wie wir die Ehre schätzen, einen, wenn auch entfernten Angehörigen Seiner Heiligkeit in unserem Hause zu bewirthen."

Er brach damit ab, denn er hatte, was er auch bei dem kleinsten Anlaß, selbst seinen ergebensten Anhängern gegenüber nicht entbehren konnte, sein besseres Wissen und sein Uebergewicht wieder einmal unverkennbar dargethan. Das Weitere mochte sich der Pater, der seinen Meister kannte, selber denken, und das that er auch.

„Die Baronin will behaupten, daß der Graf des Papstes Gunst genieße!" sagte er.

„Der Bischof deutet mir das an!" versetzte Jener, „und man wird ihn danach zu empfangen haben. Mein Wagen soll ihm bis zum See entgegengehen."

Theophilus hatte das Schachbrett und das Kästchen in der andern Ecke des Gemaches an den gewohnten Platz gestellt, und noch während die Dunkelheit ihn halb verhüllte, sagte er:

„Man hat nach den letzten Auffindungen in den römischen Katakomben das Kloster der Franziskaner hier über dem Walde mit zwei Reliquien bedacht. In Zügen strömen jetzt die Gläubigen zu den Franziskanern,

und spüren dort in der Andacht wundersam
Wir sind an solchen Gnadenmitteln arm. Eine
am Ende eines Kalvarienberges zu errichten,
Baronin sich geneigt, besonders da der Doktor
klärt hat, daß sie in jedem Jahre hohe Bergl
zusuchen habe; und sie hat Vertrauen zu i
faßt."

Der Abt antwortete nicht darauf. „Der
Gang," sagte er, „den der Doktor an seinem
angelegt, nimmt sich gut aus. Es ist auch
loben, daß er bei seinen Gästen eine kleine T
die Armen einführt, und es freut mich, daß
seine Mutter sich nicht undankbar erweisen; der
meister rühmt, daß sie gefällig sind. Es
eigener Vortheil, und klug war ja die Mutter
Der Doktor hat jedoch zu lange in den *Hörsäl*
deutschen Hochschulen verweilt."

Er vollendete den Satz nicht, *sie waren ge*
der Abt und sein Vertrauter, sich auch mit
Worten zu verstehen.

„Der Doktor macht sich mehr als *Noth th*
Benedikt zu schaffen," entgegnete der Pater,
auch das Fräulein wendet diesem um seiner S
willen viel Antheil zu. Ich komme nie zu der *Ba*

ohne daß die Tochter mir von seinem Singen spricht. Sie kennt übrigens auch seine Herkunft, wie seiner Mutter Schicksale, und schon zu verschiedenen Malen habe ich sie oben vor Jakobäa's Hause angetroffen. Sie sitzt dort lesend oder zeichnend; sie hat Jakobäa sogar dahin gebracht, mit ihr zu verkehren und sie zu bewirthen. Selbst Jakobäa's Töchter hat sie heimgesucht, hat sie nach der Abendandacht, die sie um Benediktus willen nie versäumt, bis zu dem Armenhause zurückgeleitet — und Benedikt ist nicht, wie sonst, in sich gesammelt und mit sich im Frieden."

„Was will das sagen," erkundigte sich der Abt, der aufmerksam geworden war.

„Er hat es neulich im Refektorium offen ausgesprochen, daß der Lobgesang auf Rom ihm die Sehnsucht wachgerufen habe, eine Pilgerfahrt dorthin zu machen, und noch darüber fort bis zu dem heiligen Grabe hin. Er wandert wieder viel umher, er sucht außerhalb des Klosters die Einsamkeit. Er ist hastig und zerstreut, daneben aber unermüdlich vor der Orgel Gesang und Spiel studirend. Seine Eitelkeit ist wieder aufgestachelt."

Der Abt entgegnete ihm darauf Nichts, und erst nach einer Weile sagte er: „Jakobäa hat bis zu dieser

r ihr Vermögen noch Nichts fe
en es erfahren, daß sie für Nien
als für ihren Sohn. Ihn fo
nnte, würde nicht gerathen sein,
nden eben jetzt zu nehmen, wa
wonach sie fragen würden,
che sie erwarten, die Erbauun
den Gottesdienst in unserm
Die Freude ist mittheilsam, ist
dem kurzen Aufenthalt der Fre
von dannen scheucht, folgt des
wischen muß man auf Benedikt
n nächsten Sommer über ihn
igen sein."

t hatte während der Unterredung den
geleert, draußen von dem Thurm der
es neun. Durch die Stille des Klosters
wie die Schüler aus den Arbeitssälen
lafgemächern gingen, wie man die Thüren
loß.

lus stand noch neben des Abtes Sessel
e. Er wollte sprechen und zögerte doch
hing an dem jungen Mönche mehr als
mand sonst, sein Seelenheil lag ihm am

des Höchsten ziemt uns nicht! Er weiß, Jedwedem schickt und was ihm frommt, auch n nicht begreifen, und kleinmüthig verzagten fürchten."

Der Abt verließ damit das Zimmer; d ging still von dannen, die langen einsamen G hinab nach seiner Zelle. Er hatte seinen Ob zu gut verstanden. Aber sein Geist war trau Herz beschwert, und die Mitternacht fand wach auf seinem Lager, in Betrachtung und

Viktorinens Abwesenheit gefiel den Leuten nicht. Man hatte sich, da man sonst so Weniges erlebte, bereits daran gewöhnt, sie alltäglich auf ihrem buntgeschmückten Maulthier vorüberreiten zu sehen, und nach ihrem Kommen und Gehen auszuspähen. Die Frauen, die vor ihren Thüren arbeiteten, entbehrten ihren munteren Zuruf, die Kinder sahen sich vergebens nach der schönen Fremden um, die immer Etwas für sie in der Tasche hatte, und sogar Jakobäa betraf sich darauf, daß sie nach der Kirchthurmuhr hinüberblickte in den Stunden, in welchen Viktorine in dem Laufe der letzten Woche zu verschiedenen Malen bei ihr vorgesprochen hatte.

Es war durch den Verkehr mit Viktor
große Veränderung mit Jakobäa vorgegange
Leute merkten das vielleicht mehr noch als
„Es ist, wie wenn ihr die Augen wi
gegangen und ein Schloß ihr von dem M
genommen wäre!“ sagte die Magd, die bei
schafft's alt und grau geworden war.

Seit Jahren hatte Jakobäa nicht m
gedacht, Etwas für ihres Hauses Zier zu
war ihr gleichgültig gewesen, wie es drin
draußen aussah. Nur die gute Gewöhnung
angeborene Liebe für ihr Erbe, und der i
fest innewohnende Trieb, das Bestehende ni
gehen zu lassen, hatten sie dazu vermocht
wandelbarer Ausdauer täglich ihre Schul
thun, ohne eigenes Verlangen, ohne jede
Hoffnung. Jetzt mit einem Male war d

Sie hatte mit eigener Hand die lang v
weißen Vorhänge rund um das Haus an alle
aufgesteckt, und aus dem Schranke den
und Zeiten nicht benutzten schönen Krug he
um Viktorinen die Milch in demselben a
Der Knecht hatte die Bank unter den Bä
einem neuen Sitz versehen, die Ranken an

in dem Gärtchen schneiden und an die Latten binden müssen. Das war Alles, wer weiß wie lange nicht gethan worden, und auch an der schweren eisenbeschlagenen Truhe, in der sie die alten Verschreibungen und Papiere der Familie aufbewahrte, hatte man sie nicht herumhandtieren sehen so wie jetzt.

Das mußte Etwas zu bedeuten haben, so gut wie die Besuche von Pater Benedikt, der in den Tagen immer mit seiner Klasse des Weges gegangen und stehen geblieben war, mit der Mutter zu verkehren. Aber nicht nur mit seinen Schülern hatte er die Straße eingeschlagen, selbst früh am Morgen war er wieder und wieder hinaufgekommen und hatte sich mit seinem Buche hingesetzt auf die Bank am Brunnen, und hatte dagesessen, das Brevier in Händen, ohne es nur aufzumachen. Rasch wie in seinen Knabenjahren war er dann hinaufgestiegen in den Wald, und auch dort oben hatte der Knecht ihn lesend angetroffen, als ob er das im Kloster nicht bequemer haben konnte. — Sie hätten es wissen mögen, was er da oben wollte, was er bei seiner Mutter jetzt mit einem Male suchte.

Benediktus selber fragte sich das nicht, denn er scheute die Antwort, die er sich darauf hätte geben

müssen. Eine unüberwindliche Unruhe trieb umher, Vorstellungen, die er nie gehabt, gaukelte verschwimmendem Wechsel vor seinen Augen, rei ihn auf, sie zu verfolgen, ihnen nachzudenken, Mittel und Wege zu sinnen, wie er sie errei könne.

Er wußte es nur zu gut! Viktorine hatte gehabt mit ihrem Ausspruche, daß für den schlossenen Alles möglich sei, daß man Alles errei könne, wenn man nur die rechten Mittel wähle, das vorgesteckte Ziel zu kommen. Auch aus di Thale, auch aus seinem Kloster war ja zu Ende vorigen Jahrhunderts, als die Armeen Suwaroffs Schweiz durchzogen, einer der Mönche entflohen; obschon man es in dem Kloster abzuleugnen trac ging doch im Thale das Gerücht, daß jener flü gewordene Pater Paulus in Rußland zu großen E emporgestiegen sei, daß er ein Kriegsmann gewo sei, der zuletzt als General hoch in seines Ka Gunst gestanden habe, und daß einmal die Ki des Generals gekommen wären, um seiner Erinne willen das Kloster zu besuchen. Was für den Paulus möglich gewesen, was einem Andern gelu war, das konnte auch ihm gelingen und leicht gelin

wenn ihm Viktorine hilfreich dazu ihre Hand bot. Sie, die Einzige, die bis zu dieser Stunde Mitleid mit ihm gefühlt hatte, mehr als die eigene Mutter; die Einzige, deren Sinn nicht eingeengt war in dieser Berge, dieser todten Steine Riesenmassen, die ihm die Brust bedrückten, die ihn beängstigten selbst in seinen Träumen, wenn sie zusammenrückend ihm den Weg zur Flucht versperrten, oder zerschmetternd auf ihn niederfielen, sobald er an Viktorinens Hand des Thales Grenze überschritten zu haben glaubte.

Er konnte sich's nicht denken, wie er künftig in dem Thale leben sollte, ohne sie. Er begriff nicht, wie es werden würde, wenn er nicht mehr die Tage und die Stunden zählen konnte bis zu ihrem nächsten Wiedersehen?

Schwärmend und träumend war er an einem Morgen wieder hingezogen zu dem Brunnen an seiner Mutter Haus, zu der Stelle, an welcher Viktorine zuletzt wie ein Engel der Verkündigung und Verheißung vor ihm erschienen war.

Jakobäa sah ihn schon von ferne kommen. Die Leute waren alle, wie um diese Stunde immer, bei der Arbeit; sie war allein im Hause. Da er die Treppe nicht emporstieg, trat sie zu ihm hinaus. Viel

Reden war nie ihre Art gewesen, selbst ni
Benedikt, und zu sagen hatten sie einander a
viel gehabt, seit er im Kloster war.

Er bot ihr kurzweg „Guten Tag", sie g
das ebenso kurz zurück, und blieb oben unte
Vordach stehen.

„Die Bank ist neu gemacht," sagte Be
endlich, weil die Mutter ihn so unverwandten
ansah, daß er merkte, sein Schweigen wundre

„Die alte hielt nicht mehr!" gab sie ihm
wort. Er schöpfte den Becher voll, der an der
nen hing und trank daraus.

„Das Wasser ist doch das frischeste run
bemerkte er.

„Das spricht das Fräulein auch!" sagte di
hastig.

„Ist sie zurück?" fragte der Sohn, wäh
dem bloßen Gedanken an Viktorine ihm d
die Wangen färbte.

Die Mutter verneinte es. Sie wußte a
wann sie wiederkehren würde, und er wag
nicht, von ihr zu sprechen, aber Jakobäa that
hatte nur darauf gewartet.

„Ich sah es mit Verdruß, als sie zu

Male herkam," sagte sie und brach dann ab. Er fühlte, daß die Mutter Etwas auf dem Herzen hatte, und er hätte gern erfahren, was es sei; sie wußten sich aber Beide nicht zu helfen. Endlich trug der Mutter Ungeduld den Sieg davon.

„Komm hinein, es wird hier draußen heiß!" sagte sie, obschon kein Strahl der Sonne durch das dichte Laub der Bäume drang, und der Himmel sich bewölkte. Er folgte ihrer Mahnung.

Wie er nun drinnen in dem großen kühlen Raume saß, zog sie die Thüren des Hauses und der Stube zu, und sah sich um, als müsse sie sich ganz besonders überzeugen, daß sie Niemand höre. Dann blieb sie ihm gegenüber stehen.

„Gerufen hätte ich Dich nicht," sprach sie, „aber Du bist von selbst gekommen und sie hat mir gesagt, was ich ja gewußt habe von der ersten Stunde an, und was mir auf dem Herzen gelegen hat seit dem Tage, an dem Du Alles erfahren und hier gesessen und die Augen von mir abgewendet hast."

„Laß mich gehen, Mutter!" fiel er ihr in's Wort, „und laß das ruhen!"

„Nein," sprach sie mit eiserner Bestimmtheit. „Ich hab's in mir verschlossen alle die Jahre lang,

und kein Wort davon ist über meine Lippen
men. Einmal aber will ich's sagen. — Ich
nicht ansehen, sie und ihre schwarzen Röcke,
hier vorüberschleichen und schielen nach den
hinauf und gehen über meine Matten, als
sie die Stunde nicht erwarten, daß es ihre
ihre Kasten füllen und sie mästen wird.
Du es nun weißt! verschreiben thue ich's ihn
so lange ich noch meine fünf Sinne klar zu
habe. Für uns ist es gebaut, bei uns soll
bleiben!"

„Bei uns?" wiederholte Benedikt mit
„ich dächte Mutter, Du hättest gut dafür ges

Sie ließ ihn nicht zu Ende sprechen.
es auf einen Menschen herniederfällt, er w
wie, da hält er sich, woran er kann; da
Alles, da thut er Alles, was man ihn th
denn er kann sich nicht besinnen."

Und wieder hielt sie inne und sagte
leise, als fürchte sie den Ton der eigenen
„Wäre sie damals hergekommen, sie oder ein
der mehr von der Welt verstanden hätte a
meiner Zerschlagenheit, und es hätte mir
sagt wie sie: „was hast Du denn verbroch

hast Unglück gehabt und bist betrogen worden zum Erbarmen. Mache gut an Deinen Kindern, was an Dir gesündigt worden ist von ihrem Vater, denn sie haben Niemand auf der Welt, als Dich allein, und die Menschen werden ihnen den schlechten Vater um der guten Mutter willen nicht gedenken.“ Hätte mir Einer das gesagt, ich hätte es verstanden und danach gehandelt! Aber sie waren lüstern nach unserm Hab und Gut, und mit meinen weinenden Augen habe ich das nicht gesehen in meiner Angst, und habe es über mich und Euch gebracht!“

Ihre Rede war fest, sie verzog keine Miene, aber die Thränen liefen ihr über die Wangen. Sein Lebelang hatte der Sohn sie also nicht gesehen, es wendete ihm das Herz um in Erbarmen und in Mitleid. Er hatte sie nie so sehr als seine Mutter, sich als ihren Sohn, als Denjenigen empfunden, der berufen war, ihr ein Stützer zu sein in dem Schicksal, dem sie unterlegen war.

„Laß es gut sein Mutter, und sei ruhig!“ tröstete er sie. „Es klagt Dich Niemand an. Die Schwestern sind ja freudig in der Arbeit, die ihr Theil geworden ist und ich —“

„Lüge nicht!“ rief die Mutter, noch ehe er voll-

enden konnte. — „Ich weiß es Alles, sie ha
gesagt. — Du bist nicht ruhig, kannst es
werden. Gott hat die wundersame Stimm
die Brust gelegt, und wie die gefangene Dr
schellst Du Dir den Schädel an den Ma
denen sie Dich halten!“ — Sie stieß die
denen er es anhörte, daß sie ihr von Viktorine
mit Heftigkeit hervor, und sie erschreckten i
hätte er nicht, seit er die Fremde kannte, das
oft genug gedacht.

Die Mutter hatte seine Hand ergriffen
ihn hin bis zu der alten Truhe, die sie vor i
schloß. „Sieh!“ sagte sie, scheu wie die A
um sich blickend, „da liegt das Geld! Nim
geh! — Sie kennt Weg und Steg, sie hat
und hat Macht und Einfluß. Ich will D
folgen, und Beide wollen wir dann pilger
ziehen und knieen, Du und ich an rechter Stel
und Nacht wollen wir flehen vor Sankt
Thron! Alles will ich daran setzen! Opfer
bringen, so viel man heischen mag, de ich bi
als sie es vermuthen — nur daß Du
Hauses wirfst.“

Sie nahm aus einem kleinen S

Goldstücke hervor, sie ihm zu geben. Seine Blicke flogen danach hin, seine Hand streckte sich mit raschem Verlangen danach aus. Es war die Aussicht auf Befreiung, die ihn reizte, nicht der Besitz des Hauses und das Erbe. Aber vor sich selbst erschreckend, entfernte er sich von der Mutter. Denn jetzt, hier unter diesem Dache, hier unter der Mutter hartem Blick und Wort, trat plötzlich die nackte Wirklichkeit an ihn heran, und hob die gewaltige Hand auf gegen ihn und gegen sein Verlangen, und gegen die Hoffnungen, welche Viktorinens gauklerische Phantasie in ihm entstehen machten.

Hier von eben dieser Stätte war dereinst sein Vater durch sein Verbrechen fortgetrieben worden in die Welt. Durch diese Thüre war seine Mutter fast ein Menschenalter lang an jedem Tage früh und spät hinausgeschritten, ihre büßende Andacht in der Kirche zu verrichten. An diesem Tische hatte er gesessen, nachdem er es erfahren, daß und weshalb ihn seine Mutter mit einem heiligen Eide der Kirche angelobt. Und standen sie denn nicht mehr drüben, die Kirche und des Klosters Mauern? Hatte er das Gelübde der Mutter nicht auf sich genommen, und es aus eignem Entschlusse bekräftigt in der Stunde, in welcher er

die Weihen empfangen, in welcher er geschw
in Keuschheit, in Armuth und in Gehorsam
und ihren Freuden zu entsagen, um sein
Schuld zu sühnen und dem Herrn zu diene
für? — Was war denn über ihn gekommen?
er wußte es nur zu gut! — Er schlug ve
die Hände in einander; es stand schlimm un
um sein Heil!

Wie die rasch aufgestiegenen grauen
draußen — so düster und in so wildem Zu
die Gedanken durch sein Hirn. Er sah d
vor sich stehen und hörte doch daneben W
verlockende Worte, und vernahm sie auch, di
übertäubende Stimme seines Gewissens, die
lehnte gegen die Mutter und gegen Viktor
die niedergehalten wurde von jenem gehei
langen, vor dem ihm schauderte, daß er
rechten Namen nicht zu geben wagte.

Der Mutter Auge folgte jeder seiner Be
und Mienen, sie näherte sich ihm und zog ihn
Hand zu sich zurück. „Du zauderst?“ fragt
dem sie ihm ihr Gold noch einmal darbot.

„Der Wahnsinn kommt über Dich un
rief er, „laß ab von mir mit dieser Qual!“

„Du zauderst?" wiederholte sie mit Bitterkeit und von der wilden Gewalt des lang verhaltenen Schmerzes hingerissen; sie stieß seine Hand von sich und höhnte: „Bleib denn ihr Knecht, und trage ihre Kutte und ihre Ketten bis an Dein Lebensende!" und mit raschem Schlage den Deckel der Truhe zuwerfend, sagte sie: „Ich wollte, das Wetter, das dort aufsteigt, zerschmetterte das Haus und mich, ehe daß es ihnen in die Hände fällt!"

„Mutter! Mutter!" warnte und flehte Benedikt. „Es liegt schon Fluch genug auf diesem Hause!"

„So geh' hinweg von seiner Schwelle! geh! und sing' und bete mitten unter ihnen, die ihre habgierigen Hände heuchelnd falten, bis sie es an sich gerissen haben werden, all unser Hab und Gut! Und kehre mir nicht wieder, denn Du hast kein Herz, keine Ehre! Du bist zu feig zu sühnen, was Dein Vater an mir gesündigt hat! Nicht einmal es zu versuchen hast Du Muth! — Muß es denn mit uns aus sein und mit unserm Hause, so sei's je eher, je besser! Geh! auf Nimmerwiederkehr!"

Sie lachte laut auf wie im Irrsinne. Es fuhr ihm kalt durch Mark und Bein. Wie die fahlen Schwingen aufgeschreckten Nachtgevögels, verwirrend

und ungreifbar, schwirrte es durch seinen Si
ihm davor graute.

„Auf Nimmerwiederkehr!" sprach er ih
nach, und sie fliehend, um sich vor sich selbst
eilte er von dannen.

Sechstes Capitel.

In Pater Theophilus' Brust schlug ein mildes, weiches Herz. Er liebte Benedikt wie sein leiblich Kind, und härmte sich um der Versuchung willen, der er ihn ausgesetzt und um den Kampf, in welchen er ihn verwickelt wußte.

Als er sich vor jenen langen Jahren Jakobäa's angenommen hatte, war es ihm nur um sie und um ihr Heil zu thun gewesen, wo des Abtes weitblickende Klugheit gleich im ersten Augenblicke die Vortheile erwogen hatte, welche das Mißgeschick der Rathsuchenden dem Kloster bringen konnte, wenn man es richtig zu benutzen wußte; und Jakobäens und ihrer Kinder Heil und Frieden lagen dem greisen Pater auch noch jetzt am Herzen, wenn schon er seines Oberen Zwecken diente.

Er selber hatte keine Angehörigen [illegible] mehr. Das Kloster war seine Heimath, die Brüderschaft seine Familie geworden, wie der Doktor es Viktorinen zutreffend genug bezeichnet hatte. Aber der unabweisliche Trieb der menschlichen Natur nach irgend einem Wesen, dem er seine liebende Sorge, seine Pflege angedeihen lassen konnte, jenes Verlangen, das dem Einsamen die Spinne werth macht, welche sich an das Fenster seines Zimmers heftet, war in des Mönches sanfter Seele darum nicht erloschen, und seine ganze Zärtlichkeit hatte sich Benediktus zugewendet. [illegible] Gebete galten ihm, seine Gedanken folgten i[illegible] Liebe wachte über ihn. Er hatte es deshalb mit Genugthuung vernommen, daß Viktorine [illegible] Tage das Thal verlassen hatte, [illegible] Abwesenheit solle Benediktus heilsam werden, und ihm Ruhe gönnen. Der Jüngling aber war [illegible] Ruhe weit entfernt.

Wie ein Sturmstoß den Ast vom Ba[illegible]ne, so hatte der Mutter ungemessene Leidenschaft ihn hinweggetrieben von der Schwelle seines Vaterhauses. Er war gegangen, er wußte nicht wohin. Keines festen Gedankens, keiner klaren Vorstellung mächtig, war er vorwärts geeilt, nicht achtend des schweren

Wetters, das emporstieg, nicht achtend des stärker und stärker werdenden Sturmes, mit dem das finstere Gewölk, das Licht verschattend, in das Thal einzog.

Schon waren der Berge Gipfel nicht mehr sichtbar, schon hörte sich's wie ferner Donner in der Luft; die Vögel suchten ängstlich gegen den Wind ankämpfend ihre Nester. Von dem breiten Fahrwege, der das ganze Thal durchzog, wirbelte hoch der Staub empor. Ein fahler Sonnenstrahl, der durch die Wolken niederfiel, durchleuchtete ihn einen Augenblick, dann ward es wieder dunkel, und nur der weiße Gischt erglänzte noch auf den finstern Wellen des Bergwassers, das durch das zitternde Gras der Wiesen rauschte. Mit grellem Streiflicht zuckte ein Blitz vorüber. Den Laut des Donners verschlang das Heulen des Sturmes. Er beugte die Wipfel der Bäume, daß die Aeste knarrend stöhnten. Hier flog zwischen den Blättern, die er vor sich hertrieb, ein Zweig, dort ein anderer zu Boden. Ein neuer heftiger Sturmstoß, ein flammender Blitz, ein Donner, der von den Bergen wiederhallte, daß alle Kreatur davor erbebte — und in prasselnden Strömen fiel schallend der Regen vom Himmel auf die Erde nieder.

Benedikt hatte den Aufruhr in den Elementen kaum empfunden. Mit festem Schritte war er angegangen gegen den brausenden Wind; es hatte ihm wohlgethan, einen äußeren Widerstand zu besiegen, weil er des inneren nicht Herr zu werden vermochte. Ohne sich zu fragen, wohin er wolle, war er, von seiner Unruhe getrieben, fort und fortgegangen, bis er aufathmend sich auf der Klostermatte wiederfand. Ein unbewußtes Verlangen hatte ihn hingezogen nach der Stätte, an welcher er sie zuerst allein getroffen, nach dem Platze, an dem sie ihm wieder zu begegnen verheißen hatte.

Er wußte, daß sie nicht da sein konnte, und sein Auge suchte sie doch! Er wußte, daß er sie liebte — leidenschaftlich liebte, — er, der gottgeweihte Mönch, für den es Meineid war, an sie zu denken! Und doch fühlte er sich versucht, nach ihr zu rufen, nur um den Namen auszusprechen, in dem für ihn sich alles Glück und alles Leid zusammendrängte; aber er preßte den Laut in seine Brust zurück. Er fürchtete, sie werde ihm erscheinen: ein Truggebild, sie und doch nicht sie, die Verlockung zu vollenden, die wie mit einem Zauber ihn befangen hatte seit der Stunde, in welcher sie ihm den Sinn umstrickt mit ihrem Singen, und

ihm den Blick eröffnet hatte in die Welt, in der sie lebte.

Er lehnte wieder unter dem Baume, an welchem er dazumal gestanden. Drüben, jenseit der Thalschlucht lag sein Vaterhaus, zur Rechten stiegen die Mauern und Thürme des Klosters in die Höhe; aber der dichte Regen und die tief im Thale ziehenden Wolken verschleierten die Einen wie das Andere, daß er es sah, als wäre er weit davon entfernt, als wogten die Wasser eines Meeres zwischen ihm und jenen Stätten, als schwellten und stiegen sie um ihn empor, in neuer Sündfluth ihn und alles Erschaffene zu verschlingen, um ein Ende zu machen dem Kampfe und den Qualen, denen er sich nicht gewachsen fühlte.

Wie ein Schwert war die Erkenntniß, daß er in Liebe für ein Weib entbrannt sei, durch seine Seele gefahren und hatte sie in sich zerspalten, daß sein Wünschen und Begehren sich wie Feinde erhoben gegen seinen Eid, und sich nicht beugen wollten vor dem Ruf des eigenen Gewissens. Er wollte sich besiegen und streckte sehnend die Arme aus nach ihr, die all das Unheil über ihn gebracht, die auch seine Mutter aus ihrem schwer errungenen Frieden aufgescheucht, die

ihr das Herz verwandelt hatte wie ihm; verwandelt, wie der Freund es warnend ihm vorausgesagt — daß keine Macht den Zauber lösen konnte, der ihn gefangen hielt und an sie band; daß Nichts ihm übrig blieb, daß er verloren war, verloren hier und dort in alle Ewigkeit!

Die Gewalt des Wetters hatte sich ausgetobt, der Regen fiel allmälig still und dicht hernieder. So weit sein Auge reichte, war kein Mensch zu sehen. Frei war er in diesem Augenblicke! Wenn er diese Gelegenheit benutzte, zu entfliehen, wenn er diese Stunden benutzte, das Thal zu verlassen, so war ein weiter Vorsprung für ihn möglich, und Beistand zu finden durfte er gewiß sein, wenn er dem Dringen der Mutter, der Weisung Viktorinens nachgab. In dieser Stunde, vielleicht in keiner anderen jemals wieder, hatte er sein Schicksal in der Hand.

Er brauchte nur zu wollen, und er konnte erreichen, was ihn in seinen Knabenträumen so gereizt. Die Welt lag vor ihm offen, wenn er die Kraft, den Muth besaß, sich jetzt in sie zu stürzen.

Den Muth! Die Kraft!

Er hielt mit einemmale inne. Den Muth, mit allen seinen Kräften nach Befriedigung seiner Be-

gierden zu ringen, den besaß jedweder rohe Mensch, den besaß sogar das wilde Thier! —

Aber war das die Kraft, nach der er getrachtet hatte, als nach seinem höchsten Ziele? Der Muth der irdischen Selbstsucht, was hatte der gemein mit jener Kraft und jenem Muthe all der Tausende von Männern und Frauen, die, der Welt und ihrem trügerischen Schein entsagend, auf all ihr menschlich Wollen und Begehren verzichtet hatten, dem Heilande nachzufolgen und ihm ähnlich zu werden, dem Gottessohne, dessen Bild sich hier vor ihm erhob?

Er schlug sein verdüstert Auge scheu empor zu dem Kreuze, das inmitten der Klostermatte aufgerichtet stand. Wie oft hatte er vor demselben geknieet, ein Knabe noch, als sein ungezähmter Sinn sich widerwillig aufgelehnt gegen den Gedanken, das Ordenskleid zu tragen! Wie viele Stunden hatte er sich hier versenkt in Betrachtung und Anbetung des Lebens und des Beispiels dessen, der es der Menschheit kund gethan, wie sie zu leben habe, um sich emporzurichten aus der Finsterniß zum Licht, aus der Erde Schlamm in reinere Regionen. Hier an dieser Stelle hatte er geknieet auch an dem Abende des Tages, an welchem er die Weihen empfangen, und hatte freudigen Herzens

die Eide wiederholt, die er gläubiger Ueberzeugung
voll, am Altar ausgesprochen, in Keuschheit, in Armuth
und in Gehorsam zu verharren bis zu seinem letzten
Athemzuge, um ein würdiger Verkünder zu sein der
höchsten Gedanken, deren die Menschenseele fähig ist,
und deren sie nöthig hat, um nicht herabzusinken zu
dem Thier: die Selbstverleugnung und die Nächsten-
liebe.

Er fiel auf seine Kniee, und als hätte ein
Gnadenschatz sich angesammelt hier an dieser Stelle, so
erweichte sich sein Schmerz. Der feste Glaube, der
ihn hier so oft erhoben, die fromme Zuversicht und
Rührung früherer Tage, sie dämmerten wieder in ihm
auf. Sie leuchteten ihm hell und heller in das
Dunkel seines Kampfes, und träufelten milde, be-
seligende Wehmuth in sein Herz.

Er preßte seine heiße Stirne gegen das Kreuz, er
rief in flehender Angst zu ihm empor, der aller Ver-
suchung und Verlockung widerstanden, der gerungen
und gekämpft hatte als des Menschen Sohn, der wie
ein Mensch geschaudert hatte vor der Bitterkeit des
Schmerzes und des Todes, und der dennoch über-
wunden hatte im Glauben und im Vertrauen, und
hingegangen war, den Kreuzestod zu leiden — er, der

Sündenfreie! Der auf sein schuldlos Haupt genommen die ganze Sündenlast der Menschheit, die vor ihm gewesen war und die nach ihm zu kommen hatte — also auch die seine!

Mit beiden Armen klammerte er sich an das Kreuz. — Er konnte wieder beten: für sich, für seine Mutter, und auch für sie! Er konnte beten, und er konnte weinen. —

Es war schon gegen den Mittag hin, als er endlich durch das Thor des Klosters einging. Man hatte ihn vermißt, und fast gefürchtet, daß ihm ein Unfall bei dem schweren Wetter zugestoßen wäre. Seine Erschöpfung fiel nicht auf, sie war nur zu erklärlich, und man sah ihn ruhig nach seiner Zelle gehen. Nur Pater Theophilus folgte ihm dorthin, des Greises Auge war so wenig wie sein Herz zu täuschen.

Er fragte, was geschehen sei.

Statt der Antwort warf sich Benedikt in seine Arme; der Greis hielt ihn an seinem Herzen fest. Er drang nicht mehr in ihn, da Jener schwieg. Er kannte seinen Schüler und wußte, wie er ihn zu nehmen hatte.

Benedikt hatte sich von ihm los gemacht und war

müde auf sein Lager hingesunken. Der Greis saß schweigend neben ihm. Erst als man zum Mittagmahle läutete, legte er seine Rechte auf des Jünglings Stirne.

„Richte Dich auf, mein Sohn!“ sprach er zu ihm. „Dein Gewand ist durchweicht, Deine Hände und Dein Antlitz sind kalt und klamm. Folge mir, daß wir Deine Kleider trocknen. Du hast Trank und Speise nöthig. Komm!“

Benedikt schüttelte verneinend das Haupt. „Nichts habe ich nöthig!“ stöhnte er. „Nichts auf dieser Welt, als Einsamkeit und meines Heilands Gnade!“

Der Greis erschrak vor diesem Aufschrei, doch er verbarg es still, und sich zu dem Jüngling niederbeugend, sprach er:

„So bleibe hier! und lege vor ihm nieder, was Dein Herz bedrängt. Ich will im Geiste bei Dir sein die Nacht im Wachen und Gebet, während Du Deine Seele sammelst. Morgen —“

„Morgen,“ fiel ihm Benediktus ein, „morgen, mein Vater, wirst Du mich ja hören!“

„Und Gottes Gnade wird mit uns sein!“ tröstete der Greis. Benediktus aber verbrachte den Tag und auch die Nacht in Fasten und Gebet.

Siebentes Capitel.

Früh am andern Morgen knieete, als die Frühmette gesungen war, der Jüngling vor dem Beichtstuhl, in welchem Pater Theophilus Beichte hörte.

Das Gewitter des vergangenen Tages hatte die Natur erfrischt, die Kirchenthüren standen offen, der Morgenluft den Einzug zu gestatten. Die Sonne schien warm hinein. Sie beleuchtete die Weihrauchswölkchen, welche von der Frühmette her noch durch des Chores Gewölbe zogen. Eine verirrte Schwalbe schoß unter dem hohen Dome hin und wieder, ängstlich den Ausgang suchend, während die geöffneten Thüren ihr doch denselben boten. Sonst regte sich in der Kirche Nichts. Nur den schweren Pendelschlag der Thurmuhr vernahm man in der tiefen Stille.

Benedikt hatte seinem Beichtiger das tiefste
seines Herzens bloß gelegt. Er hatte Nichts z
behalten, Nichts beschönigt. Wie er in den b
Stunden dieser Nacht unerbittlich die letzte Falte
Herzens vor sich selbst enthüllt, so sprach er jetzt
seinem Beichtiger all sein Irren und sein Fehlen,
sündhaft Wünschen und sein frevelnd Hoffen aus.

Er berichtete, wie Viktorinens Herantreten
überrascht, wie ihr Gesang ihm Leib und Seele a
geregt. Er klagte sich an, daß er sein erstes einsam
Begegnen mit ihr geflissentlich verschwiegen, daß d
Doktors wohlgemeinte Mahnung ihn nur noch leb
hafter gereizt habe, die Sängerin wiederzusehen. E
gestand, wie er sich absichtlich betrogen, wie bei aller
Begeisterung, welche er für die Kunst empfinde, e
nicht die Liebe zur Musik allein gewesen sei, die ih
die Fremde suchen machen, sondern die Leidensch
der Liebe für sie selbst, in ihrer ganzen verzehrenden
Gewalt.

Er schilderte dem Greise, wie Viktorine ih von
einem Leben in der Welt und in der Kunst ge vorher
habe, bei welchem ihm der Erdenfreuden und Be
wunderung reiches Maß nicht fehlen könne; wie sie
ihn auf die Möglichkeit verwiesen, durch den höchsten

Priesters Gnade seiner Eidespflicht enthoben, und zur Rückkehr in die Welt, zur freien Hingebung an die Kunst ermächtigt zu werden. Selbst daß sie seiner Mutter das gleiche Ziel als ein für ihn erreichbares bezeichnet, und daß die eigene Mutter mit flehender Bitte in ihn gedrungen habe, das Wagniß zu bestehen, um dann als ihres Hauses Erbe sein Geschlecht einst fortzupflanzen, selbst das enthielt er seinem Beichtiger nicht vor.

Aber seine Stimme bebte, seine bleichen Wangen röthete die Scham, als er diese Worte über seine Lippen gehen ließ, und obschon er des Sprechens ebenso gewohnt, als des Ausdrucks mächtig war, verstummte ihm der Mund. Erst des Paters Frage, was er erwidert und gethan habe auf der Mutter Vorschlag, rief ihn aus seiner Versunkenheit empor.

„Wie des Irrlichts Flamme, die in die Tiefe lockt, aus der kein Wiederkehren ist,“ sprach er, „so erglänzte und lockte das Gold vor meinen Augen. Es war der Schlüssel zu dem Glück der Welt. Eine höllische Versuchung stellte mir in Bildern, die ich nie erschaut, ihre Freuden in hellstem Lichte vor, und es war der eignen Mutter Hand, die es mir bot, es war meine Mutter, die in mich drang, zu fliehen und

des Lebens zu genießen in der Welt, in welch…

Er hielt inne und preßte die gefalteten … gegen seine Stirn.

Theophilus erbarmte seiner, doch schonen … er ihn nicht. „Vollende!“ mahnte er, „und spri… aus, was Du zu denken nicht gescheut hast. … war das letzte Ziel, nach dem Du strebtest in … Welt?“

„Gönne mir's, mein Vater, daß mein Mund nicht mehr nenne!“ bat der Jüngling kaum verneh… bar, und auf seine inbrünstig gefalteten Hände fiel ein paar heiße schwere Thränentropfen nieder.

Der Pater ließ ihm eine kleine Rast.

„Und was hielt Dich zurück?“ fragte er danach.

„Nicht meine Kraft, mein Vater!“ bekannte Benedikt. „Mir wallte das Herz auf in sündiger Begier. Ich streckte die Hand aus, ich war entschlossen, schon ich wußte, was ich damit that. Da — — wie soll ich's nennen, was mich plötzlich hielt und bannte?“ Und noch einmal stockte ihm das Wort, daß Theophilus ihn zu sprechen mahnen mußte.

„Ich dachte nicht an Gott, nicht an den Heiland, nicht an mich und meiner Seele Heil, nicht an die Verdammniß, der ich mich überliefern wollte. Es

war kein heiliger Gedanke, der mich zaudern machte. Eine weltliche Rücksicht war es ganz allein. Ich fühlte ein Mitleid, ein Erbarmen mit der Mutter. Ich sah ihr verstörtes Angesicht, das zornige Feuer ihres Blickes, und ich sagte mir: des eidbrüchigen Mannes unglückseliges Weib soll nicht die Mutter eines Sohnes sein, der seinen Eid gebrochen hat! — Sie soll sich vor den Menschen des Sohnes nicht zu schämen haben wie des Gatten, nicht zu büßen haben auch für mich! Besser, daß ihr Zorn sich auf mich richtet, als daß der Heiland sein Antlitz wenden muß von ihr, auf der des Unheils und des Fluches genug schon lastet!"

„Hast Du ihr das ausgesprochen?" fragte Theophilus, dem ungesehen die Augen übergingen, daß er sie trocknen mußte mit der Hand.

Benediktus verneinte es. „Ich war mit meiner Kraft zu Ende, die Versuchung war zu groß, ich konnte Nichts als fliehen!" — und von der Gewalt seiner unterdrückten Leidenschaft rasch und rascher vorwärts getrieben, sprach er dem Beichtiger von dem Widerstreben seines Sinnes, von der Auflehnung seines irdischen Menschen gegen das Begehren, sich aus der sündigen Verirrung emporzurichten und seine Seele

zu erheben zu dem Herrn und Heiland in freu
Entsagung. —

„Hilf mir dazu, mein Vater!“ flehte er, „
mir, daß ich nicht erliege unter dem Sturm der Si
der mich verwirrt, daß ich Nichts sehen und den
kann, als sie — als sie allein!“

Er brach zusammen, in seinem Schmerz v
stummend. Der Pater störte ihn nicht, er ließ ih
sich zu sammeln Zeit, und er hatte auch mit sich sel
zu Rathe zu gehen. Er war katholischer Christ au
tiefster, treuster Ueberzeugung; er hatte das Ordens
kleid als das höchste Ehrenzeichen angelegt, nach den
sein frommes Herz getrachtet, und nie ein anderes
Ziel gekannt, als in Gottesfurcht und Menschenliebe
sein Dasein in des Klosters heiliger Abgeschiedenheit
zu verbringen, bis des Herrn Wille ihn dereinst rufen
würde, um ihn gnädig einzuführen in die Gefilde
einer besseren Welt, hin zu des Paradieses heiligen
Pforten. Sein ganzes irdisches Wünschen hatte sich
auf Benedikt bezogen. Ihn hatte er fortschreiten zu
sehen gewünscht in Wissenschaft und Kunst, für ihn
hatte er ehrgeizige Hoffnungen gehegt. Er war stolz
gewesen auf des Jünglings mächtige Stimme, und
was er sich bisher nicht eingestanden hatte, selbst auf

des jungen Mannes stattliche Gestalt und Schönheit. Er empfand dies jetzt mit schwerer Reue, als er in das bleiche, schmerzzerrissene Antlitz schaute, das zu ihm emporsah. Auch er hatte gefehlt, auch er hatte sich anzuklagen. Weil du an einen sterblichen Menschen, so sagte er sich, dein Herz gehängt, mehr als dir heilsam war, trifft dich des Herrn Hand in diesem Gegenstande deiner Erdensorgen, und dir geziemt's, mit ihm zu büßen seine Schuld, ihm tragen zu helfen, was ihm auferlegt ist, auch um deiner eigenen Sünden willen!

Hätte er seiner Einsicht folgen, nach seinem Ermessen handeln dürfen, so würde er Benediktus mit irgend einem Auftrage, der angestrengte Arbeit erheischte, weit weg entsendet haben in ein fernes Land; aber des Abtes Wille hatte anders über ihn bestimmt und Theophilus hatte sich vor dem Willen seiner Oberen in Gehorsam zu bescheiden.

Sein unbeirrtes, kindliches Vertrauen in die göttliche Vorsehung kam ihm dabei zu Hülfe. Es gab ihm die Festigkeit, deren er zum Troste für sich und Benedikt bedurfte. Der Abt hatte es ausgesprochen, daß es dem Menschen nicht zustehe, in des Höchsten Fügung vermessen einzugreifen. Wer durfte Bene-

diktus also zu schützen trachten, wenn des Hi
Weisheit es beschlossen hatte, ihn in Versuchung f
zu lassen, damit er ringen und kämpfen und sich
siegen lerne? — Und wieder tauchten die Vorliebe
das ehrgeizige Hoffen für den Sündigen, ohne da
sich dessen bewußt ward, in dem frommen Greise a
Sie waren ja Alle viel geprüft worden, und sch
versucht, und hatten unterlegen und sich erst in heiß
Kämpfen zu befreien trachten müssen, die heilig
Märtyrer, die Blutzeugen und Nothhelfer, um dere
selige Häupter jetzt der Glorienschein erglänzte. So
mußte denn auch Benediktus sich unterwerfen, sich dem
Rathschluß Gottes unterwerfen, und sich zu erretten
suchen durch Kasteiung seines Fleisches, durch Erhebung seines Geistes; an Theophilus aber war es, ihm beizustehen, ihn zu ausharrendem Ueberwinden zu ermahnen.

Mit beredtem Worte sprach er dem Zerknirschten zu. Was ihm selber wie eine Erleuchtung in der Nacht der Trübsal gekommen war, das goß er ernst und doch erbarmungsvoll dem Schmerzzerrissenen in das Herz.

„Seit Du die Hände zu falten vermochtest und Deine Lippen die Worte stammeln konnten,“ sagte er,

„hat man Dich angehalten, das Gebet zu sprechen, das der Heiland uns gelehrt. Früh und spät hast Du mit seinen Worten zu dem Herrn gefleht: Führe uns nicht in Versuchung! Und da die Versuchung nun an Dich herantritt, da der Allweise sie Dir in Deinen Weg stellt, damit Du Dir bewußt würdest Deiner Unzulänglichkeit, und angetrieben Dich um so inbrünstiger zu ihm zu wenden, von dem allein uns Heil und Hilfe kommt, jetzt denkst Du sie nicht zu bestehen die Prüfung, die der Herr Dir zuerkennt? Jetzt denkst Du feig zurückzuschrecken vor der Arbeit an Dir selbst, die Dein zugewiesen Theil ist? — Ist das der Glaube an die Vorsehung? Ist das die Nachfolge des Heilandes, der sein Kreuz auf sich genommen hat, und zu dem Du Dich bekannt hast?“

Benediktus neigte das Haupt hernieder. „Es ist in der Creatur,“ fuhr der Greis mit wachsender Strenge fort zu ihm zu sprechen, „daß ihre Verzagtheit widerspenstig vor dem Leidenmüssen schaudert. Auch der Heiland, so lange die Menschlichkeit ihn noch umhüllte, hat sich niedergeworfen auf seine Kniee und hat emporgeschrieen zum Vater: Herr! ist’s möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! — und da der Erdenleib ihn bannte in den irdischen Schmerz, ist er

verzagt und hat in seinem Zweifel aufgest[illegible] Ent: mein Gott! warum hast Du mich verlassen? — er hat das Erdenleben überwunden und den Tod, ist eingegangen in das ewige Leben, aus dem niederblickt auf einen Jeden, und sich wendet zu ei Jeden, der in der Versuchung Angst und Noth Auge und das Herz zu ihm erhebt. Und Du woll feige fliehen, da Dein Erlöser mit Dir ist? Das ferne von dem, der ihn erkannt hat und sein G löbniß abgelegt auf ihn."

Er faltete die greisen Hände zu schweigender Gebet. Die Stille wirkte auf Benediktus noch ge waltiger als des frommen Paters Mahnung. Wi hatten sie ihn sonst entzückt, der frische Lufthauch, der so leise durch die Kirche zog, das Sonnenlicht, das durch die Fenster leuchtete! — Jetzt aber kühlte der Lufthauch seine heiße Stirn nicht, das Sonnenlicht er= freute ihn nicht mehr, es lockte ihn nicht hinaus in die Natur, die Gott erschaffen. Er hätte sich verber= gen mögen in der Klostermauern engste Zelle, gefesselt hätte er sein mögen, um nur seines freien Willens ledig zu sein, um sie nicht suchen zu können, ihr nicht mehr begegnen zu können, auf die alle seine Gedanken hingewendet waren im Wachen und im Traum.

„Was hast Du über mich beschlossen? Was soll ich thun, mein Vater?“ fragte er endlich bang beklommen.

„Des Tages Arbeit so wie immer!“ gab der Greis zur Antwort.

Benediktus zuckte vor dem einfachen Gebot zusammen. Der Greis bemerkte es, und er wußte, was der Andere erwartet hatte; aber es stand nicht bei ihm, dem Jünglinge die Art von Buße aufzuerlegen, nach welcher es dem Schwankenden verlangte.

„Deine Tagesarbeit,“ wiederholte Theophilus, „muß von Dir gewissenhaft geleistet werden, damit im Kloster Niemand durch Dich Aergerniß empfange, damit Niemand aus der Schülerzahl irre werde an dem Beispiel eines unserer Brüder, der ihnen zum Lehrer und zum Vorbild dienen soll. Arbeiten sollst Du vor der Menschen Augen, und knieen vor dem Herrn in Fasten und Gebet, daß er, der Dir die Versuchung auferlegt, Dir die Kraft verleihe, ihr zu widerstehen; daß er Dich stärke und Dich rüste mit des Wortes Macht, auch die Mutter, die Dich geboren hat, zurückzuführen von dem Wege des Verderbens, auf den sie hingerathen ist, damit nicht untergehe in

Verdammniß sie und ihr ganzes in Sünde und
brechen geborenes Geschlecht!" —

Er legte ihm dann die Art der Fasten, die
und Zahl der geistigen Uebungen auf, denen Ben
sich unterziehen sollte, er sprach den herkömmli
Segen über ihn, und verließ den Beichtstuhl und
Kirche.

Benediktus aber lag noch da in Reue und Z
knirschung ganz allein. Erst als die Glocke zu
Gottesdienst der Schüler rief, erhob er sich, und mü
und langsam wie Einer, der eine schwere Bürde träg
ging er, wohin die Pflicht ihn rief — heiligen Willen
voll, aber erbangend vor dem Kampfe, den er kämpfen
sollte, und vor dem langen Leben, das noch vor
ihm lag.

Achtes Capitel.

Viktorine hatte ihre Anverwandten wohlauf angetroffen. Die Begegnung mit ihnen, die gemeinsame Reise waren ein ununterbrochener Genuß für sie gewesen, und die Neuangekommenen in dem Thale herumzuführen, in welchem sie seit Wochen heimisch geworden, war ihr der Gipfel des Vergnügens.

Der Vetter und der Oheim, die mitgekommen waren, versicherten, daß die Baronin und Viktorine nie besser ausgesehen hätten, als eben jetzt; die Cousine fand das Reitkleid, das Jene sich für das Gebirge ausgesonnen und nach dem Bedürfniß zurecht gemacht, viel schöner als die sämmtlichen Anzüge, welche sie daheim und unterweges in den ersten Magazinen angetroffen hatte. Die Baronin merkte es erst in dem Beisammensein mit einer größeren Anzahl von Per-

sonen, daß ihre Kräfte in unerwarteter Weis
nommen hatten. Der Doktor wurde mit Anerke
überhäuft, das freundliche Haus belobt, die Kü
der Eßlust von Bergsteigern genossen. Es war
wie bei der Ankunft der Baronin, nur daß man
nicht der phantastischen Freigebigkeit befleißigte,
Viktorine an den Tag gelegt hatte; und die Gäste
die Wirthe waren voll Zufriedenheit, beseelt von be
Laune.

Am Nachmittage des zweiten Tages regnete
ein wenig. Die beiden älteren Frauen plauderten a
Kaffeetisch, die Männer spielten Karten, Viktori
hatte sich mit der Cousine in ihrer Gallerie niederge
lassen. Sie wollte den Hut derselben nach ihrer Er
findung aufstutzen, und die kleine lockige Nanette sah
mit Staunen und Vergnügen, wie ihr das Vorhaben
gelang.

„Es ist unglaublich," sagte sie, indem sie vor
Viktorine niederknieend, die Schleife betrachtete, welche
diese eben an der linken Seite des Kopfes so geschickt
befestigt hatte, daß sie den Rand des Schirmes hob,
die Feder fest hielt, und den breiten Bändern doch alle
Freiheit ließ, flatternd die Schultern zu umspielen,
„es ist unglaublich, wie Du das Alles anzufassen,

Alles nach Deinem Sinn zu machen weißt! Dir glückt wirklich Alles, was Du in die Hand nimmst!"

Viktorine ließ sich nicht in ihrer Arbeit stören. Sie wußte, daß sie das Ideal Nanettens war, daß der Kleinen höchster Ehrgeiz dahin ging, es ihr womöglich nachzuthun, bewundert und gefeiert zu werden wie sie, und das machte ihr das Mädchen lieb. Sie hielt den Hut prüfend in die Höhe, besah ihn von vorne, und meinte dann: „Das ist angeborenes Geschick und freilich auch ein wenig künstlerische Bildung. Indeß diese sich anzueignen, muß eben eine Anlage dazu vorhanden sein, und zuletzt kommt's immer und überall auf die tiefsinnige Weisheit der Meerkatzen im Faust hinaus:

Und wenn es glückt
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken!

Damit Du aber siehst, daß ich wirklich geistreiche Einfälle habe, werde ich Dir hier oben noch, als Krönung des Gebäudes, die Spielhahnfeder hinstecken, die Du unterwegs gekauft hast."

Nanette fand das entzückend, Viktorine nestelte und heftete eifrig an den Bändern, an dem Schleier, und ließ es dabei geschehen, daß die Cousine in der

Gallerie hin und wiedergehend, sich die Ze
die Bücher, die Noten, die Pflanzen und di
fachen Gegenstände ansah, die auf den Tisch
breitet waren.

„Wenn man sich das Alles so betrachte
das junge Mädchen, „dann begreift man
wie Du es hier in diesen Wochen auch oh
Gesellschaft ausgehalten hast. Ich hatte Di
beklagt, weil Du so lange in dieser Weltab
heit verweilen mußtest."

„Du kennst die Gesellschaft nicht so
als ich!" warf Viktorine hin, und versuchte
eine Stahlschnalle an dem Hute anzubringe

„Die Gesellschaft, in der man täglich
im Grunde Jeder von uns zur Genüge,"
nette, die doch eine verhältnißmäßige Erfahre
zu geben wünschte, „aber eben weil man d
ten Gesellschaft, der gewohnten Umgebung
geht man ja auf Reisen."

Viktorine lächelte. „Der holde Schatz!
noch auf Reisen, um neue Eindrücke zu e
geistreiche Bekanntschaft zu machen! Auf E
in Dampfschiffen! wo der Eine wie der An
Bädeker und Murray in der Hand hält, w

mehr weiß, als er gedruckt vor Augen hat, und Keiner an etwas Anderes denkt, als an sein Gepäck und an sein Unterkommen in dem nächsten Nachtquartier!“

„Man bleibt aber doch nicht immer in der Eisenbahn. Man lebt in fremden Ländern, unter fremden Menschen, man trifft doch bisweilen wirklich geistreiche Männer an!“ — wendete Nanette ein.

„Geistreiche Männer,“ wiederholte Jene mit leichtem Spotte, „geistreiche Männer, denen wir und unsere Schönheit neu sind, die sich überrascht von ihr, die sich hingerissen von uns zeigen, deren Huldigungen wir noch nicht empfangen haben! Indessen — ob man Dir das englisch und französisch zu verstehen giebt, es ist im Grunde immer nur dasselbe, und läuft im besten Falle doch zuletzt darauf hinaus, daß man, mit welcher Wendung es auch sei: uns und was wir an Besitz besitzen, zu besitzen wünscht! Das aber ist recht langweilig, wenn man es immer wieder durchzumachen hat; denn ein Mann, der uns von Liebe spricht und Liebe fordert, ist immer lächerlich, wenn man ihn nicht schon selber liebt.“

Sie kannte genau die Wirkung, welche derartige Behauptungen auf jüngere und vom Glück noch nicht verwöhnte Frauenzimmer machten. Die Herrschaft und

der Zauber, mit denen sie die jüngeren M[illegible] sich fesselte, beruhte zum großen Theil auf d[illegible] schätzung der Männer, auf der Verspottung [illegible] in denen Viktorine sich gehen zu lassen li[illegible] wer dasjenige verschmähen und verachten [illegible] Andere heiß ersehnen, stellt sich damit hoch [illegible]

Die Cousine staunte auch den mäch[illegible] spruch wie es sich gebührte an, es war je[illegible] von dem Blute ihrer Familie und ihres V[illegible] als daß sie sich so leichten Kaufes abw[illegible] sollte, und schelmisch zu der Beschäftigte [illegible] blickend, meinte sie: „Du sagst, eine en[illegible] eine französische Liebeserklärung sei eben so [illegible] als eine deutsche — von einer italienische [illegible] das nicht gesagt."

„Sieh, wie Du klug bist, Kleine! W[illegible] Dir aber dieser gar nicht üble Einfall?"

Nanette machte ein pfiffiges Gesic[illegible] findet doch, trotz allem Deinem Spotte," [illegible] „auf der Reise hie und da einen Menschen [illegible] so ist, wie alle Welt. Wir zum Beispiel [illegible] wenig Tagen mit einem Italiener zusamm[illegible] den man gar nicht übersehen konnte. Groß, sc[illegible] schultrig, das prächtigste Haar und ein paar [illegible]

„Nun?“ fragte Viktorine, da Jene mit Berechnung inne hielt.

„Die Mutter war ganz fort, ganz außer sich über seine Augen, über seine wahrhaft fürstlichen Manieren; und so scharfsichtig waren diese Augen, daß sie es gleich entdeckten, wie ich einer Dame ähnlich, sehr ähnlich sähe, die er —“

„Kleiner Narr! Meinst Du mich überraschen zu können?“ sagte Viktorine gut gelaunt, indem sie sich erhob, den fertig gewordenen Hut der Cousine zum Probiren hinzureichen. Aber wie sehr Nanette sich in dem neuen Aufputz auch gefiel, es war ihr doch noch wichtiger, sich Viktorinen gegenüber als Mitwissende und Vertraute zu behaupten.

„Du weißt also, daß er kommt?“ fragte sie geheimnißvoll.

„Zweifelst Du daran, mein Kind?“ gab Viktorine ihr zur Antwort.

„Die Tante hat aber meiner Mutter doch gesagt, sie sei bedenklich, wie Du des Grafen Kommen ansehen, und was zu thun Du Dich entschließen würdest. Sie hat mir und der Mutter das tiefste Schweigen anbefohlen.“

„Du glaubst also, wie ich sehe, auch noch an

Mütter, die verschwiegen sind, wo es sich
Töchter Heirath handelt? — Wie Du gläu
— Ich glaube beinah, Du glaubst sogar,
selbst verschwiegen bist!"

Nanette wurde roth. „Bist Du mir b
sie, indem sie der älteren Freundin Hand e

„Wie sollte ich?" entgegnete ihr diese,
ihr einen leichten Schlag versetzte, „indeß
heut einen guten Tag, Du bekommst heute
lich Lehren der tiefsten Weisheit, und zwar
fluß. Merk' Dir es also zum beliebigen
Frauen und selbst Männer, die zu schwei
sind, wenn durch Sprechen ihre Eitelkeit
werden kann, sind seltener als weiße Rabe
ich selber mache, wie Du siehst, heut keine
davon!"

Das junge Mädchen warf sich an
Brust. „Ach, Viktorine!" rief es, „wenn
wie mich das freut! Du bist also entschl
ihm zu verbinden?"

„Hast Du daran gezweifelt, Kind?
für möglich gehalten, daß er kommen wür
des Empfanges, der ihn erwartet, nicht zu
ganz gewiß? — Sich einen Korb zu hole

so weit zu reisen, um ihn sich zu holen, ist er ni
der Mann."

„Und Du liebst ihn also?" fragte Nanette, d
die Cousine nie bedeutender erschienen war, als in de
kühlen Gleichmuth, mit welchem sie ein, nach Nanetten
Meinung, neidenswerthes Schicksal hinnahm. „D
liebst ihn also?"

Viktorine konnte sich es nicht versagen, ihre Ro
bis in die kleinsten Einzelnheiten durchzuführen. „Wa
heißt das, lieben?" sagte sie. „Ich war sehr glückli
ohne seine Liebe, und ich hoffe durch sie noch glückliche
zu werden, und ich habe sogar schon einen Plan dar
auf gebaut."

„Du meinst, Ihr werdet Rom bewohnen?" fie
ihr die Cousine ein.

„Natürlich!" sagte Jene, „aber das war es nicht
woran ich dachte. Mein Plan bezog sich nicht au
mich und meine Wünsche."

Nanette verstand sie nicht. Viktorine räumte ih
Arbeitsgeräth zusammen, und sagte, hin und wiede
gehend: „Was Ihr Andern in Eurem Sinne Huldi
gung und Liebe nennt, das hat für mich, weil ich e
zu früh und gar zu oft genossen habe, seinen Rei
verloren. Aber hier oben in der Einsamkeit habe ic

ein kleines Abenteuer gehabt, das mich e
und es hätte nur gefehlt, daß ich mich selbst

Der Cousine Neugier war angeregt;
dringender Frage, Viktorine möge ihr vertr
diese verlangte es nicht besser, hatte es
nicht vorgehabt.

„Sieh!" sprach sie, indem sie ihren
das Mittelfenster der Gallerie aufhing, so
der Straße leicht ersichtbar war — „so la
die Cousine, die Du liebst! In diesem Au
stimme ich ein Rendez-vous!"

Nanette nahm es fröhlich als einen
„Lache nicht! Ich sage Dir die Wahrheit,"
ihr Viktorine. „Auf dies Zeichen treffe i
in der Frühe in tiefer Einsamkeit den S
wir gestern Abend hörten, und den wir he
hören werden."

„Den schönen Mönch, von dem Du
sprochen hast?"

„Eben diesen!"

Nanette wurde verwirrt. „Aber weshalb
rief sie erschreckend, und doch voll Lust a
mantik des Ereignisses.

„Was das für Fragen sind!" tadelte i

Es entstand eine kleine Pause, Nanette konnte sich in das Abenteuer nicht gleich finden, denn ihre unverdorbene Phantasie vermochte den Launen und Verwegenheiten, deren Viktorine fähig war, noch nicht zu folgen. Trotzdem traute sie sich nicht, ihre Bedenken auszusprechen, um nicht als ein einfältiges Kind verlacht zu werden, und doch kam sie ein Schauder an. Sie begriff es nicht, wie Viktorine eben jetzt an etwas Anderes, oder an einen Anderen denken konnte, als an Graf Stefano, und mit beklommenem Herzen fragte sie: „Liebst Du den Mönch?"

„Liebe und kein Ende!" rief Viktorine, „und dazu siehst Du aus, als verdienten ich und er nur gleich den Holzstoß und das Purgatorium hinterdrein. Sei aber unbesorgt, es ist nicht auf Liebe sondern einzig auf eine Befreiung abgesehen! Stefano soll mir dabei helfen, und die sogenannte Liebe ist nur die Handhabe, mit der ich meine Aufgabe durchzuführen hoffe; denn, unter uns, wenn mich nicht Alles trügt, so liebt der schöne Pater mich — und vielleicht leidenschaftlicher als er selbst es weiß."

Nanette stand in sprachlosem Erstaunen vor ihr. Viktorine gefiel der Ausdruck ihrer Mienen nicht, sie

gab sich jedoch den Anschein, sie nicht z
Plötzlich legte das junge Mädchen seine
ihren Arm.

„Du bist klüger, bist älter, hast and
rungen als ich — ich weiß das Alles!“
„aber Deine Vermessenheit flößt mir En
Wird Graf Stefano Dir helfen wollen,
der Pater liebt? Und was soll aus die
werden, wenn Dein Plan mißlingt?“

„Willst Du ihn etwa trösten?“ scherzt
und sich danach zusammennehmend, sprac
haft: „Wer an sich glaubt, ist immer mä
Mich aber, merk' es Dir, muß man ohne
nenden Anruf meine Straße gehen und
Antrieb handeln lassen; dann gelingt m
und —“

Sie horchte auf; draußen schlug dre
einander die Glocke des Klosterthurmes d
an, dann läutete es zum Abendgottesdienst

„Laß Dir Deinen Mantel bringen,
nach der Kirche gehen!“ sagte sie.

„Du hast Dich vorhin in Deiner
brochen,“ erinnerte sie Nanette, die sich
nicht von den Vorstellungen abzuwenden

welche Viktorine in ihr erregt hatte. „Was wolltest Du noch sagen?"

„Nichts weiter. Aber willst Du mit mir wetten, daß Du den Pater, der heute den Abendsegen singt, einst noch andere Dinge singen hören wirst, und zwar in Rom aus meiner Loge in der großen Oper?"

„Und wenn nicht?" brachte Nanette, die durch Viktorinens Keckheit ganz benommen war, mit Schüchternheit hervor.

„Wenn nicht? Nun so hat der Arme doch Etwas erlebt, und die Erinnerung gewonnen, daß sein Herz einmal für eine Frau geschlagen, für die sich erwärmt zu haben immerhin der Mühe lohnte! Und Zeit zur Reue und zur Buße hat er dann vollauf."

Sie hing einen leichten Schleier über ihr schwarzes Haar, warf den Shawl um die Schultern, und ging mit dem Gebetbuch in der Hand, die Mutter und die Gäste zum Besuch der Kirche abzuholen.

Neuntes Capitel.

Der Hut hatte am Fenster gehangen von früh bis spät, und Viktorine hatte ihr Wort gehalten. Sie war um die gewohnte Stunde hinaufgegangen nach der Klostermatte, indeß Benedikt war nicht dort gewesen. Sie hatte ihn erwartet bis zu der Zeit, in welcher er in seiner Schulklasse erscheinen mußte, hatte sich nach ihm, ja sogar nach einem Zeichen von ihm umgesehen, bis sie sich in diesem Warten komisch vorgekommen, und davon gegangen war.

Der neugierig fragende Blick ihrer jungen Anverwandtin steigerte ihre gute Laune. „Ich habe von da oben,“ sagte sie, „wieder eine neue und sehr wichtige Lehre mitgebracht, mein Schatz, die Du Dir zu Nutze machen sollst! Jede Kunst will erst ordentlich gelernt sein, selbst die Kunst, ein Stelldichein zu ver-

abreden. Es ist, wie ich heut erfahren habe, nicht genug, daß man gewissenhaft das Zeichen giebt, man muß sich auch versichern, daß es gesehen worden ist. Wer weiß, wohin mein heiliger Schäfer in diesen Tagen seine junge Heerde führen mußte, und ob er hier nach unserer Seite kommen konnte. Ich muß also die Sache noch einmal beginnen. In der Romantik bin ich eben noch ein Stümper und muß mein Lehrgeld zahlen.“

Sie sagte das mit jener Heiterkeit, die ihr so wohl anstand, obschon das Ausbleiben des Erwarteten sie verdroß, je mehr sie darüber nachdachte. Sie ging auch gleich am Nachmittage, als die Andern sich einer kurzen Ruhe überließen, hinauf nach Jakobäa's Hause.

Sie hatte es jetzt nicht mehr wie früher nöthig, ihr Kommen zu bevorwanden. Die Weise, in welcher sie empfangen wurde, bewies vielmehr, daß Jakobäa sie erwartet hatte; aber der finstere Zug, der Viktorinen anfangs so abschreckend erschienen war, lagerte wieder über ihren dunklen Augen, als die Einsame ihr unter dem Vordache ihres Hauses rasch entgegen trat.

„Es ist Nichts mit ihm!“ sagte sie, ohne Viktorinens Frage abzuwarten.

„Was soll das heißen?" erkundigte sich diese-

„Es ist zu spät!" antwortete die Mutter. „S
haben ihr Werk an ihm gethan. Wie ein Vogel m
zerbrochenen Flügeln stand er da! Und er brauch
doch nur zu wollen, um zu können!"

„Haben Sie ihm etwa mitgetheilt," fragte Vi
torine, sichtlich von der Mutter Mittheilung betroffe
„was ich mit ihm im Sinne hatte, was ich mögli
für ihn glaubte?"

„Wie sollte ich es nicht, da er hier bei mir war?
entgegnete die Mutter im Gefühl des nächsten Anrech
an den Sohn.

„Nein!" entgegnete Viktorine sehr bestimmt, „Si
sollten's nicht, denn das war meine Sache!" — Si
wollte sich mit diesem Vorwurf für alle Fälle de
Weg zu einem Rückzug öffnen, falls ihr Plan miß
lang; indeß Jakobäa war die Frau nicht, sich davon
einschüchtern zu lassen.

„Ich habe ihn dahin gebracht," versetzte sie, „da
er in's Kloster mußte, ich habe ihm also auch dazu
zu helfen, daß er es verläßt, wenn, wie Sie mir be
deutet haben, Dispens für ihn zu schaffen möglich ist."

„Möglich in sofern, als er ihn wünscht und will!"
fiel ihr Viktorine ein.

„Sie haben mir gesagt, daß er ihn wünsch' und wolle! — und wie konnte er es anders, da ihm das Kloster so hart angekommen war!" rief Jakobäa, deren grader, auf sein einziges Ziel gerichteter Sinn es sich nicht vorzustellen vermochte, daß man anders denken und empfinden könne als sie, daß dem Sohne nicht als ein Heil erscheinen sollte, was ihr bei der instinktartigen Leidenschaft, mit welcher sie an ihrem Hause und an ihrem Erbe hing, wie eine Rettung und ein kaum gehofftes Glück vor Augen schwebte.

„Alles habe ich ihm gesagt, Alles!" rief sie. „Ich habe es ihm hingehalten, habe es ihm aufgenöthigt, das Geld zur Flucht, und er hat sich feig davon zurückgewendet. Aber so machen sie's, dahin bringen sie den Menschen! So haben sie's mit mir gemacht und so mit ihm! — Sie zerbrechen den Menschen mit der Gewissenspein, die sie dem Hingesunkenen aufbürden noch über der Last, an der er selber trägt. Sie zerstören ihm den Glauben, daß er sich selber helfen, sich selber aufrichten und erheben und wieder zu Kräften kommen könne; und wenn sie wissen, daß er ganz in sich vernichtet, daß er hienieden zu Nichts mehr nütze ist, dann reichen sie ihm ihre Hand, dann richten sie ihm die Augen auf den Him-

mel, und erheben ihn hoch und immer höher, bis e
zuletzt sich besser dünkt, als die da unten, und hera
sieht auf die eigene Mutter, und herab auf Alle
was ihm erb und eigen ist, daß er es gering h
und es in ihre offenen Hände fallen läßt, die si
schon lang danach begierig ausgestreckt! — Das kan
jedoch nicht Gottes Wille sein, das kann der He
nicht wollen — und wenn er's kann —“ sie hie
nur mit Gewalt zurück, was Schmerz und zorni
Enttäuschung ihr auf die Lippen drängten, und setz
mit Bitterkeit hinzu: „ein Sohn, der von sich stöß
was ihm die Mutter bietet! Ein Mann wie er, un
hat nicht so viel Muth, als eine alte Frau! als ich
— Mag er denn leben oder sterben und verderbe
wie er's will!“

Sie setzte sich nieder, stützte den Kopf auf di
Hand, und stierte vor sich hin. Es überrieselte Viktori
mit Eiseskälte. Sie hatte nie im Leben ein Antli
so verfinstert, so von Zorn entstellt, so von Ver-
zweiflung voll gesehen. Wie die den Lebensfaden zer-
schneidende Parze saß Jakobäa vor ihr da, und zum
ersten Male überschlich sie bei ihrem Anblick eine un-
bestimmte Scheu vor der Gewalt der Leidenschaften

welche sie in dieser Frau und in dem jungen Mönche entfesselt hatte.

Wäre sie im Stande gewesen, sich Vorwürfe zu machen, in diesem Augenblicke hätte sie es gethan, weil, wie sie plötzlich einzusehen meinte, der groß-müthige Zug ihres Herzens und ihr freier Sinn, sie über Jakobäa's, wie über des jungen Mönches Natur und Seelenstärke betrogen hatten. Sie verargte es der Mutter wie dem Sohne, daß sie nicht dasjenige waren, was sie in ihnen zu finden erwartet hatte. Benedikt hatte keinen Werth für sie, wenn er nicht die Begeisterung für die Kunst, und in dieser den Muth besaß, Alles an die Erreichung seines Ziels zu setzen; und seine Mutter war in Viktorinens Augen nur ein gewöhnlich Weib, wenn ihr jene Entsagung der wahren Liebe fehlte, die Nichts begehrt, als dem Gegenstande derselben das Glück zu bereiten, welches er ersehnt. Jakobäa hatte in ihrer Selbstsucht Eifer der Vorschrift Viktorinens nicht gehorsamt. Sie hatte dem Sohne eigenmächtig die Pforten einer schöneren Zukunft aufthun wollen; aus ihrer Hand hatte er seine Befreiung empfangen, für sich und ihre engherzigen Plane hatte sie ihn gewinnen wollen. Sie hatte es

Viktorinen nicht gegönnt, ihm als die befreiende Göttin zu erscheinen. Und doch hatte Viktorine es Jakobäa ausdrücklich zur Pflicht gemacht, ohne ihre bestimmte Weisung Nichts zu thun, sondern ihr und zwar ausschließlich ihr, die Führung und Leitung dieser Angelegenheit zu überlassen; und Jakobäa hatte ihr nicht vertraut und nicht gefolgt. Sie hatte sie um die Genugthuung und den Triumph gebracht, die Viktorine sich von ihrem Plane mit Zuversicht versprochen hatte. Dem Drange ihrer Ungeduld nachgebend, hatte sie verdorben, was Viktorine auf das Beste eingeleitet zu haben glaubte; und ihrem Unmuthe gegen die Unglückliche das Wort vergönnend, rief sie: „Wer hieß Sie auch, ihn aufzuschrecken, ehe die rechte Zeit gekommen war? Wozu ihm den Becher hinreichen, ehe seiner lechzenden Lippen Durst danach verlangte? — Es war nicht genug, daß ein geheimes Sehnen ihn erfüllte. Mit Vorsicht mußte man ihm das Ziel enthüllen, das man für ihn erreichbar glaubte. Er mußte nach demselben schmachten, mußte begehren, streben, fordern, sich vertrauen lernen — und ich kannte das Mittel, ihn dazu zu vermögen! Ich kannte auch den Weg, auf den man ihn zu führen hatte, und er würde ihn gegangen sein an meiner Hand!"

ia hatte sich gegenüber
richtet und sah ihr fest
Sie das Mittel! geben S
rach sie eben so herrisch, und
wie Jene.
Worte klangen wie ein Tr
Das genügte, um Viktorine
n, und ihr zu Wagnissen stets
in den übeln entmuthigenden
Mittheilung auf sie gemacht,
r überwunden; denn durchzusetzen
ommen hatte, gleichviel auf
elchen Preis, das war es
Sache selbst, was sie in den
beglückte.
orn, der flüchtig war, wie all ihr
gesänftigt. Sie schwieg nach
e, dann erkundigte sie sich
it um alle Einzelnheiten de
nedikt und seiner Mutter. Ja
t wie sie es vermochte, was
n Sohne angeboten, was e
wie sie dann geschieden ware
eit dem?" fragte Viktorine.

diesen Wor
n's Auge.
e ihm d
mit der
z und
s Eite
s bere
Eind
, so
we
eigen
mei

zu geben. Sie hatte mit sich selbst zu thun,
Fräulein vermißte ihre Höflichkeit auch nicht.

Ihre Phantasie war wieder voll von En
und voll Hoffnung.

t
e
n
ief
en
ei
efü
hre
tte

dem Grundsatz ihres klugen Vaters abgewiche
mals von seinen Absichten und Planen Etwas
rathen, sondern erst die vollendeten Thatsachen zu
kündern derselben zu machen, und sie bereute d
ihre Weise.

Die kleine Nanette war zu gut erzogen und
zu unterwürfig, um sie mit Fragen zu belästigen,
sie zur Mittheilung sich nicht freiwillig geneigt erwi
aber die Neugier sprach aus jedem ihrer Blicke, u
es machte Viktorine mißmuthig, nicht darthun z
können, was sie so zuversichtlich verheißen hatte, nich
berichten zu können, daß sie den schönen Mönch ge-
sehen und gesprochen habe. Nicht einmal zufällig be-
gegnete man ihm. Viktorinens Hut war schon seit
Tagen von dem Fensterkreuze fortgenommen, und ob-
schon sie vor der Mutter Benedikts mit großer Sicher-
heit die Lehre von dem geduldigen Abwarten gepredigt
hatte, war Niemand zu der Ausübung derselben weniger
als eben sie geeignet.

Benediktus kam ihr nicht mehr aus dem Sinn.
Keiner von all den Männern, die sich eifrig um ihre
Gunst beworben, hatte ihre Gedanken jemals so völlig
hingenommen, als dieser junge Mönch; sie konnte sich
nicht darüber täuschen, sie vermißte ihn, sie suchte ihn ;

rathen, ehe sie nicht sicher darüber war, o
oder seiner Oberen Befehl, ihn von ihr
Darüber konnte ihr keine Auskunft werden
nur durch ihn; und ihre Gedanken kehrte
das Neue zu ihm und zu der Nothwendig
den unterbrochenen Zusammenhang mit i
herzustellen.

Inzwischen ging in dem Kloster A
ruhigen gewohnten Gang. Niemand kü
darum, was es zu bedeuten habe, daß Ber
ein Fasten auferlegte, welches in den O
nicht vorgeschrieben war, und daß er N
betend wachte, wenn die andern Brüder l
auf ihrem Lager ruhten. Er war ebenso
wesen in den Tagen, in welchen er sein N
endet hatte, und man hielt ihn nicht nu
wissensstrenge und bußfertig, man traute
den Ehrgeiz zu, sich auszeichnen zu wollen,
Beachtung seiner Oberen willen.

Er wohnte dem Gottesdienste bei wie i
that als Lehrer seine Pflicht in seiner Klasse,
sie in das Freie, wie es ihm vorgeschrieben w
die Knaben waren die Ersten, die es fühl
bemerkten, daß seine Seele nicht wie sonst da

sie gegen dieselbe keine Hilfe zu leisten
ließen sie ihn bald sich selbst und seine
um durch dieselbe in ihrem Vergnüge
zu werden. Er war ihnen fremd gew
war sich selbst entfremdet.
Es half ihm nicht, daß er seine
seinen Geist in den Banden seiner Pfli
Phantasie wurde dadurch nur unruhig
Er kniete vor dem Altar in de
vor seinen Augen, die er auf die Gotte
schwebte Viktorinens Bild. Grade so,
Haupte der Gebenedeiten, fielen die
von ihrem feinen Kopfe an dem we
auf die Schultern nieder. So wie
ligen Jungfrau sanften Blicken, stra
torinens Augen das beseligende Li
in die Herzen, und so wie der M
bende Gestalt, hatte das helle S
sie umspielt, als sie scheidend vor ihm
er emporgeschaut hatte, um zu sehen, ob n
lobpreisende Engelchöre sich zu ihr herr
Es jagte ihn im Schrecken von
Altars empor: er glaubte sich im G
und seine Andacht war Gotteslästerun

er in solchem Falle dergleichen auch nur in Betrachtung zog.

Er schilderte ihm Viktorinens Charakter, wie seine Beobachtung ihm denselben klar gemacht hatte, und die Welt, in der sie auferwachsen war. Er sprach ihm von ihrer leichtsinnigen und eitlen Selbst-sucht; er setzte es ihm auseinander, wie der Antheil welchen sie ihm und seiner Mutter erweise, nur de Langenweile entstamme, welche das Entbehren der g wohnten Zerstreuungen in ihr erzeuge. Er gab il zu bedenken, daß sie sich weder seiner noch sei Mutter mehr erinnern werde, wenn sie einmal Thal verlasse, und er versicherte ihn, daß eben andere, ihr näher liegende Verhältnisse und Dinge beschäftigten und ihr im Sinne lägen.

„Sieh um Dich," sprach er, „bist Du der Ei der leidet auf der Erde, daß Du es gar so r nimmst? Wähnst Du, es hätte kein Anderer r Brüder seine irdischen Aufwallungen und Hoff begraben müssen, ehe er einsehen lernte, da dauernde Zufriedenheit auf das Vergängliche z ist? Ein kalter Trunk, ein rauher Wind kön schon morgen den Klang der Stimme raul deretwillen die Fremde Dich beachtet hat,

welche Deine Eitelkeit ihre frevelhaften, gottvergessenen Plane baut; und was bliebe Dir dann übrig, wenn Du Dich selbst verloren hättest, Dich, und des Höchsten Gnade für Zeit und Ewigkeit!"

Benedikt hörte das Alles, und die geduldige Liebe des Greises erquickte ihn, wie den Fiebernden die treue kühle Hand erquickt, die sich ihm auf die heiße Stirn legt; aber von seinen Qualen konnte es ihn nicht befreien, es konnte die Wunde nicht heilen, die ihm geschlagen war. Und doch war sein Glaube an die Allweisheit der Vorsehung in keiner Art erschüttert. Das Gelübde, das er geleistet hatte, war ihm heilig, wie in der Stunde, da er es über sich genommen, und er hatte in dem Augenblick, in welchem er das Anerbieten seiner Mutter von sich gewiesen, ihm zur Flucht zu verhelfen, mit jenen weltlichen Wünschen ein für alle Mal gebrochen, welche einst in früher Jugend in ihm angeregt, durch Viktorinens phantastisches Dazwischentreten ein neues Leben gewonnen hatten. Er fühlte sich als Gottgeweihten, als Priester der alleinseeligmachenden Kirche, der er fest ergeben war. Er hatte nie mit größerer Hingebung und mit mehr Erhebung zu dem Bilde des Heilandes emporgesehen, nie ernstlicher und begeisterter danach getrach-

tet, die Selbstsucht in sich zu ertö
Stelle des eigenen Verlangens die
seiner Seele einzuwurzeln; aber w
und kämpfte, er vermochte den
Sinne nicht zu überwältigen. Die
ungebrochenen Jugend ließ sich so l
zwingen. Er liebte Viktorine, un
der Leidenschaft machte ihn unempf
Zuspruch der Vernunft, wie er ihn d
gegen sein eigenes Verlangen, sich se
werfend, mit Freuden zu entsagen.
kam nichts Anderes dauernd in ihm
gewohnheitsmäßig durch sein Tage
unterwarf sich jeder ihm auferlegten
Herz beharrte in seiner Auflehnung.
zerrissen in sich selbst.

Pater Theophilus hatte von ihn
er sich zu seiner Mutter hinbegeben so
hatte, seit der Sohn an jenem Ge
letzt bei ihr gewesen war, sich nic
sehen lassen, ja sich nicht einmal bei
Monates, der in die Zeit gefallen
eingestellt. Solcher Versäumniß w
Trennung von Maurus niemals

und Pater Theophilus wußte sich nach den Bekenntnissen, die Benedikt ihm abgelegt, den gegenwärtigen Zustand seiner Mutter unschwer zu erklären. Nur der Glaube an die Unmöglichkeit einer Aenderung in ihrem und ihrer Familie Schicksal, nur der Gedanke, daß ein Dispens von ihren Gelöbnissen nicht zu erlangen sein könne, hatten es im Lauf der Zeiten dahin gebracht, daß sie sich, wenn auch heimlich grollend, in das Unabänderliche hineingefunden hatte. Ihrer ganzen Natur nach weder zur Religiösität, noch zum Entsagen angelegt, mußten die unvorsichtig in ihr von der Fremden erweckten, und durch des Sohnes Weigerung zerstörten Hoffnungen sie aus ihrem schwer erkämpften Gleichmuth gerissen haben; und Theophilus kannte sie genugsam, um es sich zu sagen, daß ihr Zorn sich nicht nur gegen ihren Sohn, sondern lebhafter noch gegen den Orden gewendet haben werde, der ihres Sohnes Führer gewesen war, und den zum Erben ihres Besitzes zu ernennen, sie sich noch immer nicht entschließen können.

Benediktus unterwarf sich schweigend der Anweisung, die Mutter zu besuchen; seine Miene aber verrieth es Theophilus, daß ihm die Aufgabe nicht als leicht erschien.

„Du zögerst, Benediktus?“ fragte
„Ich zögere, mein Vater!“ gal
Antwort, „weil ich gelernt habe, mi
Mir bangt davor, wieder vor die Mu
deren Verlangen mich so schwer vers
Zorn mich von ihrer Schwelle für im
sen hat.“

„Und das Vertrauen erhebt Dich
Dir jetzt erweist?“ sprach Theophilus.
Du versunken in der Selbstsucht Tiefen,
mehr der eigenen, vom rechten Pfade ab
die Hand zu reichen Dich gedrungen fü
mand so sicher als Du die Mittel dazu
Niemand so wie Du die Pflicht hat, sie
des Heils zurück zu leiten.“

„Ich? mein Vater?“ fragte Benedik
ich helfen und stützen, da ich mir se
nicht vermag! Wie könnte ich einen
richten wollen, da ich selbst danieder lie
dürfte ich daran denken, eines Anderen
ken und zu bestimmen, da ich mir sel
gekommen bin, und ohne Dich, der Du n
auf die Quelle des Heils und der Gna
sein würde ganz und gar.“

breite Vorderseite desselben, daß seine F
glänzten, und die Augen sich schon aus
willkürlich darauf richteten.

„Wenn man es da so liegen sieht,
Haus,“ sagte der Greis, „so sollte ma
herrsche Friede und Freude in demselben
nun seit langen Jahren Nichts darin
Sünde und als Leiden, daß man sage
Deine Mutter selbst gethan, es wäre b
mels Feuer käme, es zu verzehren.

Das Wort that Benediktus wehe.
schreckend zu dem Vaterhaus hinüber,
er rasch die Anwandlung, und den sch
Blick zu Boden senkend, sprach er: „m
an dem Hause nicht.“

„Um so mehr der Mutter Herz,“ sa
„und das ist ihr Verderben. Sie wuß
mit that, als sie den Fluch dagegen a
der Same eines verderblichen Unkrauts
Mauern dieses Hauses Stolz und Ver
gewuchert seit Jahrhunderten, und hab
Mutter Sinn umgarnt, daß sie den
und Deiner Schwestern Vater, um
willen festgehalten wider sein Begehre

gehandelt, wie eine Mutter hat das Klo[ste]
genommen in seinen sichern heiligen Sch[ut]
ihrer weltlichen Unehre und der Deinen.
Mutter dem Kloster dereinst in sich zu ber[g]
so gebührt es sich denn auch, daß es daf
empfange, was sie an weltlichem Besitz m
eigen nennt, damit von ihr und ihrem schul
Namen dereinst Nichts übrig bleibe, als die
läuterte Erinnerung an ihr Geschlecht, an [s]
Kinder, die dem Herrn dienten und der
gehörten. — Und so geh mit Gott!“

nicht. Schillernde Flechten und Algen bedecken
wo nicht weiches, dichtes Moos ihn umhüllt, hier
da wächst ein Büschel schönblättriger Hirschzunge er
und wo das Wasser den Boden berührt, glänzt
zierliche Venushaar an schwankendem braunem Ste

Alles war still ringsum. Die rechte Zeit
Vogelsanges war bereits vorüber, aber aus Busch
Strauch sahen die klugen Köpfchen der Vögel fu
los nach dem Einsamen hinüber, während die sch
haften Eidechsen mit rascher Wendung hierher u
dorthin huschten, sich in Sicherheit zu bringen, u
die behaglichen Frösche mit behendem Sprunge quar
in die silberhelle Tiefe tauchten.

Benedikt hatte nur wenig in der Nacht geschlafe
sein Kopf war heiß, die Frische that ihm wohl, me
noch die Einsamkeit. Theophilus hatte ihm, seit d
Jüngling ihm gebeichtet, es untersagt, das Klost
ohne Begleitung zu verlassen, und er hatte sich i
gerechten Mißtrauen gegen seine Festigkeit dem Befel
gern unterworfen. Aber der Einsamkeit im Freie
sonst gewohnt, umfing sie ihn, da sie ihm heute ve
gönnt war, mit ihrem ganzen bestrickenden Zauber
und um ihrer, wenn auch nur für wenig Augenblick
zu genießen, ließ er sich auf einen Stein hinsinken.

und dichter als an dem kleinen Rinnsal, an
die Amsel und die Schwarzdrossel ihre Tränk
standen die blauen Vergißmeinnicht im ganz
nirgends.

Das war Alles wie vordem, er empfand
wie in den Zeiten, in denen er eingeboren
gefügt in diese heimische Natur, dem Augen
hingegeben, bewußtlos seines Daseins froh
war wie die Blume, wie der Vogel, wach
sich entfaltend in dem warmen Sonnenl
ohne Rückerinnern und Verlangen, dachte
der Mensch sich fühlen, wenn er des Irdi
kleidet eingeht zu den Gefilden, in denen di
der Ewigkeit genießen! Aber selbst diese A
haftete nicht lang in ihm. Kaum wahrg
schwebte sie vorüber wie die Wölkchen überseine
wie der Vogel, der durch die Zweige huscht
blankbeschwingte Käfer, der vorüberschwebe
erscheint, ohne daß das Auge ihm zu folgen
zu suchen unternimmt. Er wünschte nicht
daß dieses Ruhen dauern möge, weil es ih
war, als ob es jemals wieder enden könne
Traume war das Maß der Zeit nicht für i
der selige Augenblick umfaßte eine Unendlich

noch mitten auf dem Stege, als ihr Auge
blickend, den jungen Pater in der Schlucht
Er starrte sie an, als hätte er nicht ge
sie noch in seiner Nähe weile. Er hatte
mehr denken wollen, und nun stand sie v
so nahe, daß ihr auszuweichen gar nicht m
— und strahlend in Schönheit und Leben
Ehe er noch wußte, was er thun soll
Anruf ihn bereits erreicht. Sie ließ Nan
los, sobald dieselbe ihrer Hilfe weiter ni
und kam zu Benedikt heran.
„Was haben Sie denn angefangen,
dikt," sagte sie, „und wo haben Sie gest
Sie gar nicht zu sehen bekommen habe?
nicht Ihrer Klasse sind wir begegnet, seit i
kleine Cousine hergeholt habe; und stände
mit seinem dicken Thurm nicht dort unte
ich Sie nicht alle Abend singen, ich
können, es wäre hier ein Erdbeben oder
etwas Schauriges geschehen, und die Kl
wären mit einem Male versunken und versc
Sie hatte das Alles mit jener L
geworfen, mit der man in der Gesellsch
kannten zu behandeln gewohnt ist; und

zu schlagen und Viktorine auf Knieen zu besch
daß sie Erbarmen haben möge mit seiner Pein un
Die aber war keineswegs gewillt, ihn so
Kaufes zu entlassen. Sie sah die Neugier, mi
ihre Cousine den jungen Mönch betrachtete,
selber überraschte die Gluth der Leidenschaft,
seinen dunkeln Augen brannte. Er war nic
derselbe, als welchen sie ihm zuerst begegnet w
sah älter aus und war weit schöner noch ge
Sein Antlitz war vergeistigt, seine Züge hatten
tieferen Ausdruck bekommen; ein Maler hätte sich kein
besseres Vorbild für einen heiligen Sebastian er-
wünschen können, als diese herrliche Gestalt, der
der Todespfeil im Herzen steckte.

Nanette hatte ihm auf seine Frage erwidert, da
sie schon am nächsten Morgen aus dem Thale scheid
„und," sagte sie, „gerade deshalb freut es mich, daß
Sie noch gesehen habe, da Sie mir bisher n
die Echo, unsichtbar vernehmlich wurden."

„Glaubst Du," fiel ihr Viktorine in das
„die geistlichen Herren wüßten es nicht, wie an
die geflissentliche Zurückhaltung sie macht? Kein
versteht das besser! auch Pater Benedikt hat Da
reits begriffen. Er thut, als habe er vergessen,

das Alles, ohne recht zu wissen, was sie fr
was er ihr zur Antwort gab.

Daß er sie sah, daß er ihre Stimme
füllte seine ganze Seele; daß sie nicht für ih
daß sie so sehr zu lieben ein Verbrechen fü
und daß er sündigte mit der sinnverwirrend
dieses Augenblickes, das war Alles, was er d
sich wußte und empfand; und sich aufraffend
Reste der Fassung, die ihm übrig blieb, wol
ihnen scheiden.

Sein Kampf und die Gewalt, die er
that, waren jedoch so unverkennbar, daß sie
jüngeren Mädchen nicht entgingen. Das w
Viktorine wünschte.

„Sie wollen gehen?“ fragte sie.

„Ich habe mit meiner Mutter zu ver
gab er ihr zur Antwort.

„So darf ich Sie nicht halten, und a
sehen also!“ sagte sie, indem sie ihm die
hielt. „Ich hoffe Sie bald einmal wie h
treffen!“ setzte sie mit klugem Blicke um sich
bedeutungsvoll hinzu.

„Nein! wünschen Sie mir das nicht!
seiner nicht mehr mächtig, und ging, ohne

denken, wie es ihr gefiel. Es konnte dad
Romantik nur gewinnen, den Zauber, der 1
torine schwebte, in den Augen der Cousine nur
und Viktorine war in ihrem Innern auch ber
einem anderen Gegenstande eingenommen, der
wichtiger war als Benedikt.

„Hast Du's gehört," sprach sie, nachden
gepflückten Blumen mit weichen Halmen zu
gebunden hatten, und danach eine Weile sc
ihres Wegs gegangen waren, „hast Du es ge
Kloster erwarten sie einen Gast, dem sie
Ehren zu erweisen denken. Wer kann das s

„Soll ich ihn Dir nennen?" fragte die

Die Andere verlangte nicht danach.
unwissentlich den alten Lobgesang auf Rom
Ehre in das Kloster schicken mußte — wie 1
ist das!" sagte sie und schaute mit den dunk
gedankenvoll in's Weite.

„Ich würde es als ein gutes Zeichen,
günstige Vorbedeutung ansehen," meinte die
und Viktorine nahm es selber auch mit sol
nung auf.

„Laß uns hoffen, daß es uns Glück 1
sei!" sagte sie. „Der Graf wird übrigens

erheben. Dante's verhängnißvolles: „Laß
nung fahren!" war für ihn gesprochen. G
Nichts als bis an's Ende willenlos in
lichem Gehorsam an jedem Tage durch d
gehen — und das mußte er auch heute th

Er erhob sich seufzend und schritt
seiner Mutter Hof.

Die Thüre des Hauses stand offen und
thüre ebenso. Vom Heerde aus konnte Jak
sehen, der über ihre Schwelle kam.

Langsam und mit müdem Schritte stieg
die Treppe hinan, er hatte die Mutter
Morgen nicht mehr aufgesucht. Das w
nichts Seltenes, denn es war oft eine w
Zeit darüber hingegangen, ohne daß der
die Andere es wesentlich beachtet; diesmal jei
sie Beide die Zahl der Tage nachgerechnet und
Bitterkeit war mit jedem Tage gewachsen.

Sie sah ihn eintreten, ohne den Bli
zu richten, und ließ ihn herankommen, ohne
kommen zu heißen. Es fiel ihm schwer
Stand zu halten, denn er war ohne dies
laden. Die ganze Verzagtheit des Unglücks
befallen.

sie Dich bringen, wenn sie's Dich so we
lassen, und dahin wollen sie Dich habe
denken, damit wären sie an ihrem Ziele!"

Benediktus bangte vor dem Tone.
sagte er, „ich war gekommen, um mit Dir
wie es dem Sohne ziemt, dem Dein Geli
Pfad bestimmt hat, ehe er geboren wa
nicht Dir, nicht sich gehörte, seit er hienied

Sie ließ ihn nicht vollenden. „Das
ist es ja!" rief sie mit Leidenschaft. „Wa
mir, da Du mir nicht gehörtest? Wie soll
Herz hängen an Denjenigen, und Denjen
und mich sorgen um den, der nicht mehr
war? Ich habe zu lügen und zu heuchel
lernt. Aber seit sie in das Thal gekomm
mir begreiflich gemacht hat —" sie brach
und sagte, indem sie näher zu ihm rückte:
hier gewesen, neulich und heut wieder, un
allein mit ihr geredet —"

„Ich weiß es," sagte er, „ich habe si

„Du? Und wann? und wo?"

„Jetzt eben. Am Wildbach, in der S

„Und davon bist Du so verstört?" fr
dem Scharfblick des Weibes und der Mutte

schworen habe, daß er mich zum Heile f
wenn mein Fuß ihn hart zu gehen find
Dornen am Wege ihn zerreißen, ehe ich,
findend, an mein heiß ersehntes Ziel gelan

Er hatte sich über sich und seiner Seel
emporgehoben, indem er die Mutter zu erh
nahm; aber der lebensmüde Ausdruck seine
bebende Klang seiner Stimme machten, daß
Worten nicht Gehör gab, und bei ihrem G
bend, sprach sie: „Willst Du mich glaub
daß Deine Wangen von Ruhe und Fried
geworden, Deine Augen von Glück und F
so eingesunken sind?"

„Und wäre es von Kummer und vo
zen, was wäre es denn anders?" gab er ih
wort. „Ich habe das Kreuz auf mich gen
ich will es tragen, bis es mir zum Sieges
— zum Zeichen des Sieges über mich
Dich! — oder bis ich unterliege unter sei

Sie stand auf und sah ihn an.
genug, es zu bemerken, wie er sich
mälig aufgerichtet hatte, und daß er
Herzen zu ihr sprach.

Aber Viktorinens Zuversicht und ihr

„Weil Du den Muth nicht hast, Di
freien!“ fuhr Jakobäa auf.

Benedikt entgegnete auf ihren Vorw
erst nach einer Weile sagte er: „Ich bi
los, Mutter! Ich habe in diesen Zeiten
suchungen mit Gottes Hilfe, wie ich hoffe
Ich habe, seit sie zuerst zu mir geredet, of
schaut mit heißer Sehnsucht nach den F
dem Ruhm der Welt, und nach Genüssen,
früher nicht gedacht habe und die mir nich
sind. Ich weiß und hab's empfunden, w
lockend sind! Aber sie suchen zu gehen auf
von dem sie redet, und an den Du glaubst,
selbst wenn er zum Ziele führen könnte,
mit ewiger Verdammniß sich erkaufen.“

Er machte eine Pause, als halte er zu
ihn bewege, und sich dann zusammennehme
er mit scheuem Zögern: „Es steht nicht gut
Aber auch um Dich, Mutter, steht's nicht
bist abgekommen von der Kirche, von der B
dem Pfade, auf dem wir gegangen sind,
Deine Kinder, unbeirrt seit meines Vater
um seiner Sünden und um Deinetwillen.
Mutter! muß es bleiben! damit Deine Ki

Dienste der Kirche, in der er erwachsen u
deren Theil und Glied er war, als Berath
mahner zu versuchen; und was er als Glau
Mutter vorhielt, ward in ihm als Ueber
neuem Sinne mächtig; so daß er ihr mit
Wunsch aussprach, sie möge sich entschließen
kung ihres Hab und Gutes für ihren T
Gunsten seines Klosters zu vollziehen.

Jakobäa blickte ihn in stummem Sc
Sie hatte diesen Vorschlag von ihrem Soh
wartet, am wenigsten in dieser Zeit.

Er war ihr fremd wie er jetzt vor ih
herrliche Gestalt hoch aufgerichtet, den
Blick ihr zugewendet, sie ermahnend mit fe
schwörung, sie bittend mit dem weichen Ton
nur an ihr Seelenheil zu denken. Des Sc
drang anders an ihr Herz, als das des grei
Sie neigte sich vor ihm und sah zu ihm e
die ihn geboren, die ihn an ihrer Brust ge
ihren Knieen groß gezogen hatte. Wie f
sein irdisch Theil all die Zeit gesorgt hatt
jetzt noch darauf dachte, ihn einzusetzen in
so sorgte er sich, ihrer Seele jenseits die
ihre Heimathsstätte zu bereiten; der Sohn,

und Gut entsagen, sollte nur noch als
schaffen, sich nicht mehr als unbeschränkte
empfinden auf ihrem Grund und Boden und
Hause? Bei lebendigem Leibe sollte sie wie ein
und Gespenst umhergehen neben denen, die
Heimgang ihre Plane bauten? — Nimmer
Benedikt wollte nicht von seinem Eide und v
Kloster lassen, und sie sollte auf dies Haus
— Das war mehr als man von ihr verlang

Es brachte sie außer sich, daß er dies
griff, daß er nicht wie sie an diesem Hause
er nur an den Himmel und das Jenseits d
fast ohne es zu wissen, rief sie in ihrem
„Er ist bei mir und nicht bei mir! Die
zwischen ihm und mir!“ —

„Ja die Welt! Ja die Welt!“ sprach
ihr mit gehobener Stimme nach, „diese v
trügerische Welt, in welcher schon in der
Stunde uns entrissen sein kann, woran wi
als wären wir nicht selbst vergänglich und
Augenblick dem Tode verfallen! Du ka
lassen von dem Hause, magst nicht denken
Andern dereinst gehören soll? Aber weißt D
nächste Morgen Dir noch tagt? Ob dieses

läßt, während man auf festem Boden sicher
Sie hatte Benedikt von den Banden frei
gewünscht, die sein Eid ihm auferlegte;
waren diese Bande nicht gelöst, noch band
Eid, ein heiliger Eid, den nicht brechen
und zu wollen er erklärte. Vor der
Gegenwart, der Wirklichkeit gegenüber, fiel
Jakobäa's Augen das unbestimmte Hoffen
Umgestaltung ihrer und ihres Sohnes
sich selbst zusammen, und die Gewalt des
Glaubens und der angeerbten Vorstellungen
bei Jakobäa in ihr altes Recht.

„Du bist des Herrn Priester," sprach
habenem Ernste, indem sie ihre schwere
seine Schulter legte, „und ich verehre ih
aber ehe Du sein Priester warst, warst
Sohn, ich Deine Mutter! Du hast mir
gedeutet und vor Deinem Erkennen hab' i
beugt. — Ich will Dir das Deine deuten,
hab's erzeugt!"

„Mutter! Um Gottes Barmherzigke
sprich das Wort nicht aus!" rief Benedikt.

„Wer will mich hindern, meinem Ki
Herz zu sehen?" sprach sie und hielt ihn f

machen können, was sie selber die ganze Zei
an ihres Sohnes Ruhe und Frieden gefre
sündigt hatte. — Sie haßte und verabscheut
und den Besitz, um dessen willen sie der
peinigt, um dessen willen sie der Fremde
trauen geschenkt, ihr willfährig Gehör ge
um dessen willen sie die neue Schuld auf
hatte und auf ihren Sohn.

Sie fand, da ihre Angst nach Hilfe
tröstende Zärtlichkeit in sich, deren sie sich nich
wesen war, und eine Sprache für den Sohn
nie zu ihm gesprochen hatte. Der heiße
Mutterliebe floß frei in ihrem Herzen un
über Benediktus, daß die Mutter und
unter dem Gewicht des Schicksals, unter
kein Entkommen und kein Hoffen übrig
eines Glückes genossen, dessen sie nicht t
wesen war bis zu dieser Stunde.

Benedikt umarmte die Mutter noch
stand er auf; sie folgte seinem Beispiel.

„Und was soll nun werden?“ frag
von dem Verlangen, ihn zu befried
trösten.

Er reichte ihr die Hand hin.

Sie konnte ihn nicht scheiden lassen, oh
Zeichen ihrer Liebe gegeben zu haben, abe
hart an wie der Tod.

„Benedikt!" rief sie. Er wendete sich un
es Dich freuen, wenn Dein Kloster mich

„Wir haben, Du und Deine Kinder
der Fürbitte sehr nöthig, Mutter!" gab
Antwort, „und Dein Andenken geehrt zu
uns, das wäre mir ein Segen."

„So sollen sie es aufsetzen, ich will
schreiben!" stieß sie rasch hervor.

„Gott sei gedankt, daß er Dein Herz
rief Benedikt, aber sie hörte es nicht mehr.
hineingegangen in das Haus, ihm ihre
verbergen.

hatte. Man könnte in der That vor
nen, wenn man nicht seine Freude d
Viktorine, welche des jungen M
sonst am lebhaftesten gepriesen hatte, s
der Bemerkung der Baronin.

Als dann der Gottesdienst beendet
Fremden bei dem Fortgehen aus der
an Jakobäa vorüberkamen, fand die B
sich gewöhnt hatte, in dem Thale bei
die huldvolle Beschützerin zu spielen, f
an die Mutter Benedikts heran zu trete
sagen, wie gefühlvoll ihr Sohn heute g

„Ich wollt', Ihr Fräulein sänge ei
er!" warf Jakobäa hin, während ihr Bli
Viktorine hinstreifte.

„Oh," versetzte die Baronin, ohne
dem, was Jene meinte, „meine Tochter l
liche Musik gesungen und versteht sich au
darauf!" Und um das Maß ihrer Herabl
voll zu machen, setzte sie hinzu: „Komm
einmal zu unserer Wirthin, liebe Frau! S
Sie meine Tochter hören; Ihr Herr Ab
von ihr entzückt."

„Ich hab' mehr als genug von ihr geh

Die Baronin that einen überra
indeß verwundern that die Mittheilung
sie fand die Sache sehr natürlich. Es
ein Mann den Reizen ihrer Tochter
Nur wie es mit dem Vater so gekomm
das begriff sie nicht, und hätt's doch
Die Tochter sagte, sie werde ihr's erklä
Gäste fort, und wenn man wieder in Ru
„Nanette weiß darum," setzte sie hinzu,
heute noch begegnet und haben ihn ge
ging von uns zu seiner Mutter Haus."

„Der Aermste!" rief die Baronin,
volles Lächeln auf den Lippen, „wie er

„Und mich erst!" sagte Viktorine,
den Anverwandten wieder zugesellte; abe
blickte von Zeit zu Zeit mit zärtliche
ihre Tochter an, und so bald es sich
nahm sie Nanettens Arm, um in eifri
mit ihr hinter allen Andern weit zurück

die Figuren heraus nehmen konnte, und
weiten Armstuhl zurücklehnend, sagte er:
Einrichtung unserer bischöflichen Zimmer ist
Zeit vollendet worden. Sie nehmen sich
stattlich aus. Es ist mir lieb, daß wir d
Stefano als erstem Gast dieselben jetzt
können. Auch in diesen Dingen hat man d
des Klosters zu beachten, die Gemächer für
den müssen gut gehalten sein."

„Hochwürden erwarten also jetzt den
fragte Theophil, obschon er von der bevorsteh
kunft dieses Gastes durch die Unterbeamten
lich unterrichtet worden war.

„Mein Wagen geht ihm morgen bis
See entgegen, zur Mittagsmahlzeit wird
hier oben sein!" entgegnete der Abt, „und
selben können ihm die Schüler die neustudir
singen. Benediktus hat sie gut gesetzt und

„Er ist auch sonst zu loben," meinte Pa
phil, der seit sie allein beisammen waren die
Gelegenheit erwartet hatte, dem Abte die
Kunde mitzutheilen und seinem Günstling
erkennung zu erwirken. „Benediktus ist z
Seine Mutter hat auf seinen Wunsch und sein

redung heute endlich darin eingewilligt, die Verschreibung ihrer liegenden und ihrer sonstigen Habe zu des Klosters Gunsten zu vollziehen!"

Des Abtes Augen leuchteten schnell und flüchtig auf. „Und ist das sicher?" fragte er.

Theophilus entgegnete, daß Benediktus eigens zu ihm gekommen sei, ihm die Mittheilung zu machen, nachdem er denselben ernstlich ermahnt habe, von seiner Mutter die Ausführung dieses frommen Aktes nachdrücklich zu begehren.

„Hat er gesagt, auf welche Weise er die Zusage von ihr erlangt hat?" erkundigte sich der Abt.

Der Pater konnte ihm darüber keine Auskunft geben, er wiederholte aber, daß man den Entschluß nur Benedikt verdanke, und daß dieser, nach einer heutigen Unterredung mit der Mutter ihm gemeldet habe, sie sei bereit, für den Fall ihres Todes die Schenkungsakte wie man sie abzufassen nöthig fände, sofort zu unterschreiben.

„So muß man sie morgen ausfertigen lassen und Sorge dafür tragen, daß Frau Jakobäa nicht schwankend werde in dem guten Vorsatz. Senden Sie mir den Pater Benedikt; ich will selber mit ihm reden, und zwar noch heute und sogleich."

Von dem Spiel war keine Rede mehr, man hatte eben Wichtigeres zu thun.

Theophilus trug das Schachbrett fort und begab sich in den Saal hinunter, in welchem Benedikt die Beschäftigung seiner Klasse überwachte.

In einer Gemeinschaft, in welcher Alles seine Zeit und seine Stunde hat, in welcher die kleinste Abweichung von der festgesetzten Regel als ein außerordentliches Ereigniß Aufsehen macht, blieb natürlich das Erscheinen des greisen Paters in dem Arbeitssaale von keinem der Schüler unbemerkt. Es kam sonst niemals vor, daß man ihn um diese Stunde, die er allabendlich mit dem Abte zuzubringen pflegte, noch auf den Corridoren antraf, und unter den Scholaren hatte man ihn, so lange man sich zu erinnern wußte, nach der Abendmahlzeit nie gesehen. Aller Augen richteten sich daher auf ihn. Es mußte etwas Besonderes geschehen sein, sein Kommen mußte etwa Besonderes zu bedeuten haben! Aber was?

Die Frage ging von Mund zu Munde; Nieman hatte darauf die Antwort. Man sah, daß er n Pater Benediktus sprach, daß dieser den Arbeitss verließ und der Greis den Platz einnahm, an welch der junge Lehrer bis dahin gesessen hatte. Das n

gegnete der Abt, „und daß ich Dein Verhalten billige, sofern Du in Demuth zu derselben mitgewirkt hast. Sie hatte es hoch nöthig, sich abzuwenden von den Gütern, die sie höher schätzte, als ihr Seelenheil, und sie wird ruhiger in ihrem Herzen werden, wenn nicht immer wieder der Zweifel und die Sorge sie beschleichen, was dereinst aus ihrem Nachlaß werden solle. Hat sie Dir angedeutet, wie sie ihre Schenkung machen, und ob sie dieselbe auf ihr Haus und auf ihren liegenden Besitz beschränken wolle, oder sie auch auf ihre übrige bewegliche Habe auszudehnen denke?"

„Sie hat darüber Nichts gesagt," sprach Benedikt, „nur beauftragt hat sie mich, Hochwürden zu ersuchen, daß Sie das Dokument der Schenkung nach Ihrer Einsicht auszufertigen befehlen. Sie wird es unterschreiben, wie man es ihr vorlegt."

„Hat sie Angehörige, die sie zu bedenken, auf die sie Rücksichten zu nehmen wünscht?"

„Hochwürden wissen, daß von mir und meine Schwestern keine Rede sein kann; und für die se entfernten Anverwandten, die uns im Aargau leb hat sie keine Art von Freundschaft. Sie ist ihr eher abgeneigt."

„Und weißt Du, was zwischen ihnen steht?"

Der Jüngling wollte sagen, daß es mit ihm Nichts auf sich habe, aber der Abt kam ihm zuvor. „Ich frage Dich nicht," sagte er, „woran Du krankst, es ist das die Sache des Pater Medikus, und es ist Dir Pflicht, die nöthige Sorgfalt zu verwenden auf den Leib, mit dem Dich zu bekleiden es dem Herrn gefallen hat. Auch kann's bisweilen Jedem von uns heilsam und geboten sein, den Körper durch Kasteiung daran zu verhindern, daß er den Geist darnieder halte. Ist das Dein Fall, mein Sohn, so laß es ihn empfinden, daß Du Deines Fleisches Herr und Meister bist; und Der, der es ausgesprochen: ‚Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!' wird mit Dir sein! — Indessen," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „Du hast zum Oefteren das Verlangen kund gegeben, die Welt jenseits der Berge kennen zu lernen, und uns hier oben ist die rauhe Jahreszeit nicht fern. Es wird zu überlegen sein, was für Dich frommt. — Man könnte Dich vielleicht gen Süden gehen lassen! — Ich will es mit Pater Theophil bedenken, sobald wir Deiner Mutter in ihrem Vorhaben den nöthigen Rath ertheilt, und angeordnet haben werden, was sie wünscht. Und somit geh zur Ruh! Gott sei mit Dir!"

mehr! und Niemand trug daran die Sc
Fremde, die ihr und ihrem Sohne zu M
Thal gekommen war. Ihr Zorn, ihr
ihr das Blut auf. Sie konnte nicht
Bette, sie erhob sich, zündete ein Licht
das Fenster.

Dies Haus, ihr Haus, das sollte f
an die Mönche! — Sie hatte den gan
Anderes gedacht, die Vorstellung war
läufiger geworden als vordem; was al
der Bettsponde, in welcher die Besitz
Hauses gelegen hatten, Eine nach de
zweihundert Jahren? — Was aus der
die in der Stube in derselben Ecke stan
Josepha das Haus neu aufgerichtet ha
aus dem Schrank, an dessen Thüren di
pen mit den langen Degen ihren Lein
wachten?

Sie ging aus ihrer Kammer in d
schloß die Thüre ihres Schrankes auf.
lagen voll bis an die Ränder! Für Kin
kind war hier aufgesammelt — und d
jetzt nur für das Kloster gesponnen und
Alles für die Mönche, die nicht gearb

hing, und das ihr nicht einen Seufzer
Sie hätte Nichts mehr sehen mögen und
nicht davon lassen. Sie kam sich wie ein
vor, der seiner nicht mehr Meister ist.

„Sie werden wohl beten müssen, dan
finde in dem Grabe und nicht umgehen m
lich hier in diesem Hause!“ sagte sie zu
und ein Schauder flog ihr durch die Glie
diese Worte vor ihrem Ohr erklingen hört
des Denkens und des Lebens müde. Si
vor ihrem Bette nieder, denn es kam ihr nic
das ihre vor; und den Kopf gelehnt an s
thürmten Kissen, schlief sie eine Weile, bis
des Tages sie erweckte, bis im Kloster zu
geläutet ward, und sie hinabging in die K

Einige Stunden später, als die Ver
Baronin das Thal verlassen hatten, gin
Wirthin der Pension hinüber in das Kl
Büchse, welche sie gleich bei Eröffnung de
in ihrem Hause für die Armen aufgestellt,
die Abreisenden reiche Spenden erhalten.
sich schwer an, das Geld, das man hine
und klang nicht mehr; und da es für das
das Waisenhaus bestimmt war, wußte die

sie Jakobäa aus der Klosterthüre herauskom[...]
trafen sich selten einmal, denn die Wirthin [...]
nehmlich in der Sommerszeit immer viel zu [...]
und Jakobäa ging erst recht nicht mehr vo[n]
Hause fort, wenn es nicht zur Kirche war.

„Was hast Du hier zu thun?“ fragte die Wirthin.

Jakobäa hob die Augen kaum zu ihr [...]
„Jetzt Nichts mehr!“ sagte sie und ihre Stimm[e]
dabei so sonderbar, daß die Wirthin meinte, e[...]
schlecht geworden. „Ich habe überhaupt Nich[ts]
zu thun!“

„Setz Dich nieder!“ sagte die Wirthin.

„Ja dorten!“ antwortete ihr die Ander[e und]
ging ihr durch den Hof voran, bis zu dem Gottes-
acker, der an die Kirche stieß.

Hart an der Mauer hatten die Anschafft's ihr
Erbbegräbniß. Jakobäa trug den Schlüssel immer an
dem Bund am Gürtel mit ihren andern Schlüsseln.
Wie sie an das Gitter kam, schloß sie die Thüre auf.
Die Wirthin glaubte, es habe irgend einen Streit ge-
geben um den Platz, oder es sei an den Gräbern
von Muthwilligen gefrevelt worden; aber Jakobäa
sah sich gar nicht danach um, sondern setzte sich auf
ihres Vaters Grabhügel und starrte vor sich nieder.

während sie die gefalteten Hände zwischen ihren Knieen hielt.

Der Wirthin wurde Angst dabei. „Sage mir nur, was Du hast?“ ermahnte sie.

„Das ist Alles, was mir bleibt! Und danach werden sie wohl kein Verlangen haben!“ sprach Jakobäa vor sich hin.

Die Wirthin verstand die Meinung nicht und wiederholte ihre Frage. Da richtete Jakobäa ihr Gesicht empor und sagte: „Im Grunde ist das Alles Euer Werk, Deines und des Doktors!“

Die Wirthin meinte, sie rede irre und wie sie es versuchte, ihr beizukommen, brach Jakobäa davon ab, bis sie nach einer Weile wieder zu reden anfing: „Sieh mich an!“ sagte sie, „So sieht Einer aus, der auf der Welt Nichts mehr sein eigen nennt, als diese Gräber hier, und auf dessen Tod sie warten. Ich hab' mein Haus und Hof, mein Hab und Gut auf meinen Tod verschrieben an das Kloster! Ich hab jetzt keine Heimath mehr!“

Die Wirthin that einen Ausruf des Erschreckens und des Mitleids, aber man hatte eigentlich in dem Thale diese Möglichkeit schon lang vorausgesehen, und weil es ihr darauf ankam, die Zusammengebrochene

aufzurichten, sagte sie zu Jakobäa tröstend: „S
Du lebst, bleibt es ja Dein! und wem wolltest
auch geben, da Deine Kinder Alle geistlich sin
Jakobäa wiegte gedankenvoll den Kopf. „
gut sein!“ sprach sie, indem sie aufstand. „M
Trost kommst Du mir nicht auf den Grund.
im Glück sitzt, sieht in's fremde Unglück nicht
Es ist auch einerlei!“

Die Wirthin wußte mit ihr Nichts zu
sie gingen schweigend neben einander her, bis
mit einem Male sagte: „Und daß ich es n
seinetwillen thun mußte, daß ich es gethan, u
wenigstens doch eine Freude auf der Welt zu
daß er es so verlangt hat um seiner Seelen
keit! — Er hat still dabeigestanden, als ich
schrieben und fortgegeben habe, was unser
ist, seit Menschengedenken. Mir hat die H
zittert und ich habe nicht gesehen, was ich sch
seinem Gesicht da hat sich Nichts geregt. Aber
er hat's auch nicht besessen, und hat jetzt nic
zukommen in das Haus, wie ich, unter mein
und Mägde, selber nur noch des Klosters K
Magd, das erntet, wo ich säe und schaffe.“

Sie blieb jedem Zuspruch unzugänglich

Tante und ihrer Familie, ich freute mich jeden Tag, daß Nanette mit uns war; nun sie aber wieder fort sind, finde ich, daß das Alleinsein unbeschreiblich süß ist; und ich kann sagen, ich habe einen köstlichen Morgen hier in der Stille zugebracht."

„Da sind Sie besser daran gewesen als ich," bemerkte die Wirthin, „denn ich habe eine Begegnung gehabt, die mir in der Seele wehe gethan hat."

Viktorine wollte wissen, was es gewesen sei und die Wirthin hatte keinen Grund, mit ihrer Neuigkeit hinter dem Berge zu halten. Sie erzählte in aller Ausführlichkeit, was heute geschehen war.

„Und heute, sagen Sie," rief Viktorine, „hat Frau Jakobäa die Schenkungsurkunde vollzogen? Und sie hat behauptet, sie habe sich auf ihres Sohnes Wunsch dazu entschlossen? Das versteh' ich nicht."

Der Doktor fragte, ob sie denn Jakobäa näher kenne und sie neuerdings gesprochen habe?

„Ach, freilich kenne ich sie näher; sehr genau! Und ich habe sie noch gestern in der Frühe gesprochen! Ich war mit der Cousine bei ihr, und noch gestern hegte und äußerte sie Plane, die mit ihrem heutigen Entschlusse in gradem Widerspruche stehen! — Pater Benediktus war allerdings nach mir bei seiner

eigentlich die Schuld an ihrem Unglück. Ich fragte nicht einmal, was sie sich dabei dachte, denn sie war zu sehr zerschlagen."

Der Doktor horchte auf. Es schien ihm eine Erklärung aufzudämmern, aber er sprach nicht aus, was er besorgte. „Frage auch nicht danach, laß es auf sich beruhen, Mutter!" sagte er. „Es ist in jedem Falle gut, nicht viel davon zu reden!"

mit sich selber auszusöhnen. Sie kam auch heute bald damit zurecht.

Was war denn Unvorhergesehenes geschehen? fragte sie sich selbst. Sie hatte sich geirrt … on war … Falle, in welchem sich getäuscht zu haben s… dem Kle… sie war besiegt worden in einem Kampfe, … rden, … und beschränkte Seelen nie zum Opfer we… sie nicht daran denken können, ihn jemals einzugeb… und sie hatte eine Erfahrung gemacht, die ihr n… verloren sein sollte: sie hatte die hohe Bedeutung … kirchlichen Tradition für alle diejenigen Menschen ke… nen lernen, die nicht durch eine freie Philosophi… Bildung, wie sie und ihr Vater sie besa… en, sich selbst zu stützen, in sich selbst zu beruhen, und a… eigner Machtvollkommenheit mit den Dingen und m… den Erlebnissen fertig zu werden verstehen.

Wenn Jakobäa, trotz der Aussichten, die sie i… eröffnet hatte, sich denselben nicht zuzuwenden wagte, wenn weder seine Liebesleidenschaft, noch die Begeist… rung für die Kunst den jungen Mönch … ewegen k… ten, sich zu befreien; was bewies das Anderes, daß er und seine Mutter mit Zuversicht die S… keit erwarteten, welche sie im Jenseits für ihr irdische… Entsagen schadlos halten sollte! Daß sie zu diese…

berühmen? Wer besaß sie, wie er's wünschte? — Sie schlug die heut gemachten Erfahrungen immer höher an.

Sie fing nachgerade an, es für sich selbst als einen Segen zu betrachten, daß sie in dies Thal hinaufgekommen war; sie fühlte sich beinah versucht es wie ihre Mutter eine Schickung der Vorsehung zu nennen. Denn da es ihr beschieden war, als die Gattin des Grafen Stefano künftig sich in den Kreisen zu bewegen, in welchen die Macht der christkatholischen Kirche gipfelt, so war es von hoher Wichtigkeit für sie, daß sie hier in der Einsamkeit einen anderen und tieferen Einblick in das Wesen der Kirche gethan hatte, als jenen, zu welchem ihr bisher in der Gesellschaft und an ihrer Mutter Seite, die Gelegenheit geboten worden war. Sie schämte sich, je mehr sie es bedachte, des frevelhaften Leichtsinnes, mit welchem sie sich über ihre religiösen Ansichten und über die Kirche gegen Pater Theophil geäußert hatte; sie war entschlossen, ihm dies offen zu bekennen, und weil sich's so am Sichersten und Besten thun ließ, kam sie auf den Einfall, am nächsten Morgen ihm zu beichten, was sie bisher zu thun unterlassen hatte. Sie wollte mit diesem öffentlichen Anerkenntniß sich beugen vor jener

Macht, die fest in sich geschlossen, durch ihre meisterhafte Organisation ihr plötzlich der Bewunderung werth erschien, schon deshalb, weil sie immer noch Millionen Menschen stützte, tröstete, beherrschte! — Denn Herrschaft — das war das Einzige, wovor sie wirklich Achtung und Bewunderung hegte; und der Gedanke an die große Macht der Kirche richtete sie auf und hob sie über sich und über den bangen Mißmuth empor, der sie unheimlich befangen hatte.

Das Gaukelspiel des Selbstbetruges war damit wieder einmal von ihr geschickt vollendet worden. Sie athmete wieder befreiten frohen Herzens auf, sie kam sich besser, einsichtiger und reifer vor, als noch vor wenig Stunden. Es gefiel ihr zu denken, daß ein wunderbares Zusammenwirken ungewöhnlicher Verhältnisse sie aufgeklärt, ihre Thorheit umgewandelt habe in Erkenntniß. Wenn sie auch mit den Gläubigen zu glauben nicht vermochte, so hatte sie den Glauben derselben doch anerkennen, ihn als eine Kraft verehren lernen, und das war für sie ein Großes, um ihrer eigenen Zukunft willen.

Sie stand auf, da sie an der Baronin Thüre klopfen hörte. Es war die Stunde, zu welcher dieselbe den Pater Theophil erwartete. Sie verfügte sich

zu ihrer Mutter, um mit Theophil zu sprechen. Sie wollte ihn auf die Sinnesänderung vorbereiten, welche sie erfahren hatte; und ihm ihre Neigung kund thun, sich morgen oder doch an einem der nächsten Tage zur Beichte bei ihm einzustellen.

Die Baronin machte die Bemerkung, Vikt... heilige ... habe, seit sie die Heimath verlassen, die ...e, sie sei... noch nicht erfüllt; die Tochter entgegne... sei Alles ... immer fähig, sich zu sammeln; in ihr... und se... lich, ihr komme das Beste unerwartet ...n meis... Sammlung erfasse ohne all ihr Zuth... ...n nicht ihr Gemüth. Sie könne sich derselb... als ein... Werkes berühmen, sondern habe si... von oben zu empfangen.

Sie war dem Pater neu in die... ...er Geiste... er mißtraute also ihren Reden, wenn schon ... nicht kund gab. Sie frage, ob er ... wolle? Er entgegnete, zur Uebung seiner Amt... sei er stets bereit, er stehe ihr zu Diensten. ... eben damit umging, die Stunde für die Bei... zusetzen, rollte des Abtes Wagen vor dem Hau... vorüber.

Der Pater hatte sich nicht umgesehen; Vikt... welche dem Fenster gegenüber saß, sprang en...

„Was ist das? — Graf Stefano!“ rief sie — „Welch’ eine Ueberraschung!“

Der Graf hatte emporgeblickt, hatte sie gesehen und freudenvoll gegrüßt. Viktorinens Antlitz, die eben so wenig als ihre Mutter von dem Tage seiner Ankunft unterrichtet gewesen war, hatte sich rasch gefärbt; aber sie versuchte es, ihre Aufregung dem Pater zu verbergen.

„Wie reizbar wird man in der Einsamkeit!“ sagte sie. „Sie stählt die Nerven nicht, sie macht sie nur empfindlicher!“

„Deine Hände sind eiskalt!“ bemerkte die Mutter und griff nach ihrem Aetherfläschchen, während sie ihre Genugthuung nicht zu verbergen vermochte. „Gott, was sie für ein Herz hat! Sie fühlt doch Alles tiefer, schöner, als die anderen Menschen!“

Viktorine wies der Mutter Lob wie ihren Beistand ab. „Was werden Sie nur von mir denken, Pater Theophilus?“ fragte sie, und das Lächeln, das auf ihren Zügen lag, gab ihr einen mädchenhaften Liebreiz.

„Nichts, als was Sie morgen mir anvertrauen werden!“ sagte der Greis und wollte sich entfernen.

Viktorine hielt ihn noch zurück. Sie erkundigte sich, ob er den Grafen etwa kenne. Er verneinte es,

sagte aber, er habe gewußt, daß der Herr A. schon seit längerer Zeit erwartet, und heute ge- habe, den Gast hinauf zu holen.

Sie war erregter, als er sie je gesehen hatte, war unverkennbar, daß sie den Grafen auf ihre Wei- liebte. Sie konnte sich nicht wie sonst beherrschen und als der Pater schon an der Thüre stand, ging sie ihm nach.

„Verrathen Sie mich nicht!“ bat sie. Er sagte, sie könne sich auf seine Verschwiegenheit verlassen. Die Baronin nahm sie in die Arme und küßte sie.

„Du holder Engel!“ rief sie, „wie würde es ihn entzücken.“

„Und dazu das gottverfluchte Spiel mit Benedikt!“ sprach Theophil in seinem Herzen, und hatte seines ganzen christlichen Erbarmens nöthig, nicht voll Abscheu den Stab zu brechen über sie in seinem Herzen.

Siebenzehntes Capitel.

Zwei Stunden später lag Graf Stefano zu Viktorinens Füßen, hing sie an seinem Halse. Es war ein stolzes, ein gar schönes Paar und wie geschaffen für einander.

Das ganze Haus nahm Theil an der Verlobung, die jedoch geheim gehalten werden sollte, bis zu der Ankunft des Barons, dem man sofort davon die Mittheilung gemacht hatte. Der Diener blieb in einem Gehen und Kommen, der Telegraph hatte keine Ruh noch Rast.

Die Baronin schwamm in Wonne. Sie umarmte die Wirthin, sie küßte deren Tochter. Weil der Himmel ihr so gnädig war, wollte sie es ihren Mitmenschen auch nicht an Herablassung und Gnade fehlen lassen. Noch spät am Abend mußte der Diener ein Zettelchen hinüber tragen in das Kloster. Pater Theo-

phil mußte es durch sie selbst erfahren, daß Gott ihr Gebet erhört, ihres Herzens heißesten Wunsch erfüllt habe. Sie hoffte jetzt für ihrer Tochter Seelenheil, so schrieb sie ihm, das Beste, da sie dem skeptischen Einfluß ihres Vaters entzogen und in die Nähe dessen gelangen werde, von dem der irdischen Kirche ihr Licht ausströme. — Und als dann der Diener aus dem Kloster wiederkehrte, theilte sie es noch in aller Eile ihren nächsten jüdischen Anverwandten in der Heimath mit, daß ihre Viktorine sich so eben mit dem römischen Grafen Stefano verlobt habe, der zu den nächsten Nepoten Seiner Heiligkeit gehöre und in der Nobelgarde Obrist sei. — Ihre Cousine hatte sich Etwas darauf eingebildet, daß ihre Tochter schon mit sechszehn Jahren einen adligen Offizier geheirathet hatte! — Viktorine machte jetzt mit ihren neunundzwanzig Jahren eine andere Partie! Wie kleidete es sie, wenn sie italienisch mit dem Grafen sprach! Wie zärtlich war die Tochter heute auch gegen sie, und wie glücklich sah sie aus!

Viktorine fühlte sich auch glücklich! — Vor wenig Stunden noch hatte sie sich gesagt, daß im Grunde Niemand ganz zufrieden, Niemand völlig glücklich sei. Und jetzt bewies der Himmel ihr, wie viel der Freude

und des Glückes er dem Menschenherzen spenden könne; jetzt fand sie es in sich bestätigt, was sie zur Zeit ihres ersten Zusammenkommens mit Pater Theophil von sich behauptet, daß großes, volles Glück, ein Glück, wie sie es sich erträumt, sie rühren, sie in Demuth vor der Gunst des Himmels niederwerfen würde. Ihr Herz war voll von frohem Dank, sie weinte Freudenthränen, als sie ihr Haupt zum Schlafe niederlegte, sie dachte noch über des Schicksals Walten lange nach.

Wie war ihr Loos verschieden von vieler anderen Menschen Loos! Von Benedikts! Von Jakobäa's! — Wer konnte das Weshalb ergründen? Wer sagen, wozu ihr Leiden jenen frommen sollte? Sie beklagte Beide aufrichtig! Sie nahm so vielen Theil an ihnen, und konnte ihnen doch nicht helfen, konnte gar Nichts für sie thun, so wie sie einmal waren! Daß Pater Theophil die Mutter und den Sohn getreu berieth, war ihr ein großer Trost. Sie wollte sich auch über diese Beiden morgen gleich mit ihm besprechen. Die Aussicht, ihm zu beichten, that ihr wohl, und mit dem inbrünstigen Wunsche, daß der Himmel ihre und des Grafen Zukunft segnen und behüten möge, schlief sie

ein. Sie kam sich zum ersten Male recht von He
fromm vor.

Früh, als sie zur Beichte ging, stand
Stefano am Fenster in dem Zimmer, das er au
halb der Klausur in den Gastgemächern bewo
Sie hatte auf gut römisch einen schwarzen Sch
über ihr Haupt geschlagen, und trug den Strauß,
ihr Stefano mit einem Liebeswort gesendet, in
Hand. Er sah sie kommen und freute sich
Schöne; sie bemerkte ihn auch, aber um der A
willen, zu der sie ging, versagte sie sich's, ihm
zu zeigen.

Es war das Fest von Mariä Geburt, die
war schon voll von Betern, die Arbeit ruht
Schüler hatten keinen Unterricht, Benedikt hatt
Klasse auf einen Morgenspaziergang zu begleiten
er mit ihnen aus dem Kloster trat, sah auch
Viktorine in die Kirche ging, und da die S
die sie Alle kannten, sie begrüßten, that er's
falls. Sie dankte dem Gruße, ohne Benedikt
ders anzusehen, und ihr Auge hatte ihm doch
hell geleuchtet, war ihm immer so warm in
gedrungen! —

Er sah in die Höhe, die Sonne stand in vollem Glanze an dem herbstlich klaren Himmel, und ihm war's doch dunkel geworden vor den Augen, und hatte ihn fröstelnd überlaufen, als ob ein finsterer Wolkenzug der Erde das Sonnenlicht verbärge.

Auf dem Wege nach dem Wasserfall stieß der Doktor zu Benedikt und den Scholaren. Sie hatten einander seit einer Reihe von Tagen nicht getroffen, und der Doktor sah mit Besorgniß die Veränderung, die mit dem jungen Mönche vorgegangen war, obschon er die Ursache derselben nicht zu suchen brauchte. Trotzdem hielt er es für angemessen, ihn darum zu befragen, und sich zu erkundigen, wie es ihm seither ergangen sei.

„Was ist von unser Einem viel zu sagen!“ erwiderte ihm Benedikt. „Meine Erlebnisse lassen sich an den Klassentafeln ablesen, und was von Zeit daneben übrig bleibt, hat auch seine gewiesene Bestimmung!“ — Er trug dabei den Kopf gesenkt, ließ die Arme hinter sich herabhängen und hatte die Hände dabei verschränkt. Die Haltung verrieth seine ganze Zerbrochenheit; sein Schweigen war vollends gegen seine sonstige Natur.

Der Doktor meinte es gut mit ihm. Er wollte

ihn zum Sprechen bringen und hielt es auch gerathen, ihm die Verlobung Viktorinens mitzutheilen, ohne daß ein Anderer dabei war.

„Du sagst," hub er an, „Du hättest Nichts erlebt und doch ist gestern, wie ich hörte, etwas sehr Wichtiges geschehen. Deine Mutter hat zu des Klosters Gunsten über ihren Besitz verfügt."

„Ja," versetzte Benedikt, „und es ist gut, daß sie es gethan hat. Sie wird zur Ruhe kommen, nun es also fest steht. Der Mensch schickt sich am besten in das Unabänderliche. Das lernt er begreifen und damit findet er sich ab."

„Und es hat Dich nicht betroffen, nicht geschmerzt?"

„Mich?" fragte Benediktus — „was habe ich mit weltlichem Besitz zu schaffen?" und wieder versank er in sein stilles Brüten. Des Doktors Sorge um ihn steigerte sich dadurch.

Mit einem Male machte sich unter den Schülern eine gewisse Unruhe bemerklich. Der Eine wendete sich zum Andern, sie zischelten, lächelten, drängten sich vorn nach dem Wege, von dem man auf die Klostermatte niedersehen konnte. Benedikt wurde achtsam, rief einem der jüngeren Knaben, der sich unter den

Armen der Anderen hindurch zu bringen suchte, die Weisung zu, davon zu bleiben, da eben hier der Abhang hoch und steil, und nach den letzten Regengüssen die Nagelflüe aufgeweicht, ein Abfall also möglich war. Da der Kleine dem Befehle nicht gleich Folge leistete, ging er, ihn zurück zu halten; aber in demselben Augenblicke trat er selber blaß, wie von einem Schwindel jäh erfaßt, zurück und ergriff des Doktors Arm, den er zusammenpreßte, als müsse sein furchtbares Weh sich einen, wenn auch stummen Ausdruck schaffen.

„Haben Sie's gesehen, Pater Benedikt,“ rief einer der ältesten Schüler, „dort sitzt das fremde Fräulein mit dem Herrn Grafen! Die müssen wohl ein Paar sein.“

Und freilich hatte Benediktus es gesehen. Unten auf der Klostermatte, an derselben Stelle, an welcher er sie zuerst gesprochen, an der Stelle, an der sie ihm in jener Morgenfrühe das Loblied auf Rom gesungen, das er heut zu Ehren ihres Geliebten und Verlobten mit seinen Schülern auszuführen hatte, auf jener Matte, auf welcher er im Sturm der Elemente inne geworden war, daß er sie liebe mit leidenschaftlichem Verlangen, und vor dem Bilde des Gekreuzigten gerungen hatte, das heiße Begehren seines Herzens in

Entsagung erstarren zu machen für immerdar. An derselben Stelle saß sie, den schönen Leib umschlungen von des Grafen Arm, den Kopf gelehnt an seine Brust, achtlos für Alles um sie her, versunken in ihr Liebesglück!

Er that dem Doktor herzlich leid, und doch war es ihm lieb, daß er in diesem Augenblicke ihm zur Seite stand.

„Dir ist nicht wohl!“ sagte er, auch die Knaben waren achtsam auf ihn geworden.

Benedikt gewann sich mit Gewalt ein Lächeln ab. „Es ist Nichts, gar Nichts,“ versetzte er, „ein leichter Schwindel, wie ich ihn zum Oefteren verspürte; es ist auch schon vorüber.“

Die Schüler beruhigten sich damit; der Doktor konnte sich nicht entschließen, ihn sich selbst zu überlassen, denn wie Benedikt sich auch zwang, ihm ruhig zu erscheinen, sah Jener doch die Tropfen auf des Freundes blasser Stirn, und hörte an dem gepreßten Ton seiner Sprache die Aufregung, in welcher er sich befand.

Offen zu dem jungen Mönch zu reden, hielt er für ungerathen, ja für unzulässig. Er wollte nur bei ihm bleiben, bis er ruhiger geworden war, und um

sich nicht den Schein zu geben, als ob er ihn zu überwachen denke, sagte er mit möglichster Sorglosigkeit: „Ich glaube, sie werden jetzt sammt und sonders bald von dannen gehen. Sie erwarten nur noch den Baron, um die Verlobung, weil sich das sehr vornehm ausnimmt, hier aus dem Hochgebirge zu publiziren, und dann verlassen sie das Thal. Es war übrigens, wie ich durch meine Mutter weiß, eine abgekartete Geschichte!"

Der Doktor hatte die letztere Bemerkung in der bestimmten Absicht gemacht, dem Freunde damit einen neuen und ihn enttäuschenden Einblick in Viktorinens Charakter zu gewähren, gegen welche er selber eine wahrhafte Erbitterung hegte; aber Benedikt schien ihn nicht zu verstehen, denn er fragte, was abgekartet sei?

„Die Heirath des Grafen Stefano mit Viktorine. Die Baronin hat meiner Mutter schon vor Wochen davon gesprochen, sich um eine Wohnung für ihn umgethan; nur Tag und Stunde seiner Ankunft haben sie, wie ich vermuthe, nicht gewußt."

Benedikt ließ das Alles auf sich beruhen. „Erinnerst Du Dich unserer Unterredung bald nach Deiner Heimkehr?" fragte er dann nach langem Schweigen.

„Du denkst jenes Gespräches über die Grenzen der freien Selbstbestimmung?“ erkundigte sich der Doktor, „wie kommst Du eben jetzt darauf zurück?“

„Das würde zu weitläufig und auch schwer zu erklären sein!“ entgegnete Benedikt, den es gereuen mochte, dies Thema wieder angeregt zu haben.

Der Doktor meinte, Benediktus grübele zu viel, er habe mehr Bewegung, habe körperliche Anstrengung und auch Zerstreuung nöthig. Es stecke nun doch einmal ein gut Theil Landsknechtsblut in ihm, das verarbeitet werden wolle.

Benedikt sagte, das könne wohl so sein. Er habe wirklich ein melancholisches Gemüth bekommen, und man scheine das im Kloster ebenfalls zu glauben, denn der Herr Abt habe ihm davon gesprochen, ihn fortzuschicken.

„Bravo!“ rief der Doktor, „das ist Dir auch das Rechte. Wohin wirst Du gehen?“

„Das Ob und Wohin ist des Herrn Abtes Sache! Ich habe danach nicht zu fragen, bis er mir's verkündet und befiehlt.“

„Ein Bischen nachhelfen und befördern, einflüstern und anregen kann man doch trotz alledem!“ scherzte der Doktor.

aus, der dankte ihm dafür, und sagte, w
so beschieden sei, so werde man des Dol
schlag ja wohl hören, doch meine er, es
von Nöthen sein.

Kürze der Zeit, welche man in dem Th
weilen hatte, seinen Grundsatz doppelt zwe
achtete, daß man gleich und unumwunden
was man Gutes zu thun entschlossen sei, h
auch nicht gezögert, dem Abte seine Meinun
geben.

Als man nach der eingenommenen
den schattigen, im altfranzösischen Ge
schnittenen Laubgängen des Klostergartens l
und nieder ging, die Verdauung vorschrif
befördern, sagte er, er habe dem hochwürd
eine Frage vorzulegen.

„Hochwürden werden es vielleicht wiss
ihm, Gott sei Dank, im Leben wohl ge
daß seiner redlichen Arbeit der Erfolg n
habe. Dazu habe er nur die eine Toch
setzte er hinzu: „Hochwürden können das v
eine Eitelkeit erachten und als solche tadeln
Mensch hat nun einmal das Verlangen
habe es auch," — schaltete er lächelnd ein,
gessen zu werden. Ich liebe es, wenn ma
Orten, an welchen ich mich mit den Meini
halten habe, unserer gedenkt — im Guten
steht sich."

er, daß es ihn immer freue, wenn er bei
bei Geschäftsmännern und namentlich bei N
— diese Erinnerung ihm zu ersparen, fa
nicht nöthig —— auf die Erkenntniß stoße,
in Bezug auf seine guten Werke wohl thu
der Kirche zu berathen, welche die Bedürfn
meinde natürlich besser als jeder Andere ke
So lange das Kloster die Herrschaft gehab
im Thale auch für das Nothwendige ein
sorgen können; seit ihm dieselbe entzoge
Einkünfte der Brüderschaft so beträchtlich
worden, während das Thal auch nicht zu
des Landes gehöre, habe man es dankbar z
wenn von wohlmeinenden Gläubigen —
war die Entgeltung für die vorhergegangene
— der Kirche die Mittel geboten würden,
der Gemeinde schon früh in ihre Obhut z
um sie von Anfang an auf den rechten Weg
Es fehle in dem Thale an einem Schulh
natürlich auch an den Mitteln, ein solches z
Wolle der Baron dieselben in seine Hände
hoffe der Abt, wenn Frau von Landesheimer
sten Jahre, wie sie die Absicht ausgespro
ihre Luftkur zu wiederholen komme, in ihre

als er beansprucht habe, es werde das besch
müth der Baronin, wie er fürchte, fast l
Hochwürden würden aber freilich wissen, was
solchen Gedenktafel zu erreichen sei; und n
Hochwürden, sondern auch der Baron wuß
wohl, was mit der öffentlichen Lobpreis
Wohlthat von Seiten des umsichtigen Prä
die Nachfolge künftiger Kurgäste beabsichtig
meint war.

Man war von beiden Theilen mit ein
zufrieden. Die Familie von Landesheime
am nächstfolgenden Tage in Begleitung d
nach Deutschland zurückzukehren. Der Baron
was ihm oblag, immer bald aus dem Kopf
wünschte, war der Meinung, daß die Hochzei
Verlauf des Jahres gefeiert werden solle,
Leidenschaft des Grafen war damit mehr a
standen. Viktorine ihrer Seits verlangte
besser, als schon in diesem Winter in der
Gesellschaft zu erscheinen, und die Baronin
lauter Besprechungen mit den Ihren, mit P
phil, mit dem Doktor und mit der Wirthin,
Zeit zu irgend einem zusammenhängenden
Sie schrieb Briefe, telegraphirte, und hatte a

däen nach dem Entschluß, den dieselbe
auch Nichts mehr zu sagen. Die Angeleg
abgethan, die Unterredung konnte Beiden
quicklich sein; es war am Ende das Gesch
Beste, ihr ein schriftliches Lebewohl mit
Andenken zu hinterlassen. Sie stellte ih
karte und ein kleines Weihwassergefäß
Arbeit, dessen sich Benedikt bedienen konn
es wollte, für den Zweck zurecht. Das
jungen Mönches, das sie aus dem Gedäch
und das sehr ähnlich war, that sie in ihr
es zur Erinnerung an das romantische Al
sich zu nehmen.

Der Tag ging hin, man wußte nicht
blieben war. Da — als man in dem
die Tafel zu dem Abendessen rüstete, g
einem Male eine Unruhe unter den Wirth
unter der Dienerschaft kund. Auch auf
traten die Leute zusammen. Ein Paar d
sten Führer standen mit Pater Theophil
von den erwachsenen Scholaren bei ein
und Jener kam hinzu. Die Scholaren
gestikulirten mit großer Lebhaftigkeit.
nach der Teufelswand hinauf, sie schiener

lieber nicht gesagt, aber von Einem oder
hätten Sie es doch und vielleicht gerade b
erfahren können, und das wäre noch schlimm
denn Sie haben ihn ja auch gekannt! —
diktus ist von dem Vorsprung der Teufelsn
gestürzt!" —

„Und beschädigt?" fragten der Baron
Frau wie aus einem Munde.

„Todt und zerschmettert!" sagte der
rend sein Blick voll Abscheu auf Viktorine
ist eben hinaufgegangen, ihn zu holen,
dahin gelangen kann, wo er liegt."

Viktorine war mit einem Aufschrei i
sten Stuhl gesunken, Vater und Mutter
um sie bemüht, die Wirthin zeigte die ge
liche Theilnahme, der Doktor hatte sich e
wolle nach der unglücklichen Jakobäa sehe

Viktorine weinte, als sie zu sich ka
langte eine Weile in ihrem Zimmer auszu
möge, wenn der Graf inzwischen kommen
von ihrem Unwohlsein Nichts sagen, sie
nicht nervenschwach erscheinen. Man li
Willen haben, so wie immer. Dem Vate
ihr Zusammenbrechen aufgefallen.

soll denn da nicht richtig sein? Thust Du
Gott! als wäre im Gebirge noch kein
Schaden gekommen. Der junge Mensch
Schwindel bekommen haben! Was ist d
richtig!" sagte er.

„Ja!" fiel die Wirthstochter ein, die
dazu gekommen war, „so haben es die S
erzählt. Er hat schon neulich, als mein
dabei gewesen ist, einen solchen Anfall u
heftigen gehabt, daß er sich an meinen
anhalten und stützen müssen; und die Sc
er sei diese letzten beiden Tage sehr veränd
Sie hätten sich gewundert, als er mit
den beschwerlichen Weg nach der Teufelsn
schlagen habe. Oben angekommen, sei
mit ihnen gewesen, wie immer, dann
vorwärts gegangen, so daß sie gemeint hät
nach Etwas sehen, und in demselben Au
er mit ausgebreiteten Armen hinabgesti
Nachmittag ist er noch hier in des Br
gewesen, das war, seit er in's Kloster trat
Male. Vielleicht hat er ihn noch bera
Der Bruder war aber nicht zu Hause, un
die ihn gesehen und hinaufgewiesen, h

Die Baronin ließ sich das gesagt
Tochter waren des Vaters praktische Bede
leicht verständlich, sie war selber darauf a
mit den feststehenden Thatsachen abzufind
geschehen zu machen war Geschehenes doc

Am Abend speiste man mit der üb
schaft, Viktorine entzückte die Anwesenden
herrlichen Gesang, man tanzte schließli
Graf jedoch bemerkte, daß auf der schönen
Braut ein trüber Schatten lagerte, und
deshalb.

Sie sagte, der schreckliche Tod des
so reich begabten jungen Mönches habe
Sie sei eben sehr impressionabel! — De
die Sache einfach wie ihr Vater, und
zerstreuen.

Auf ihrem gewohnten Platze knieeten Jakobäa und ihre Töchter. Die Wirthin war an Jakobäa's Seite. Die Unglückliche war wie versteint, es kam keine Thräne in ihr Auge, es war kaum noch ein Wort über ihre Lippen gekommen.

Als die Klosterbrüder den Sarg erhoben, um ihn fortzutragen, stand sie jählings auf, aber sie sank wieder auf die Kniee, und die starren Augen zu der Wirthin gewendet, sprach sie: „Ich hab's herauf beschworen! Ich allein! — Ich habe Gott versucht! Ich sagte, mit Leid und Freud sei es für mich vorbei! Mich fechte jetzt auf der Erde Nichts mehr an! — Gott hat mir's anders zeigen wollen! Er ist der Herr!" —

Der Zug der Brüder war vorüber, die Leute schlossen sich ihm an, man verließ die Kirche. Als Viktorine, auf des Grafen Arm gelehnt, die Augen voll von Thränen, an Jakobäa vorüberging, drängte es sie, stehen zu bleiben; aber Jakobäa schlug ein Kreuz vor ihr, wie vor dem Bösen, und der Blick, den sie auf sie richtete, fuhr ihr wie ein Stich durch's Herz. Stefano hatte Nichts davon bemerkt, er kannte Jakobäa nicht.

Die Rührung, die Erschütterung waren allgemein, der Baron hatte also Nichts dagegen, daß Viktorine

der ihren freien Ausdruck gab. Sie hing sich, als man wieder zu Hause war, an seinen Arm und sagte: „Hast Du mir die Smaragden schon gekauft, die Du mir versprochen hast?“

Er verneinte es, er habe sie nicht ganz nach Wunsch gefunden.

„So verzichte ich darauf, gieb mir das dafür bestimmte Geld!“ sagte sie.

Der Baron wollte wissen, zu welchem Zwecke.

„Ich habe Pater Benedikt sehr gern gehabt und seine Mutter auch,“ sagte Viktorine. „Ich möchte ihr eine Genugthuung bereiten, möchte eine kleine Kapelle errichten lassen an der Stelle, an welcher der Arme verunglückte, oder besser noch auf der Klostermatte, die er sehr geliebt hat, und auf der ich ihn getroffen habe.“

„Du kannst in der römischen Gesellschaft nicht genug von Schmuck besitzen, und die Smaragden sind bestellt!“ entgegnete der Baron. „Aber wenn Du es durchaus willst, kann man das Eine thun, ohne das Andere darum zu lassen. Ich hindere Dich nicht, im Gegentheil! Es paßt mir sogar. Es sind hier unter den Gästen ein paar junge Literaten; bekannt würde es durch sie bei uns werden, daß wir hier die Kapelle bauen, und möglicher Weise ist es selbst dem Grafen

recht, der im Kloster Gastfreundschaft genossen hat. Mach' das mit Pater Theophilus ab, oder schreibe an den Abt. — Deiner Mutter wird es überdies zu einer besonderen Satisfaktion gereichen, und wenn's daneben noch die Mutter von dem jungen Menschen tröstet soll mir's lieb sein!"

Viktorine umarmte den Vater, sie freute sich d Zugeständnisses, und mehr verlangte er von seine einzigen Kinde nicht.

Das Schicksal der Familie Anschafft wurde un den Gästen viel besprochen, man mengte Wahres Erdichtetes wie immer durcheinander. Viktorine un nahm es endlich, die Geschichte ausführlich zu berich Der Doktor kam dazu, als sie dieselbe mit der merkung schloß, daß das Dichterwort recht eige für diese Familie gesprochen sei:

> Das eben ist der Fluch der bösen That,
> Daß sie fortzeugend Böses muß gebären!

Man fand die Art, in welcher Viktorine hatte, sehr anziehend, ihr Citat sehr geistreich jungen Literaten versicherten ihr, es sei zweifell sie zur Schriftstellerin eine ungemeine Anlage Sie sagte nicht nein! — Der Doktor dachte Theil dabei.

Am nächsten Morgen schied die Familie Landesheimer in des Grafen Begleitung aus dem Thale; die Gesellschaft sah sie ungern fortgehen, die Eingebornen sprachen von der Baronin und von Viktorinen wie von guten Feen, Alles rief ihnen ein „Auf Wiedersehen!“ nach.

Auch die Wirthin und ihre Tochter und der Doktor thaten dieses Letztere, und hatten allen Anlaß, es zu thun. — Pater Theophilus war noch am Morgen bei den Damen; der Abt schickte ihnen durch seinen Gärtner ein paar aus Alpenblumen schön gebundene Sträuße.

Nur Eine stand einsam, oben vor der Thür des Hauses, das Maria Josepha gebaut hatte für die Nachkommenschaft, die nun dem Erlöschen verfallen war, und sah finsteren Auges, wie die Wagen die Straße hinanfuhren, die aus dem Thale führt, und sie hatte Mühe, die Verwünschungen zu unterdrücken, die ihr auf den Lippen brannten.

Zwanzigstes Capitel.

Der Doktor hatte starke, gesunde Nerven, aber die letzten Tage hatten ihn doch angegriffen. Er hatte Benedikt sehr lieb gehabt, sein furchtbares Ende ging ihm schmerzlich nahe. Er war zufrieden, daß er am Nachmittage sich ein paar Stunden Ruhe gönnen konnte. Er hatte Mancherlei nachzuholen, mancherlei Papiere zu ordnen.

Als er die Taschen seiner Briefmappe durchsuchte, fiel ihm ein versiegelter Brief in derselben auf, der an ihn gerichtet war und geflissentlich zwischen andere Papiere hineingeschoben zu sein schien. Der Doktor hatte die Mappe in den letzen zwei Tagen nicht mehr in der Hand gehabt. — Benedikt hatte den Brief hineingelegt, als er den Doktor nicht in seiner Wohnung angetroffen.

„Ich schreibe dies Blatt,“ hieß es in demselben, „für den Fall, daß es mir nicht mehr gelingen sollte, Dich zu sehen; wenn Du es liest, wird es hienieden zu Ende mit mir sein. Ich vermag nicht mehr zu leben! — Gott hat, ehe ich noch von mir wußte, mir ein Schicksal auferlegt, das zu tragen er mir die Kraft versagt. Er hat eine Versuchung in meinen Weg gestellt, der nicht zu unterliegen ich gerungen habe, so sehr ich es gekonnt. Aber ich bin irre geworden an Allem, was da ist und sein wird — ich kann nicht weiter! Giebt es einen allgütigen, allweisen Vater jenseits dieses Erdenlebens, in das wir gewiesen werden ohne unsern Wunsch, so wird er Erbarmen haben mit meiner armen Seele und mit der Unzulänglichkeit der armen Kreatur, die er geschaffen hat.

Lebe wohl! Du hattest mich gewarnt! Es war mein Schicksal, daß ich Dich nicht hörte!

Steh' meiner Mutter bei! Meinen Schwestern wird ihr fester Glaube helfen. Lebe wohl!“

Wir hatten dieses Blatt, das uns der Doktor anvertraut, in der Kapelle gelesen, welche Viktorine nach ihrem Uebereinkommen mit dem Abte, auf der

Klostermatte errichten lassen. Es ist nur ein kleiner aber hübscher Bau, der die Gegend schmückt. Graf Stefano hat ein schönes Kästchen mit der gewünschten Reliquie dahin gesendet, das Kloster hat Stationen auf dem Wege nach der Benediktskapelle eingerichtet, sie wird viel besucht. Das Andenken des verunglückten jungen Paters steht im Thale wie im Kloster sehr in Ehren.

Benedikts Schwestern beten täglich in der Kapelle, seine Mutter hat sie nie betreten. Sie ist ihrem alten Platze in der Klosterkirche treu geblieben.

Weshalb die unglückliche Greisin aber den Fremden sich so feindselig erweist, das war uns, seit wir ihr Schicksal kannten, sehr erklärlich.

Im letzten Winter ist sie auch gestorben. Das Kloster hat jetzt den Besitz des ihm vermachten Anschafft'schen Legates angetreten. Jakobäa's Haus ist dem Doktor vermiethet. Er wird es im nächsten Sommer als Dependance der Kuranstalt benutzen.

Ende.

Druck von Otto Janke in Berlin.